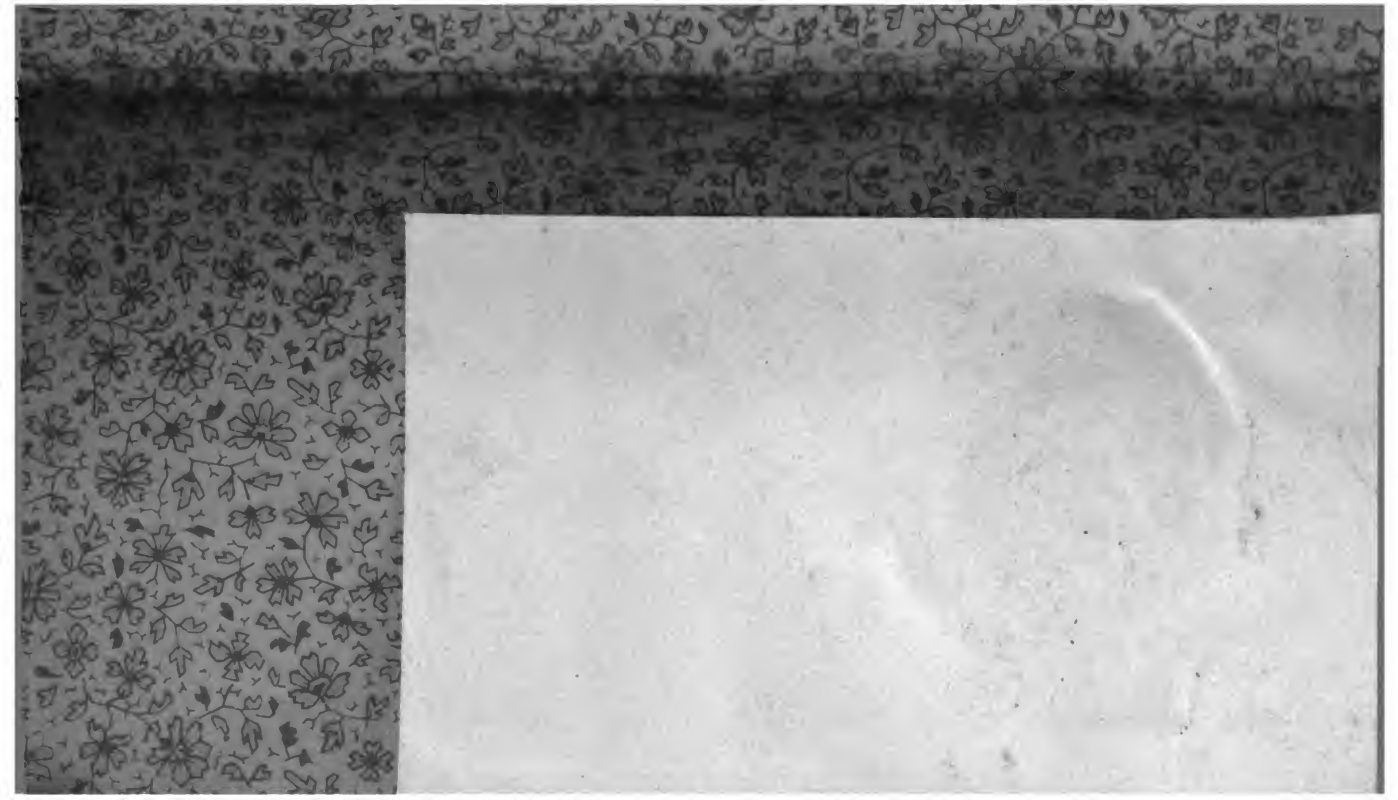
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08221466 3



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Schroeckh
AA
1786 F

Digitized by Google

CHRISTIANUS THOMASIUS.

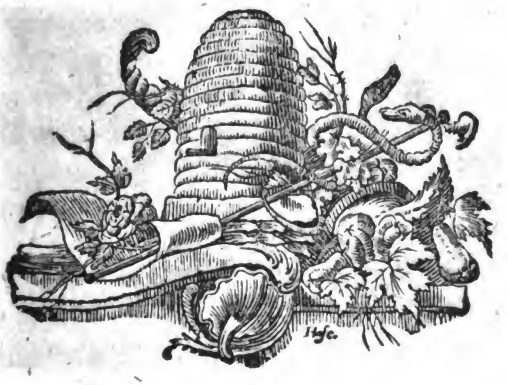
D. Berger sc.

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Fünfter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius.
1778.

W. Klatt.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Vorrede.

Ob ich gleich diesen Theil den Lesern des vorhergehenden sechstehalb Jahre hindurch schuldig geblieben bin; so glaube ich doch kaum, daß ich deswegen eine umständliche Entschuldigung nöthig habe. Die beste Entschuldigung für die Verzögerungen der Schriftsteller, ist die überzeugende Versicherung welche sie zu geben im Stande sind, daß ihre Arbeit ohne eine zu schädliche Eilfertigkeit nicht früher habe ans Licht treten können: und ich befinde mich in diesem Falle.

Von den beyden ersten Lebensbeschreibungen dieses Theils, habe ich hier weiter nichts zu sagen, als daß ich die Ursache von dem Uebelstande oder der Unbequemlichkeit angeben muß, nach welcher im vorhergehenden Theile nur wenige Seiten von dem Leben des Pabstes **Adrian** erschienen sind, und alles übrige für den gegenwärtigen aufbehalten worden ist. Da sein Bild vor jenen gesetzt wurde: so schien es unschicklich

zu seyn, wenn nicht wenigstens der Eingang zu seinem Leben eben daselbst gefunden würde.

Allein über die Lebensbeschreibung des Thomasius habe ich etwas mehr mit meinen Lesern zu sprechen. Was gar oft nur ein Merkmal von Schriftstellerischer Bescheidenheit oder Höflichkeit ist, das kann ich hier im strengsten Verstande behaupten: es ist nur ein Versuch, der andere aufmuntern soll, eine vollkommenere Lebensbeschreibung dieses großen Mannes aufzusetzen. Thomasius hat in zu vielen Theilen der Gelehrsamkeit gearbeitet, war viel zu fruchtbar an Meinungen, Entwürfen, Vorschlägen und Einfällen, hat auch zu mannichfaltige Veränderungen hervorgebracht, als daß wenige Bogen dieses alles faßen könnten. Ich habe mir daher selbst, indem ich im Begriff war, sein Leben zu beschreiben, gewiße Schranken gesetzt, die ohnedieß auch der Absicht dieses Werks am gemäßesten waren. Nicht sowohl den berühmten Gelehrten und Schriftsteller, als vielmehr den außerordentlichen Mann, der in der Denkungsart der Deutschen eine sehr merkwürdige und sehr dauerhafte Aenderung verursacht hat; diesen abzuschildern bin ich bemüht gewesen. Und dieses konnte freylich nicht durch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften, durch genaue Auszüge aus denselben, oder durch einen Abriß aller seiner Meinungen, geleistet werden; wohl aber mußte von diesem allen so viel gewählt werden, als man braucht, um zu sehen, was

was ihm Freyheit, Geschmack und Gelehrsamkeit, der ganze neuere Zustand der Wißenschaften im protestantischen Deutschlande, zu danken haben. Da ich mir überall die Urtheile der scharfsinnigsten Männer über ihn, selbst die widersprechenden, und besonders der Nachwelt ihre, zu Nutzen zu machen suchte: so hätte ich mich auch da an denselben begnügen können, wo ich von seinen würklichen oder vermeinten Verdiensten um die Rechtsgelehrsamkeit einen Begriff geben mußte. Aber es war natürlich, daß ich an diesem Orte mit ungleich mehrerem Mißtrauen gegen mich selbst handelte. Ich bat daher drey gelehrte, und zum Theil berühmte Kenner dieser Wißenschaft, auf eben so vielen Universitäten, um ihr schriftliches Urtheil über dasjenige, was Thomasius im bürgerlichen, deutschen, Lehn- und andern Rechten, Neues, Wichtiges oder doch Sonderbares vorgebracht hat. Allein ich habe nicht das Vergnügen gehabt, von zweeen derselben eine Antwort, von dem dritten aber mehr als eine Entschuldigung zu erhalten: und meine Nachrichten darüber sind also nicht weiter gegangen, als meine Kenntniße reichten. Ohngefähr eben so unglücklich bin ich in der Bemühung gewesen, einige besondere ungedruckte Erzählungen von dem Leben und Charakter des Thomasius zu erlangen; ingleichen ein zuverläßig ähnliches Gemählde oder Kupfer von ihm zu entdecken, nach welchem seine Abbildung, welche gegenwärtigem

Theile

Theile vorgesetzt werden soll, abgezeichnet werden könnte. Alle diese, auch andere Umstände und Ursachen machen es nützlich, und sogar nothwendig, daß eine vollkommenere Lebensbeschreibung dieses verdienstvollen Mannes, zum Dienste der eigentlichen Gelehrten, und, wenn man dabey vorzüglich auf die Ehre unsers Vaterlandes bey den Ausländern sehen will, in lateinischer Sprache verfertigt werde.

Bey dieser Gelegenheit denke ich auch einmal öffentlich an die **Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten**, deren Fortsezung seit so vielen Jahren, über andern größern Arbeiten, unterblieben ist. Man hat unterdeßen das darinne befindliche Leben **Luthers** einigemal, aber immer ohne meine Einwilligung, besonders abgedruckt. Ich würde, wenn man mich darum befragt hätte, verschiedene Stellen deßelben verbeßert oder sonst umgearbeitet haben. In der That bin ich entschloßen, dieses nach einiger Zeit zu thun, wenn ich von dem gedachten Leben selbst einen besondern Abdruck besorgen werde. Zu dem gesammten Werke soll nun nächstens des **dritten Bandes dritte Sammlung** hinzukommen: und damit dürfte ich, so wie vielleicht mit dem Leben **Philipp Jacob Speners** in dem folgenden Bande dieser **Allgemeinen Biographie**, am Ende meiner biographischen Laufbahn seyn. Wittenberg, am 1. May des Jahrs 1778.

Fort-

Fortsetzung und Beschluß
von
dem Leben
des Pabstes Adrian
des Sechsten.

Zu der Zeit als Adrian in den Niederlanden lehrte, gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, waren diese ansehnlichen Länder, in welchen die blühende Handelschaft viele Reichthümer verbreitet hatte, dem Hause der Erzherzoge von Oesterreich unterwürfig. An dasselbe hatte sie der Sohn des Kayſers Friedrichs des dritten, der Erzherzog Maximilian, im Jahr 1477. durch seine Vermählung mit der Prinzeßinn Maria, einzigen Tochter und Erbinn des letzten Herzogs von Burgund, Carls des Kühnen, gebracht. Nach ihrem Tode im Jahr 1482. war Philipp, der in dieser Ehe gezeugte Sohn, Besitzer der Niederlande, unter der

Vormundschaft seines Vaters, bis ihm dieser, als er im Jahr 1493. unter dem Nahmen Maximilians des ersten, Kayser wurde, die Regierung derselben völlig überließ. Drey Jahre darauf bekam der Erzherzog Philipp die Infantinn Johanna, zweyte Tochter des Königs von Aragonien, Ferdinands, und Isabellen, Königinn von Castilien, zur Gemahlinn: und da dieselbe im Jahr 1500. das Erbrecht zur spanischen Krone erhielt, wurde im Jahr 1502. ihr und ihrem Gemahle die Huldigung in Spanien geleistet. Beyde nahmen endlich im Jahr 1505. nachdem die Königinn Isabella gestorben war, den Titel, König und Königinn von Castilien, an: ihr ältester Sohn Carl, der im Jahr 1500. gebohren war, und bisher Herzog von Luxenburg geheissen hatte, wurde nun Prinz von Castilien genannt; und der Großvater desselben Ferdinand sollte, nach Isabellens Verordnung, die Regentschaft von Castilien so lange führen, bis Carl das zwanzigste Jahr erreicht haben würde. Doch Philipp wußte sich diese Regierung selbst zu verschaffen; starb aber bereits im Jahr 1506. Er hinterließ außer Carln und einigen Töchtern, noch einen Prinzen Ferdinand, und eine Wittwe, welche die Zerrüttung ihres Verstandes zu allen Geschäften untüchtig machte.

Carl, dem nunmehro die Niederlande gehörten, und der auch vermuthlicher Erbe sowohl von Castilien als von den andern mit der Spanischen Monarchie verbundenen Reichen und Staaten war, führte, weil seine Mutter noch lebte, den königlichen Titel noch nicht, und sein Großvater Ferdinand übernahm an ihrer Stelle die Staatsverwaltung von Castilien. Sein anderer Großvater Maximilian that eben dieses, wiewohl mit weit geringerm Ansehen, in Absicht

auf

auf die Niederlande, nach einem Auftrage der dortigen Stände; übergab aber nachher die Oberstatthalterschaft davon seiner Tochter Margaretha, verwittweten Herzoginn von Savoyen. Beyde sorgten gemeinschaftlich für Carls Erziehung, und ernannten zum Oberaufseher derselben Wilhelmen von Croi, Herrn von Chievres; zum eigentlichen Lehrer des Prinzen aber den Adrian zu Löwen. Viele geschickte Männer bewarben sich um die letztere Stelle: Adrian wurde allen vorgezogen, ob er sie gleich nicht gesucht hatte, weil er unter allen Niederländern den größten Ruhm der Gelehrsamkeit und der Rechtschaffenheit besaß.

Es fällt in die Augen, daß Adrian nicht völlig diejenigen Eigenschaften gehabt habe, welche zu diesem wichtigen Lehramte erforderlich waren. Zwar nicht eben darum, weil seine in gelehrter Einsamkeit gebildeten Sitten der Lebhaftigkeit und dem feinern Geschmacke des Hofes nicht angemessen schienen; — denn sie waren doch nicht störrisch oder unbiegsam, und der geübteste Hofmann würde in einer solchen Lehrstelle vielleicht das wenigste Glück haben: — seine Wißenschaft selbst schickte sich weniger für einen Prinzen, der ein so mächtiger Fürst werden sollte, als für solche, die sich in der damals herrschenden Theologie und Philosophie hervorthun wollten. Nicht nur hatte er die witzigen und sinnreichen Künste verschmäht, die den ernsthaftern Untersuchungen und Kenntnißen Eingang verschaffen, und sie gleichsam verschönern konnten; er war überhaupt mit der edeln Gelehrsamkeit des Alterthums, die eben zu seiner Zeit aus der langen Nacht der Barbarey hervorgebrochen war, zu wenig bekannt. Unterdessen verstand er doch genug, um Carln einige nützliche Wißenschaft und

Neigung zur Erweiterung derselben beyzubringen. Was ihm von dieser Seite fehlte, ersetzten die weisen und tugendhaften Vorschriften, die er seinem Prinzen über alles andere einprägte. Er unterrichtete ihn fleißig, daß er sich nicht auf Reichthümer, Macht, Ehre und Glück, sondern auf Gott allein verlaßen müße, durch welchen die Könige regierten. Von demselben möchte er sich die Klugheit erbitten, deren er bald benöthigt seyn würde, und nicht glauben, daß seine Vergehungen bey Gott ungestraft bleiben würden, weil sie es bey den Menschen wären. Gott werde sie vielmehr desto schärfer ahnden, je mehr sie vor vielen begangen würden. Adrian sparte auch die Verweise gegen den jungen Carl nicht, so oft sich dieser kleinen Ausschweifungen seines Alters überließ. Und der letztere erinnerte sich in spätern Jahren dieser Anweisung dankbarlich. Als daher auf dem Reichstage zu Worms ein Fürst in seiner Gegenwart fürchterliche Flüche ausstieß, sagte er zu einem Großen, der ehemals mit ihm Adrians Aufsicht genoßen hatte: „Wie würde dieses unser Lehrer aufgenommen haben, wenn er uns einst so fluchen gehört hätte?„

Daß aber Adrian den Prinzen selbst in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit nicht so weit bringen konnte, als er wünschte, daran waren einige der vornehmsten Hofleute Schuld, welche ihre Unwissenheit mit dem vermeintlich klugen Rathe bedeckten, Carl müsse nicht dasjenige lernen, was einem Gelehrten, sondern was einem Fürsten brauchbar wäre. Chievres selbst trug das meiste dazu bey, ihn von den Wissenschaften abwendig zu machen, damit er ihm allein, nicht seinem Lehrer, ergeben seyn möchte. Er belustigte ihn durch Waffenübungen und ritterliche Spiele aller Art, ließ ihn auch französisch und spanisch

nisch geschriebene Geschichten lesen, und führte ihn durch leichtere Uebungen zur Regierungskunst an. Ohnedem waren damals die allermeisten Großen und Edelleute von dem Vorurtheil eingenommen, daß nicht Beschäftigungen des Verstandes, sondern bloß Behendigkeit und Tapferkeit, Gefechte und kühne Unternehmungen ihrer würdig wären. Adrians sanfte Gemüthsart gab nach; aber Carl bereuete in der Folge diesen Fehler. Es wurde einmal zu Genua eine lateinische Rede vor ihm gehalten, von welcher er nicht viel verstand. Da sagte er seufzend: Jetzt erkenne ich mich mit Betrübniß, wie vortrefflich die Erinnerungen meines Lehrers Adrian gewesen sind: „er „sagte mir oft voraus, ich würde dereinst für diesen „jugendlichen Leichtsinn bestraft werden.“

Um diese Zeit erlangte auch Adrian immer mehrere geistliche Aemter, oder vielmehr einträgliche Pfründen, indem er außer der beybehaltenen Stelle eines Dechants zu Löwen, noch eine ähnliche zu Antwerpen, und verschiedene zu Utrecht, bekleidete. Er hatte freylich in seinen frühern Jahren behauptet, daß ein Lehrer mit Einer kirchlichen Bedienung, die ihn hinlänglich ernähren könnte, zufrieden seyn müsse: und dieses war auch den Kirchengesetzen gemäß; zumal da diese Aemter sich an weit von einander entfernten Oertern befanden. Man hat ihn deswegen nicht immer glücklich genug vertheidigt, indem man unter andern gesagt hat, einem Manne welcher der Kirche einen so ausgebreiteten Nutzen schaffte, sey es wohl erlaubt gewesen, sich mehrere Hülfsmittel zu dieser Absicht eigen zu machen, die einem Manne von gemeinen Fähigkeiten nicht verstattet werden konnten. Andere lassen ihn auf die vorgelegte Frage, warum er hierinne seine Denkungsart geändert habe, ganz wider

seine gewöhnliche ernste und überlegte Art sich auszudrücken, antworten: er habe, da er noch ein Kind gewesen, auch kindisch gedacht, geredet und gehandelt; nun er aber ein Mann geworden sey, habe er alles kindische abgelegt. Was man mit mehrerer Wahrscheinlichkeit zu seiner Entschuldigung anführen kann, möchte darinne bestehen, daß er bey seinem Hofamte geringere Einkünfte zu genießen hatte, als sein immer wohlthätiger Aufwand erforderte; daß mit den meisten jener geistlichen Stellen eben keine für die Religion und Kirche wichtigen Pflichten verbunden waren, und daß er einige derselben niedergelegt hat, sobald er höhere Würden erhalten hat. Vielleicht ist es aber am besten hierbey zu bemerken, daß Adrian einem gewöhnlichen Schicksal der Menschen nicht entgangen sey, durch Glück und Ehrenstellen seine Gesinnungen etwas verändert zu sehen.

Ob er gleich nur zum Lehrer des Erzherzogs Carl an den Hof gerufen worden war; so wurden ihm doch eben daselbst bald Geschäfte von einer ganz andern Art aufgetragen. Er las die Bittschriften, welche dem jungen Fürsten und seinen Räthen übergeben wurden, und stattete Bericht davon ab. Man zog ihn auch fast zu allen Berathschlagungen von einiger Wichtigkeit. Sein Ansehen stieg daher täglich so sehr, daß Chievres und die übrigen in deren Händen eigentlich die Staatsverwaltung war, es vor nöthig befanden, ihn zu entfernen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihnen von selbst an. Der König Ferdinand hatte sie im Verdachte, daß sie sich auf die französische Seite neigten, und er war darüber so mißvergnügt geworden, daß er bereits Carls jüngern Bruder Ferdinand, der ohnedem in Spanien selbst gebohren, und vor seinen Augen erzogen worden war,

zum

zum Statthalter seiner Reiche, Arragonien, Catalonien, und anderer mehr, bestimmet, ihm auch sonst sehr beträchtliche Vorzüge beygelegt hatte. Die sehr sichtbare Neigung der Spanier gegen das österreichische Haus, seit Philipps Ankunft unter ihnen, hatte ihn nicht weniger verdrossen. Carl stand also in Gefahr, alle spanische Reiche, außer Castilien zu verlieren: und eine solche Trennung in den Ländern der spanischen Monarchie kündigte auch nicht geringere Unruhen auf die Zukunft an. Um dieses zu verhüten, und das gute Vernehmen mit dem Könige wieder herzustellen, wurde Adrian als Carls Gesandter im Jahr 1515 an denselben geschickt.

Er näherte sich damals seinem sechszigsten Jahre, war schwächlich, und hatte sich in einer so schweren Unterhandlung niemals vorher geübt. Gleichwohl übernahm er den Auftrag, und führte ihn mit unerwarteter Geschicklichkeit aus. Ferdinand empfieng ihn sehr wohl: er versicherte, daß er einen andern Gesandten als diesen nicht einmal angehört haben würde, und wurde seinem Enkel Carl sogleich wieder günstig. Nur forderte er von diesem einige Bedingungen, davon dieses die unangenehmste war, daß er einige seiner Niederländischen Staatsbedienten, und vornemlich den Chievres, ihrer Dienste entlassen, und ihre Stellen mit andern besetzen möchte. Adrian gab Carln und seinen geheimen Räthen hievon Nachricht: zugleich meldete er ihnen, wie vergebens er gesucht habe, Ferdinanden von diesem Verlangen abzubringen, und wie wenig es wahrscheinlich sey, daß er solches jemals ändern dürfte. Er setzte hinzu, man würde nach dem nahbevorstehenden Tode des Königs, wenn man ihm auch zu Gefallen etwas dergleichen bewilligte, alles bald wieder auf den alten Fuß setzen

können; doch habe er nichts von allem zugestanden, weil er keine Vollmacht dazu hätte.

So verständig auch dieses Betragen Adrians war; so gaben ihm doch die Niederländischen Staatsräthe besonders wegen dessen, was er von ihrer Absetzung gemeldet hatte, die schlimmste Wendung. Aeußerst aufgebracht gegen ihn, sagten sie öffentlich, er sey weiter gegangen, als er berechtigt gewesen wäre, und habe gegen den Erzherzog und sie viele böse Ränke gespielt. Man glaubte dieses in den Niederlanden, und er kam darüber in einen sehr übeln Ruf. Wer noch gelinder von ihm dachte, schob die Schuld auf seine Unerfahrenheit in solchen Geschäften, die nothwendig Fehler hätte hervorbringen müssen. Er selbst hörte endlich mit Erstaunen, daß man seinen Bericht so sehr gemißbraucht habe; aber er begegnete seinen Feinden darum nicht mit gleicher Erbitterung, ob ihn gleich einige in seinen Diensten stehende aufmunterten, sie dafür zu züchtigen. Er antwortete diesen mit den Worten des Weisen: „Wenn „die Wege des Menschen dem Herrn gefallen, so wird „er auch die Feinde desselben zum Frieden wenden.“ Auch hielt er ihnen das Beyspiel von dem Betragen Davids gegen den lästernden Simei vor. Bey diesen Gesinnungen blieb er in der That beständig: ohne alle Rachbegierde gegen diejenigen, welche ihn beleidigt hatten. Damit er jedoch seine Unschuld darthun möchte, vertheidigte er sich in einem weitläuftigen Schreiben an seinen Fürsten: in gleicher Absicht schrieb er auch an alle, welche über ihn unwillig geworden waren. Allein er wünschte noch mehr, sich mündlich rechtfertigen zu können, und bat daher den Erzherzog um Erlaubniß zu seiner Rückkehr in die Niederlande.

Man

Digitized by Google

Man schlug ihm diese Bitte ab: sie stand an sich dem Entwurfe, welchen die Staatsbedienten an Carls Hofe wider ihn gemacht hatten, entgegen; aber sie konnte ihm auch, wie es schien, wegen des Todes des Königs Ferdinand nicht bewilligt werden. Dieser Fürst, einer der staatsklügsten der neuern Jahrhunderte, der aber auch oft die schlimmsten Mittel wählte, seinen Endzweck zu erreichen, starb im Anfange des Jahrs 1516. Kurz vorher hatte er, den Vorstellungen Adrians zu Folge, ein neues Testament, ganz zum Vortheil seines Enkels Carl, gemacht. Nun glaubte man, die fernere Gegenwart Adrians in Spanien sey nothwendig, weil man bey dieser großen Veränderung auf dem dortigen Throne, allerhand Bewegungen befürchten mußte. Genug, er blieb daselbst, und wählte jetzt das einzige zur Rettung seiner Ehre übrige Mittel, indem er einen seiner Vertrauten an Carln schickte, der alle Beschuldigungen seiner Feinde in ihrer Gegenwart widerlegen sollte. Dieses that auch die Würkung, daß sowohl sein Fürst als viele andere, von der Rechtmäßigkeit seines Betragens überzeugt wurden. Zu einem Merkmale davon wurde ihm das Bißthum Tortosa in Spanien, nebst dem damit verbundenen Amte eines obersten Inquisitors in Arragonien, auf Empfehlung des Cardinals Ximenez, und mit Beystimmung seiner bisherigen Gegner, von Carln ertheilt. Er würde dasselbe nicht angenommen haben, wenn er es nicht eben als einen solchen feyerlichen Beweis angesehen hätte, aus welchem jedermann schließen könnte, daß die gehäßigen Versuche wider ihn zu seinem Vortheil ausgeschlagen wären.

Carl, der nunmehro den königlichen Titel von Castilien und Arragonien angenommen hatte, obgleich

die spanischen Reichsstände damit nicht zufrieden waren, weil es ohne ihre Einwilligung noch beym Leben seiner Mutter geschehen war, blieb ferner in den Niederlanden. Nach Ferdinands letztem Willen sollte solange, bis er in Spanien anlangen würde, Ximenez, der große und bewundernswürdige Staatsmann, die Reichsverwaltung übernehmen. Allein Adrian hatte eine Vollmacht von Carln mitgebracht, vermöge welcher er, wenn Ferdinand stürbe, seinen Statthalter in Spanien abgeben sollte: und er suchte nun von derselben Gebrauch zu machen. Das wollte aber Ximenez nicht zugeben, weil Carl, dem Testamente seiner Großmutter Isabella zu Folge, nicht berechtigt gewesen war, eine solche Verfügung zu treffen. Hieraus entstand eine kleine Zwistigkeit unter den beyden Prälaten, und Adrian schrieb an den König, er könne dem Cardinal nicht widerstehen, der stolz und ungewohnt seine Gewalt mit jemanden zu theilen, in allem nach Willkühr handelte. Carl schickte daher noch einen Niederländischen Edelmann Lachau nach Spanien, um an der dortigen Regierung Antheil zu nehmen. Doch Ximenez behauptete immerfort das größte Ansehen bey derselben. Adrian, mit dem er vorher aus Hochachtung gegen seine Gelehrsamkeit vertraulicher umgegangen war, und der auch damals eine kurze Zeit dem Erzherzoge Ferdinand einigen Unterricht gab, hatte wenigstens den Vortheil vor dem Cardinal, daß er wegen seiner Leutseligkeit mehr geliebt wurde; da er sonst als ein Ausländer keiner von den Regenten Spaniens nach den Gesetzen dieses Reichs hätte seyn sollen. Er ließ niemanden abweisen, der ihn zu sprechen begehrte, und schickte keinen traurig weg; wenn er ihm gleich seine Bitte nicht gewähren konnte: man merkte an seinem Gesichte, wie schwer es ihm falle, dieselbe abzuschlagen. Uebrigens

brigens war es der wichtigste Dienst, den er Carln in Spanien leistete, daß er die drey Ritterorden von St. Jacob, von Alcantara, und von Calatrava, nicht ohne ziemliche Schwierigkeiten dahin brachte, den König zu ihrem Großmeister zu wählen. Sein Großvater Ferdinand hatte diese Würde auf Lebenslang besessen: und jetzt war jeder dieser Orden im Begriff, sich einen besondern Großmeister zu setzen. Allein ihre Reichthümer konnten ihnen bey einer gemeinschaftlichen Verbindung viele Macht geben: es war daher für das königliche Ansehen desto zuträglicher, daß sie von demselben mehr abhiengen. Adrian führte dieses sogar aus, ohne von Carln darüber Befehle empfangen zu haben. Als er nachmals Pabst geworden war, vereinigte er wiederum freywillig die gedachte Würde auf beständig mit der königlichen Krone; ohne für die Ertheilung dieses ansehnlichen Rechts die geringste Geldsumme zu verlangen, wie es ein anderer Pabst gethan haben würde.

Seitdem Adrian Bischof geworden war, legte er seine Bedienung zu Löwen, und einige andere geistliche Stellen nieder; aber diejenigen, welche er zu Utrecht besaß, behielt er bis an seinen Todt. Nicht lange darauf erhielt er von dem Pabste Leo dem Zehnten die Cardinalswürde. Man erzählt, daß ihn sowohl der Kayser Maximilian als der König Carl dazu empfohlen haben; daß aber insbesondere der gelehrte Kayserliche Gesandte zu Rom, Albertus Pius, Graf von Carpi, und Wilhelm Enchenvoirt, päbstlicher Secretär, der Carls Geschäfte in gedachter Hauptstadt besorgte, und ein Niederländer wie Adrian war, beyde aus Hochachtung gegen ihn, bey dieser seiner Erhöhung sehr geschäftig gewesen sind. Man brachte ihm den Cardinalshut, da er eben beym

Gottes-

Digitized by Google

Gottesdienste war: und er nohm diese unvermuthete Ehre nicht mit der ausnehmenden Freude, welche man erwartete, sondern mit einem sehr gemäßigten Vergnügen an.

Endlich kam Carl, nach dem Rathe des Ximenez, im Jahr 1517. in Spanien an; ließ sich aber von seinen Niederländischen Staatsbedienten, denen diese Reise nicht gefiel, bereden, jenen ehrwürdigen Mann, ohne ihn zu sprechen, noch in den letzten Tagen seines Lebens, seiner Dienste zu entlassen. Chievres fuhr fort alles bey dem jungen Könige zu gelten, nicht ohne großen Verdruß der Spanier; doch blieb auch Adrians Ansehen bey Carln immer beträchtlich. Als darauf dieser Fürst im Jahr 1519 zum deutschen Kayser gewählt wurde, eilte er von dieser Krone Besitz zu nehmen. Eine Versammlung der Stände, die er zu Barcellona, der Hauptstadt von Catalonien, hielt, hinderte ihn noch zu Schiffe zu gehen. Besonders beschäftigte ihn daselbst eine Bitte der sogenannten neuen Christen, das heißt getaufter Juden, oder solcher die von ihnen abstammten. Ihrer gab es in Spanien eine ungemeine Menge; sie waren vor andern reich, und hielten zu ihrer Vertheidigung sehr fest unter einander zusammen. Bisher waren sie oft wegen Ketzerey oder Rückfall zu ihrer alten Religion angeklagt, daher von dem Ketzergerichte der Inquisition gefangen gesetzt und verfolgt worden. Da ihnen aber ihre Ankläger niemals bekannt gemacht wurden, baten sie jetzt, daß solches künftig geschehen möchte. Ein so billiges Verlangen zu erfüllen, wurde von der Geistlichkeit vor sehr bedenklich gehalten. Man sagte, es sey zu befürchten, daß sich keine Zeugen mehr gegen die neuen Christen finden möchten, wenn sie ihrer Rache ausgesetzt wären: und so würde die

Inqui-

Inquisition, die hauptsächlich auch ihrentwegen vorhanden war, nach und nach gänzlich fallen. Außerdem gab man vor, die Zeugen würden, wenn man sie wüßte, desto leichter bestochen werden können, und die Beklagten könnten alsdenn ihre Irrthümer desto freyer unter dem großen Hauffen ausbreiten. Würklich hatten diese bereits einige Räthe Carls, und ihn beynahe selbst gewonnen. Allein er wollte oder konnte vielmehr über eine die Religion betreffende Angelegenheit nichts entscheiden, bevor er die Meinung Adrians darüber vernommen hatte. Dieser war an die Stelle des Ximenez zum obersten Inquisitor ernannt worden. Carl schrieb daher mehrmals an ihn, er möchte in diese nicht unbillige Bitte willigen: zumal da seine Abreise sehr dringend wäre. Doch der Cardinal hatte sich derselben schon ehemals auf den Versammlungen der Stände von Castilien und Aragonien eifrig entgegengesetzt. So weit war der übrigens sanftdenkende Mann freylich nicht gekommen, daß er eingesehen hätte, auch Irrgläubige oder der Ketzerey verdächtige könnten gleiche menschliche und bürgerliche Rechte mit den übrigen Christen fordern. Gleichergestalt hatte Ximenez in diesem Zeitalter einer beynahe allgemeinen Unverträglichkeit unter den Christen, seinen Ruhm durch verfolgende Härte gegen die Ungläubigen nicht wenig befleckt. Und die Aufrechthaltung der fürchterlichen Inquisition wurde bey dieser Sache eigentlich am meisten in Betrachtung gezogen. Adrian antwortete also seinem Könige mehr als einmal, niemand gehorche ihm lieber in allem was möglich wäre; aber hier untersage es ihm Religion und Frömmigkeit: und wenn man dieses gleich nach dem ersten Anschein nicht glauben wolle, so hätte er doch die vielen Gründe welche dagegen stritten, genauer überdacht, als vielleicht andere. Er sey daher, setzte er hinzu, gesonnen,

Digitized by Google

nen, lieber das Amt eines Inquisitors aufzugeben, als es gegen seine Ueberzeugung zu verwalten. Dieses that er auch würklich, als er fand, daß seine Vorstellungen keinen Eindruck machten: er legte das gedachte Amt unter den gewöhnlichen feyerlichen Umständen nieder, und schickte die darüber errichtete Urkunde an den Kayser. Dadurch wurde endlich dieser bewogen, die Bitte der neuen Christen völlig abzuweisen, und der Inquisition die Freyheit ihres bisherigen Verfahrens ferner zu lassen.

Es wird bey diesem Betragen Adrians angemerkt, daß er gewohnt gewesen sey, über seine Geschäfte zeitig den Rath anderer einzuziehen, selbst weit geringerer Personen und zuweilen sogar seiner Bedienten; wenn er aber darauf seinen letzten Entschluß gefaßt hätte, habe ihn auch durchaus nichts von demselben loßreissen können. Manche nannten dieses Hartnäckigkeit und Eigendünkel; andere, die seine Bescheidenheit und Gewissenhaftigkeit kannten, lobten ihn vielmehr deswegen. Es scheint dieses allerdings eine edle männliche Eigenschaft, die man so sehr vielen wünschen möchte, an ihm gewesen zu seyn. Aber doch war es traurig, daß er in dem eben beschriebenen Falle nach so harten Grundsätzen, die aus den Religionsgesinnungen dieser Zeiten flossen, gegen viele tausend seiner Mitbürger und Mitchristen handelte: er, dem menschenfreundliche Empfindungen bey mancher anderer Veranlassung nicht fremd waren. Als sich einst Carl nicht weit von Barcellona aufhielt, reiste Adrian vom Hofe in sein Bißthum zurück. Er hatte eben einen armen Menschen in seine Dienste genommen; da aber derselbe in eine gefährliche Krankheit fiel, wurde beschlossen, ihn so lange unter einer guten Aufsicht zu Barcellona zurück zu lassen, bis Adrian

wieder

wieder hinkäme. Als man dem Kranken davon Nachricht gab, wurde er äußerst betrübt, daß er in einem solchen Zustande unter Fremden bleiben sollte, und bat mit Thränen, ihn mitzunehmen, indem er sonst vor Kummer sterben würde. Darauf überließ ihm Adrian seine verschloßene Sänfte, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn er von Reisen müde, oder sonst nicht munter war; er selbst aber ritt auf dieser ganzen an sich sehr beschwerlichen Reise mit desto größerer Ungemächlichkeit, weil ihn eine Leibesschwachheit drückte. Hingegen hatte er auch das Vergnügen zu sehen, daß sein Diener durch diesen gütigen Beystand unterstützt, seine Gesundheit völlig wieder erlangte.

Bey Carls Abreise nach Deutschland war es Adrians eifriger Wunsch, ihm in die Niederlande folgen zu dürfen. Er sehnte sich schon lange nach der Ruhe und Befreyung von Geschäften die seinem Stande weniger gemäß waren. Allem Ansehen nach, sah er auch, welches nicht schwer war, einen Theil der großen Unruhen voraus, die während der Abwesenheit des Kayſers in Spanien erfolgen würden. Allein dieser verlangte vielmehr, daß er in einem Reiche anstatt seiner zurückbleiben möchte, wo die Ergebenheit gegen die Regierung noch lange nicht genug befestigt war, und wo man daher einen Mann brauchte, den seine gelinde Staatsverwaltung beliebt gemacht hatte. Adrian weigerte sich eine Zeitlang, diese Stelle abermals zu bekleiden: er hielt es insbesondere vor hart, für die Fehler zu büssen, welche Carls Niederländische Staatsbediente in Spanien begangen hatten. Er merkte wohl, daß ihn Chievres, der ihm ehemals zu Löwen einen kleinen Platz, welcher zur Erweiterung des von ihm erbaueten Collegii nöthig war, für Geld und dringendes Bitten nicht hatte überlassen wollen,

wollen, der ihn nachmals vom Hofe zu entfernen gewußt hatte, jetzt als ein Opfer der ausbrechenden Empörung in Spanien zurück zu lassen suchte. Dieser Liebling des Kayſers und die übrigen Niederländischen Räthe waren daselbst durch eine überaus anstößige unersättliche Geldbegierde, und durch viele willkührliche Handlungen, welche sie ihren Fürsten gegen die Staatsverfassung, besonders zur Beschwerde der Städte und des Volks, begehen ließen, äußerst verhaßt geworden. Ueberhaupt verdroß es zwar die Spanier, daß sie durch Ausländer regiert wurden; aber Adrian war unter diesen der einzige, den ihr Unwille nicht traf. Die Kenntniß welche er sich von der Spanischen Verfassung erworben hatte, würde auch jenes Mißvergnügen gemildert haben, wenn ihm etwas mehr Einfluß bey den Staatsangelegenheiten seit der Ankunft des neuen Königs eingeräumt worden wäre. Dem ohngeachtet pflegte das Volk dasjenige was noch an den königlichen Verordnungen günstig war, ihm zuzuschreiben, und das Nachtheilige derselben den übrigen Staatsbedienten. Zu allen diesen Ursachen der Unzufriedenheit kam auch die Erhebung Carls zur kayserlichen Würde, und seine dadurch veranlaßte Abreise aus Spanien. Eine große Erbitterung zwischen dem Adel und dem Volke, welches sich über dessen Gewaltthätigkeiten beschwerte, gab endlich den letztern die Waffen in die Hände. Gleichwohl mußte Adrian, unter solchen mißlichen Umständen, die Statthalterschaft dieses Reichs von neuem übernehmen: und ehe noch Carl dasselbe im Jahr 1520 verließ, waren schon die gefährlichsten Zeichen eines Aufstandes vieler Städte vorhanden.

Um denselben in seinem Anfange zu unterdrücken, gebrauchte Adrian einige Schärfe gegen die Stadt Sego-

Segovia, die sich besonders übermüthig bezeigte. Aber dadurch reitzte er nur den Widerstand von mehrern: und als in dem Fortgange dieser feindseeligen Bewegungen ein von ihm abgeschickter Feldherr die Stadt Medina del Campo, wo sich unsägliche Reichthümer befanden, anzündete, um sich des königlichen Geschützes, das daselbst aufbewahrt wurde, zu bemächtigen, wurde diese Begebenheit gleichsam die Losung zu einer fast allgemeinen Verbindung der spanischen Städte wider die königlichen Befehlshaber und Obrigkeiten. Umsonst versicherte Adrian, daß der gedachte Feldherr seine Befehle überschritten habe: die Aufrührer wurden dadurch nur noch trotziger; besonders da er seine Kriegsvölker aus einander gehen lassen muste, weil der öffentliche Schatz aus dem sie besoldet werden sollten, erschöpft war. Nunmehro vereinigten sich die Städte desto genauer unter dem Nahmen der heiligen Junta oder Verbindung, erklärten sich zwar feyerlich dem Könige getreu zu bleiben, beschlossen aber auch, ihre Rechte standhaft zu vertheidigen, und der gesetzwidrigen Macht des Cardinals nicht mehr zu gehorchen. Sie hatten das Glück, Tordesillas einzunehmen, wo sie die Königinn Johanna, die Mutter des Kaysers, in ihre Gewalt bekamen. Obgleich dieselbe immer noch in einem schwermüthigen Wahnwitz lebte, unter welchem nur sehr selten der Verstand hervorblickte; so bedienten sich doch die Verbundenen dieser günstigen Gelegenheit zum Ansehen ihrer Sache, und führten die Regierung im Nahmen der Königinn, von der sie ausstreueten, daß sie solche angenommen habe. Sie schickten darauf einen Theil ihrer Kriegsvölker nach Valladolid, wo sich Adrian mit seinem geheimen Rathe befand, um diesen gefangen zu nehmen, und sich zugleich des Reichssiegels und der öffentlichen Urkunden zu bemächtigen.

Die Räthe flüchteten sogleich als sie hörten, daß die Aufrührer im Anzuge wären: und auch Adrian verließ die Stadt; allein die Anführer des Heers baten ihn ehrerbietig, darinne zu verbleiben. Sie stellten ihm vor, daß seine Rechtschaffenheit, Mäßigung und Gerechtigkeitliebe von allen Spaniern erkannt und verehrt würden; daß die Städte sich auch nicht gegen den Kayser empörten; sondern nur die unerträglichen Bedrückungen welche in seinem Nahmen ausgeübt worden wären, nicht länger dulden wollten. Adrian muste also in die Stadt zurückkehren; da er aber nicht, gleich einem Gefangenen, sich unter den Aufrührern verweilen konnte, wußte er bald darauf durch ein in der Stadtmauer angebrachtes Loch, bloß von einem Geistlichen begleitet, zu entwischen. In dieser Verwirrung des Reichs war es gleichwohl ein Glück für Carln, daß die Junta durch ihre kühnen Neuerungen den Spanischen Adel gegen sich aufbrachte. Der Kayser trug es also zween der vornehmsten spanischen Herren, dem Connetable und dem Admiral von Castilien, auf, das Reich durch Kriegsvölker wieder zu beruhigen. Obgleich durch diese Anstalt Adrians Gewalt beynahe aufgehoben zu seyn schien; so erwiesen ihm doch die beyden gemeinschaftlichen Feldherren so viele Ehre, indem sie auch alle Berathschlagungen in seiner Gegenwart hielten, daß er völlig sein voriges Ansehen wieder erlangte. Sie erfochten im Jahr 1521 einen entscheidenden Sieg über die Aufrührer, durch welchen die Unruhen bald wieder gedämpft wurden. Eben da diese ausgebrochen waren, hatten die Franzosen, um sich derselben zu bedienen, einen Einfall in das Königreich Navarra gethan; jetzt aber wurden sie desto leichter von den Spaniern zurückgeschlagen. Adrian gab sich bey dem Anfange dieses Kriegs, den Carl auch bald in andern Ländern mit

Frank-

Frankreich zu führen hatte, viele und wohl angewandte Mühe, die spanischen Unterthanen desselben zur Beobachtung ihrer Pflicht aufzumuntern, und zur Erhaltung seines Gebiets etwas beyzutragen. Wenn er überhaupt in seiner Staatsverwaltung von Spanien keine großen Unternehmungen ausgeführt hat, und nicht einmal sehr glücklich in derselben gewesen ist: so würde es ungerecht seyn, ihn durch eine Vergleichung mit dem Cardinal Ximenez verächtlich zu machen. Daß ein Mönch, wie dieser, zugleich als Staatsmann und Feldherr, als Aufseher der Geistlichkeit, Kenner und Beförderer der Wissenschaften, geglänzt hat, und wenigstens nach den Begriffen seiner Zeit, ein Heiliger unter den Staatsministern gewesen ist: dieses war eine so außerordentliche Vereinigung von Eigenschaften, dergleichen kein anderes Jahrhundert gesehen hat. Adrian machte dem geistlichen Stande, welchem er sich allein gewiedmet hatte, Ehre: er erwarb sich in den Geschäften der großen Welt, zu welchen er wider alle seine Absichten gezogen wurde, mehr Ruhm als man vermuthen durfte, kam als ein Ausländer in ein auf seine Rechte und Freyheiten vorzüglich eifersüchtiges Reich, und hatte mit Schwierigkeiten und Unfällen aller Art zu kämpfen, die selbst für den Geist des Ximenez nicht klein gewesen seyn würden.

Um diese Zeit, gegen das Ende des Jahrs 1521, starb der Pabst **Leo der zehnte**. Er hinterließ die Römische und gesammte Abendländische Kirche, deren Oberhaupt er gewesen war, mitten in dem Ausbruche einer der allerwichtigsten Veränderungen. Luthers Streit mit den Vertheidigern der päbstlichen Lehrsätze hatte bereits seit einem Jahre die Wendung genommen, daß er dem Pabste allen Gehorsam aufgekündigt, und den Grund zu einer besondern Gemeine gelegt

legt hatte. Schon gab es viele öffentliche und noch mehr geheime Anhänger desselben: es war eine allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung über diese Bewegungen in Europa rege geworden: und die herrschende Kirche befand sich in der überaus wahrscheinlichen Gefahr, viele tausend ihrer Unterthanen auf immer zu verlieren. Unter diesen Umständen war die Wahl eines neuen Pabstes desto bedenklicher und schwerer, mit je mehrerem Grunde man geurtheilt hat, daß Leo durch sein Betragen jene großen Händel erweitert und sogar unheilbar gemacht habe; so wie durch die Aufführung seiner beyden nächsten Vorgänger die päbstliche Herrschaft mehr als jemals verhaßt geworden war.

Gleichwohl war es die Hauptabsicht der zu dieser Wahl versammleten Cardinäle nicht, ihrer Kirche einen Pabst zu geben, wie sie solchen eben in ihrer damaligen zweydeutigen Verfassung am nothwendigsten brauchte; sondern nach der bey einer solchen Gelegenheit herrschenden Gewohnheit, bloß einen Pabst, welcher die besondern Erwartungen und Wünsche des größern Theils der Wählenden erfüllen möchte. Sie waren in zwo Hauptpartheyen getheilt: in die Jüngern und Aeltern. Jede derselben wollte einen Pabst aus ihrem Mittel gewählt wissen: und da keine der andern nachgab, drohte das Conclave, oder die eingeschlossene Versammlung der Cardinäle, zum Mißvergnügen der Römer, und zum Nachtheil der öffentlichen Ruhe, eine desto längere Dauer. Die Parthey der Jüngern, welche auch den eben verstorbenen Pabst, nicht mit der vorsichtigsten Beurtheilung, auf den Thron erhoben hatte, bestand aus sechszehn Cardinälen, deren Oberhaupt Julius von Medices, ein Anverwandter Leo des zehnten, und zugleich ein reicher, sehr angesehener und wegen seiner Staatsklugheit berühmter

Mann,

Mann, war. Weit zahlreicher war die Parthey der ältern Cardinäle; aber durch Uneinigkeit desto schwächer. Fast ein jeder von diesen suchte selbst Pabst zu werden: daher schwärzte er diejenigen welche ihm dabey im Wege standen, mit wahren und falschen Beschuldigungen an. Und diese blieben nicht innerhalb des Conclave; sie breiteten sich in ganz Rom durch die beissendsten Spottgedichte aus, welche jedermann mit Vergnügen las: von dannen giengen sie durch einen großen Theil von Europa, und halfen die Cardinäle mehr als jemals verächtlich machen. Auf der andern Seite trachtete der Cardinal von Medices sehr eifrig nach der päbstlichen Würde, und verhinderte es wenigstens, da er nicht Stimmen genug zu derselben erlangen konnte, daß sie keinem der ältern zu Theil wurde. Er war zugleich unter allen Cardinälen der hitzigste Anhänger des Kayſers, für welchen er sogar Krieg geführt hatte: denn zwischen diesem Fürsten und seinem fast beständigen Feinde, Franz dem ersten, Könige von Frankreich, waren die Cardinäle gleichfals getheilt. Endlich nöthigte den Medices der damalige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von Italien, die Wahl eines Pabstes zu beschleunigen. Die Französische Parthey gewann, sogar in der Nachbarschaft von Rom, immer mehr Stärke, und er gerieth in Gefahr, über der ungewissen Hoffnung des päbstlichen Throns, seine großen Besitzungen und Würden zu verlieren. Er schlug daher, an Statt einen von seinen Mitbewerbern zu begünstigen, einen Ausländer vor, der mit den Römischen Partheyen unbekannt, dem Kayser angenehm war, und ihm selbst bey diesem Herrn desto mehr Unterstützung verschaffen konnte. Dieses war der Cardinal Adrian, der würklich am neunten Jänner des Jahrs 1522 zum Pabste gewählt wurde.

Man hat lange geglaubt, daß es eigentlich Carl der fünfte gewesen sey, dem Adrian diese höchste geistliche Stelle zu danken gehabt habe: und man hat sogar diesen Kayser deswegen bewundert, daß er die Cardinäle wider alle ihre Absichten, auf einen abwesenden, ihnen unbekannten Fremden zu lenken gewust hat. Es ist jedoch glaublich, daß diese Meinung nur aus demjenigen entsprungen sey, was man am wahrscheinlichsten bey dieser Pabstwahl von den Bemühungen des Kayſers vermuthen konnte. Adrian war allerdings einer von den Cardinälen, denen er ein vorzügliches Vertrauen zu schenken Ursache hatte: und da derselbe so unerwartet, unter so befremdenden Umständen, die päbstliche Krone erhielt, so schien nichts natürlicher zu seyn, als solches von Carls mächtigem Einflusse herzuleiten. Unterdessen bestätigen die glaubwürdigsten Geschichtschreiber, die selbst Zeitgenossen Adrians waren, diese Vermuthung so wenig, daß vielmehr einer derselben (Gerhard Moring) versichert, der Kayserliche Gesandte zu Rom habe die Wahl eines andern Cardinals zu befördern gesucht. Er und insonderheit Paulus Jovius, der so sehr im Stande war, die Geschichte dieses Conclave zu kennen, dessen Ränke er auch ausführlich beschrieben hat, lassen keinen Zweifel darüber entstehen, daß Adrian auf die vorher gedachte Art zur päbstlichen Würde gelangt sey. Nur das einzige bleibt übrig, daß man behaupten kann, die Gewogenheit und Hochachtung welche der Kayser für ihn hatte, habe den Cardinal von Medices hauptsächlich bewogen, sich, ohne vorher den Entwurf dazu gemacht zu haben, für ihn zu erklären.

Als die jüngern Cardinäle hierinne sich mit ihrem Anführer vereinigt hatten, und Adrian, an welchen bisher

bisher niemand gedacht hatte, auf einmal so viele Stimmen bekam, traten auch ihre ältern Mitbrüder, betroffen über diese Veränderung, bald auf seine Seite. Der Cardinal Cajetanus that es mit einem grossen Lobspruche auf Adrians Tugenden, und die übrigen folgten ihm plötzlich in einer gewißen Bestürzung fortgerissen nach. Man pflegt eine solche Pabstwahl, die ohne vorläufige Unterhandlung und Verabredung, durch eine schnelle Uebereinstimmung der Gesinnungen, mehrerer Partheyen und feindseeliger Cardinäle, vollzogen wird, einer göttlichen Eingebung oder Begeisterung (Inspiration) zuzuschreiben. Allein das Ausserordentliche in derselben läßt sich mehrentheils nicht schwer aus der Ungeduld der lange eingeschloßenen Cardinäle begreiffen, die, wenn sie bereits bey manchen Entwürfen unglücklich gewesen sind, und nun sehr unvermuthet einen neuen Nahmen nennen hören, gegen welchen sie nichts erhebliches einzuwenden finden, einen Mann, von dem sie muthmaaßen, daß sein geheimer Anhang beträchtlicher sey, als es in die Augen falle, diese Gelegenheit ergreifen, mit einiger Ehre aus ihren verwickelten Händeln zu kommen, und sich geschwind dahin wenden, wohin sich die Menge stürzt. Dieses war auch der Fall bey dem Cardinal Adrian. Der einzige Orsini versagte ihm seine Stimme aus dem Grunde, weil er ihm ganz und gar unbekannt wäre. Medices frohlockte über den Sieg, den er erfochten zu haben glaubte; die meisten andern Cardinäle aber konnten, nachdem sie von dieser Ueberraschung gleichsam wieder zu sich gekommen waren, ihre Beschämung und Bekümmerniß darüber nicht verbergen, daß sie eine in ihren Augen so übereilte und so seltsame Wahl getroffen hätten. Das Römische Volk war über dieselbe äußerst erbittert: es überhäufte die in ihre Wohnungen zurückkehrenden Cardinäle mit Schimpfwör-

tern, weil sie, seiner Meinung nach, Rom verrathen, und, welches ihm als wahrer Unsinn vorkam, Italien die Ehre den Pabst zu besitzen, geraubt hätten. Denn es breitete sich damals sogleich das Gerücht aus, der neue Pabst würde, freywillig oder gezwungen, in Spanien bleiben, vielleicht gar nach Deutschland sich begeben, um sich seinem Vaterlande, zum beständigen Ruhme deßelben, als das Oberhaupt der Kirche zu zeigen. Indem der Pöbel dergestalt die vorbeyfahrenden Cardinäle schmähte, dankte ihm einer derselben, der Cardinal Gonzaga, mit freundlichem Gesichte, daß er sich an Schimpfwörtern begnügte, und sie nicht, wie sie verdient hätten, steinigte. Der Pöbel also und die Cardinäle betrugen sich nach einlerley Vorurtheilen, bey welchen die Eigenschaften Adrians, die ihn zu seinem neuen Amte tüchtig machten, gerade am wenigsten in Betrachtung kamen. Selbst ein Geschichtschreiber von der höhern Gattung, Guicciardini, spottet der Cardinäle, durch seine patriotische Gesinnungen verführt. Sie konnten, sagt er, gar keine Ursache angeben, warum sie, bey einem so gefährlichen Zustande der Kirche einen Barbaren, (der gewöhnliche Schimpfnahme mit welchem die Italiäner damals die Ausländer belegten, und mit welchem sie doch die Deutschen hätten verschonen sollen, die eben anfiengen weiter als die Italiäner in Religionssachen zu sehen;) der so weit abwesend war, keine Verdienste besaß, niemals daran dachte, Italien zu sehen, und den sie kaum dem Nahmen nach kannten, gewählt hätten. Da sie also diese ungeschickte Wahl nicht anders zu entschuldigen wußten, leiteten sie dieselbe von dem heiligen Geiste her, der nach ihrem Vorgeben, bey einer solchen Gelegenheit die Cardinäle zu begeistern pflege.

Wäh-

Während daß alles dieses vorgieng, befand sich Adrian zu Victoria, einer kleinen Stadt in Biscaja, weniger als alle übrige Cardinäle mit der Pabstwahl beschäftigt. Daselbst überreichten ihm die Boten, welche ein damals zu Rom anwesender spanischer Bischof an ihn geschickt hatte, am dreyzehnten Tage nach der Wahl, das Schreiben, welches diese wichtige Nachricht enthielt. Er äußerte beym Empfange derselben keine merkliche Bewegung, gestattete den Ueberbringern nicht, ihm die Füsse zu küssen, und sagte nur zu seinen umstehenden Freunden: Wann diese Nachricht wahr ist, so muß ich mich gewiß sehr betrüben. Es wurden zwar sogleich öffentliche Freudensbezeigungen an dem gedachten Orte angestellt; er aber änderte noch nichts in seiner bisherigen Lebensart, weil er erst die Ankündigung der Wahl von den Cardinälen selbst abwarten wollte. Diese blieb desto länger aus, je mehr die Pyrenäischen Gebürge mit Schnee bedeckt, die See stürmisch, und beyderley der Weg von Rom nach Spanien überhaupt durch die Franzosen damals unsicher geworden war. Viele fiengen daher an, seine Wahl in Zweifel zu ziehen; er hingegen, sagt man, glaubte dieselbe von der ersten Nachricht an, so zuversichtlich gewiß, daß man solches entweder von der Vorhersagung einiger Sterndeuter, die ihm in seiner Jugend wiederfahren wäre, theils von seiner eigenen Stärke in dieser vermeinten Wissenschaft, hergeleitet hat. Adrian wurde auch in dieser Ueberzeugung bestätigt, da ihm die Geistlichkeit zu Sarragossa einen Knochen von dem Körper eines Märtyrers zum Geschenke übersandte, den er vorher weder auf vieles Bitten, noch auf die Fürsprache des Kayſers und des Pabstes, hatte erhalten können. Er sagte darüber im Scherze zu seinen Freunden, daß er die päbstliche Würde für sich wenigstens weiter nicht brauche, indem

ihm bloß ein falsches Gerücht von derselben eine so ausnehmende Ehre zugezogen hätte.

Endlich langten die Abgeordneten der Cardinäle, nebst dem Schreiben, worinne sie ihm seine Wahl bekannt machten, bey ihm an. Er lobte die höflichen Ausdrücke des letztern mit gelassener Stimme und einem kleinen Kopfnicken, setzte aber weiter nichts hinzu, als daß er die Ueberbringer ermahnte, von ihrer Reise auszuruhen. Diese kalte Gleichgültigkeit veranlaßte einen Geistlichen der von dem letzten Pabste nach Spanien geschickt worden war, zu sagen, Adrianus sollte lieber die päbstliche Würde völlig ausschlagen, als sie mit so weniger Freude annehmen. In der That blieb er auch einen Theil der darauf folgenden Nacht hindurch unschlüßig, welches von beyden er wählen sollte. Darauf aber erklärte er sich feyerlich vor gewissen Zeugen, daß er dieses Amt, dem er gar nicht so begierig entgegeneile, wie die allermeisten Menschen thun würden, und von welchem er wohl wisse, was vor eine gefährliche Rechenschaft er dereinst dafür abzulegen habe, nur darum übernehme, weil es ihm von Unbekannten wider alle Erwartung angetragen würde, es außerdem zu befürchten sey, daß, wenn er es ablehnte, die neu ausbrechende und verstärkte Uneinigkeit der Cardinäle die Kirche ungemein zerrütten würde. Vermuthlich dachte er dabey auch an die Vortheile des Kayfers: denn die Franzosen hatten nach dem Tode des Leo neuen Muth in Italien bekommen; aber Adrians Erhebung konnte denselben einigermaaßen niederschlagen. Er trat also, unter dem Nahmen Adrian des Sechsten, seine Würde auch öffentlich an: und hierinne handelte er wider die bisherige Gewohnheit, nach welcher die neuerwählten Päbste schon seit mehreren Jahrhunderten ihren Nahmen

men zu verändern pflegten. Von dieser Zeit an konnte er sich der mit seinem hohen Stande verbundenen Pracht und dem öffentlichen Gepränge, davon er sonst abgeneigt war, nicht wohl mehr entziehen. Aus allen Gegenden Spaniens kamen unzählige Menschen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen: viele Großen geistlichen und weltlichen Standes holten ihn ein, empfiengen ihn mit kostbaren Feyerlichkeiten, und machten ihm beträchtliche Geschenke, indem er durch die ansehnlichsten Städte von Castilien, Arragonien und Catalonien zog; bis er endlich im Junius des Jahrs 1522 in dem Hafen von Tortosa zu Schiffe gieng, und zu Tarracona die Flotte fand, welche ihn nach Italien überführte.

Noch während seines Aufenthalts in Spanien ließ er neue Vorschriften für die Römische Canzley öffentlich bekannt machen, durch welche alle bis dahin ertheilte Vorbehalte und Anwartschaften auf geistliche Aemter widerrufen wurden. Da dieses eine Art von sehr alten Mißbräuchen war, die am päbstlichen Hofe herrschten: so kündigte Adrian hiermit zuerst die bessern Gesinnungen an, in welchen er regieren würde. Ueberhaupt bediente er sich von diesem Tage an der völligen Gewalt, die ihm als Pabste zukam. Einige zweifelten daran, ob er dieses vor seiner Krönung zu thun befugt sey; aber eine Verordnung des Pabstes Clemens des fünften im dreyzehnten Jahrhunderte hatte bereits ein solches Verfahren bestätigt. Zu gleicher Zeit ernannte Adrian einen strengen unerbittlichen Mann zur Ausfertigung der von ihm bewilligten Gnadenbezeigungen. Er selbst war schwer dahin zu bringen, auf Bitten dieses Inhalts die erwünschte Antwort zu geben; aber dieser von ihm bestellte Niederländer machte noch weit mehr Schwierigkeiten, das

Zuge-

Zugestandene auszufertigen. Man urtheilte davon richtig genug, daß Adrian dadurch die ausschweifende Freygebigkeit seines Vorgängers, der nichts abzuschlagen pflegte, gemißbilligt habe: und dieses Betragen hörte nicht auf, so lange er Pabst war. Auch bemerkte man es als etwas außerordentliches, daß er einen Nuncius oder Gesandten und Bevollmächtigten von sich in Spanien zurück ließ, der kein Geistlicher, und sogar verheyrathet war. Dieses schien nicht nur mit der bisherigen Gewohnheit, sondern selbst mit dem Wohlstande des päbstlichen Hofes zu streiten; allein Pimentel den er dazu gewählt hatte, besaß alle dazu nöthigen Eigenschaften: die Tadler schwiegen daher, und fanden, daß der Pabst sich über kleine Umstände hinaussetze, wenn er seinen Hauptendzweck zu erreichen wußte.

Seine Begierde zu Rom gegenwärtig zu seyn, um sein Amt vollkommen verwalten zu können, war jetzt desto höher gestiegen, da ihn nicht nur der Cardinal Cesarini, der aus jener Hauptstadt zu ihm gekommen war, im Nahmen aller Einwohner derselben dahin einlud, sondern auch die innerlichen Unruhen Italiens und selbst des päbstlichen Gebietes, dieses eben so dringend von ihm verlangten. Er schrieb daher an das Collegium der Cardinäle, daß er ihre Wahl dankbar annehme, und zu einer so bedenklichen Zeit von Gott selbst zu diesem Amte berufen zu seyn glaube; daß er aber den Gesandten die sie aus ihrem Mittel an ihn abzuschicken gedächten, ihre beschwerliche Reise ersparen wolle, und daß sie nur bis zu seiner Ankunft die Gerechtigkeit wohl verwalten möchten. Vergebens baten ihn die spanischen Grossen, sich noch eine Zeitlang bey ihnen zu verweilen: auch dem Könige von England, Heinrich dem achten, schlug er seine

sehr

sehr eifrige Bitte ab, ihn zu besuchen; ob ihm gleich dieser ein königliches Geschenk anbot, sowohl um nach England, als von daher nach einigen Tagen durch Deutschland nach Rom zu reisen. Adrian wollte sich nicht einmal der günstigen Gelegenheit bedienen, sich mit dem Kayser noch in Spanien zu unterreden, wo derselbe vor kurzem zu Villa Vicioſa ans Land getreten war. Hierinne stimmen zwar die vornehmsten Schriftsteller von dem Leben dieses Pabstes nicht mit einander überein. Guicciardini und Jovius, welche beyde damals in Italien lebten, versichern das eben erzählte, und geben auch die Ursachen davon an. Der Pabst, sagt der erstere, wollte den Kayser, der sich noch an dem andern Ende Spaniens befand, nicht zu Barcellona, wohin derselbe zu kommen versprochen hatte, erwarten, damit er nicht so viel von der zur Schiffahrt bequemen Jahreszeit verlieren möchte; oder er argwohnte auch, dieser Fürst würde seine Abreise nach Italien zu verzögern suchen; oder er besorgte endlich, wie viele glaubten, er möchte die Meinung, welche man gleich anfänglich von ihm hegte, zu sehr bestärken, daß ihm seine starke Ergebenheit gegen den Kayser, bey der Absicht welche er hatte, den allgemeinen Frieden in Europa wieder herzustellen, hinderlich seyn würde. Jovius setzt noch andere Bewegungsgründe hinzu. Obgleich, schreibt er, dem Pabste nichts erwünschter gewesen wäre, als eine vertrauliche Unterredung mit Carln, dem er auch einen mündlichen Bericht von dem Zustande, in welchem er jede spanische Landschaft hinterließ, zu geben hatte; so hatte er doch nunmehro alle Verhältnisse einer Privatperson auf die Seite gelegt, dachte sich ganz als Pabst, und zog die Obliegenheiten dieser Würde allem andern vor. Nächstdem wünschte er sich sogleich aus der äußerst verdrießlichen und verhaßten Stellung

zu

zu ziehen, in welche er nach der Ankunft des Kayſers mehr als irgend ein anderer, der bisher in Spanien ein obrigkeitliches Amt geführt hatte, gerieth. Es mußten diejenigen beſtraft werden, welche an der neulichen gefährlichen Empörung Antheil gehabt hatten. Auf Adrians Anzeige kam dabey am meiſten an; er wollte aber dieſe traurige Pflicht lieber den andern Obrigkeiten überlaſſen, und hielt es ſeinem Stande gemäſſer, keine Hinrichtungen von Unglücklichen zu veranlaſſen. Er ſchrieb daher an den Kayſer, alles rufe ihn nach Italien; er müſſe auch die Erwartungen der Römer, und beſonders der Cardinäle, dankbar erfüllen, die auf ihn, als einen bloß durch ſeine Rechtſchaffenheit ihnen bekannten Ausländer, ſo viel Vertrauen geſetzt hätten; und er würde, ſobald er zu Rom angelangt wäre, den kayſerlichen Befehlshabern in Italien mehr Dienſte leiſten, als ſolange er in Spanien bliebe. — Glaubt man hingegen dem Pontus Heuterus, einem Niederländiſchen etwas ſpätern Geſchichtſchreiber, ſo war es vielmehr Adrian, welcher dem Kayſer ſein Verlangen bezeigte, ihn noch in Spanien zu ſprechen; aber dieſer gab ihm den Rath, ſeine Abreiſe deswegen keineswegs aufzuſchieben. Man braucht nur die Zeugen von beyden Seiten, die Geſinnungen des Pabſtes und des Kayſers, und den Zuſtand ihrer Angelegenheiten unter einander zu vergleichen, um zu finden, daß die erſtere Erzählung, die auch ein anderer anſehnlicher Zeitgenoſſe, Sleidanus, beſtätigt, die wahrſcheinlichſte ſey.

Auf der Flotte welche den Pabſt nach Italien führte, befanden ſich wegen des damaligen Kriegs zwiſchen Spanien und Frankreich in dem gedachten Lande, gegen vier tauſend Soldaten. Unter andern hatte auch Genua vor einigen Jahren durch die Händel dieſer

beyden

beyden Völker mit einander, eine grausame Verwüstung erlitten. Gleichwohl wurden ihm daselbst so ansehnliche und mannigfaltige Geschencke gemacht, daß sich Adrian, als wenn er sie nicht übersehen könnte, ein Verzeichniß davon ausbat, um sie desto leichter im dankbaren Andenken zu erhalten. In dieser Stadt machten ihm auch die vornehmsten Kayserlichen Feldherren, Sforza, Colonna und Pescara, ihre Aufwartung: sie baten ihn, wie einige glaubten, vergebens um Verzeihung wegen der Plünderung von Genua; nach der wahrscheinlicheren Meinung anderer aber, kamen sie bloß, um ihn von dem Zustande Italiens, von den Absichten der Kayserlichen Bundsgenossen und Feinde, einen Begrif zu geben, dessen er sehr benöthiget war. Als er zu Livorno anlandete, kamen ihm Medices und fünf andere Cardinäle nebst Gesandten Italiänischer Fürsten entgegen. Sobald er ausstieg, zog er durch seine schöne, ernsthaft ehrwürdige Gestalt, besonders durch die tugendhafte Frölichkeit, die auf seinem Gesichte verbreitet war, aller Aufmerksamkeit und Bewunderung an sich. Er antwortete den glückwünschenden Cardinälen und Gesandten mehr mit einer ruhigen als freudigen Miene, und mit wenigen angenehmen Worten; ohne irgend einige Vertraulichkeit, aber alles sehr schicklich, und überlegt. Nur verdroß es die Cardinäle und die übrigen welche an den schmeichelnden Ton des Römischen Hofes gewohnt waren, daß er ihnen bey seiner Abfahrt von Livorno nicht höflich genung begegnete. Denn er eilte bey einbrechender Nacht, weil der Wind günstig war, so sehr zu Schiffe, daß er den Cardinälen keine Nachricht davon gab. Auf gleiche Art reiste er von Ostia ab, ohne den dort anwesenden Cardinälen einige Stunden zu gönnen, binnen welcher ihre Pferde von Rom anlangen sollten: sie musten daher mit seinem übrigen

Gefolge

Gefolge auf eine wenig anständige und beschwerliche Art mit ihm fortziehen. So kam er gegen das Ende des Augusts im Jahr 1522. zu Rom an, und ließ sich zween Tage darauf krönen, um dem gemeinen Vorurtheil auszuweichen als wenn er vor dieser Feyerlichkeit kein wichtiges Geschäfte besorgen könnte.

Er fand sehr viele und große Angelegenheiten vor sich; aber nicht geringere Schwierigkeiten bey der Besorgung derselben. Zuerst ließ er sich von den Obrigkeiten zu Rom Nachrichten über den Zustand dieser Hauptstadt geben. Die Pest stiftete eben daselbst, besonders unter dem gemeinen Volke, eine gewaltige Verheerung. Da fast alle Großen sich deswegen auf das Land begaben, wollte er gleichwohl ihrem Beyspiele nicht folgen. Er verachtete nach der Art der Deutschen, so sagen wenigstens die Italiäner, diese Seuche: und sie riß daher desto mehrere fort, weil er keine strengen Anstalten dagegen traf. Sonst machte er zwar allerhand Einrichtungen zu Rom; allein die päbstliche Schatzkammer war leer, indem sie durch die Verschwendung seines Vorgängers, und unter der darauf folgenden Zwischenregierung von drey Cardinälen, durch die Bedürfnisse des Staats, bis zur Verpfändung des öffentlichen Schmucks heruntergekommen war. Die Zeit von acht Monathen, während welcher die päbstlichen Länder ohne einen Fürsten gewesen waren, hatten ihnen überhaupt viel Schaden und Verwirrung zugezogen. Die Herzoge von Urbino und Ferrara, welche von den letzten Päbsten verfolgt worden waren, hatten dagegen das Gebiet derselben feindlich angegriffen, und Rimini war vom Malatesta, dessen Vorfahren diese Stadt ehemals lange besessen hatten, weggenommen worden. Der Krieg der Spanier und Franzosen in Italien, die Einfälle

der

der Türken in Ungarn und bis gegen das Adriatische Meer hin, ingleichen die Belagerung von Rhodus durch eben dieselben; alles dieses beunruhigte den Pabst nicht weniger als die Italiäner überhaupt. Dabey war er zugleich in diesen Gegenden, und selbst in seinem Gebiete, gänzlich fremd, mußte erst seine Statthalter und andere Unterobrigkeiten kennen lernen, und wurde dadurch fast bey jedem Schritte den er thun wollte, aufgehalten. Daher sagte er einmal, er habe mit weit mehr Vergnügen die Aufsicht über die Universität Löwen geführt, als er jetzt auf dem päbstlichen Stuhle der gemeinen Christenheit vorstünde, indem sie eben zu seinen Zeiten unglücklicher und schwächer als jemals wäre. Vielleicht ängstigte ihn der Fortgang, welchen Luther und Zwingli damals in der Einschränkung der päbstlichen Gewalt hatten, mehr als alles übrige.

Dennoch wollte er für alles Hülfe schaffen, wozu ihn seine Würde entweder aufforderte, oder tüchtig machte. Zuerst bediente er sich der aus Spanien mitgebrachten Soldaten dazu, daß er Rimini wieder unter päbstliche Botmäßigkeit brachte. Er söhnte sich auch mit den Herzogen von Urbino und Ferrara völlig aus, und störte sie nicht weiter in dem Besitze ihrer Länder, nachdem sie ihm zu der Wiedereroberung von Rimini behülflich gewesen waren. Vorzüglich aber war er darum bekümmert, die Insul Rhodus zu retten, deren Hauptstadt schon in den dritten Monath von den Türken belagert wurde. Adrian kannte die Wichtigkeit dieser Vormauer der christlichen Länder, auf der sich die Johanniterritter seit geraumer Zeit niedergelaßen hatten. Er suchte daher alle Hülfsmittel für dieselbe hervor, berathschlagte sich darüber mit den Cardinälen, und munterte die Sicilianer, Neapolita-

ner, Spanier, und andere mehr, auf, sich der Insel anzunehmen. Aber es fanden sich bloß zween Spanische Ritter des gedachten Ordens, davon jeder ein bewafnetes Schiff nach Sicilien schickte, um von dort aus mit mehrern Schiffen die sie erwarteten, nach Rhodus zu seegeln. Ihre Erwartung war vergeblich, und selbst die drey Schiffe welche der Pabst in gleicher Absicht zu Genua, wegen Geldmangel etwas spät hatte ausrüsten laßen, wurden durch ungewöhnlich widrige Winde zween Monathe hindurch, vom Abseegeln zurückgehalten. Man eilte auch darum weniger, der bedrängten Insel Beystand zu leisten, weil man aus dem Berichte des Großmeisters vom Orden Hoffnung schöpfte, die Türken würden während des Winters die Belagerung aufheben, und erst im folgenden Frühlinge fortsetzen. Hierinne aber betrog sich der Pabst, selbst nach dem Rathe, den ihm Kriegserfahrne Männer gaben. Einen bessern ertheilte ihm der Cardinal von Medices: dieser verlangte, daß Adrian sogleich eine Anzahl ausgesuchter Soldaten, von denen die mit ihm gekommen waren, auf ihren mit allen Bedürfnißen wohl versehenen Schiffen absenden möchte. Sie würden, von stärckerm Winde getrieben, wohl in den Hafen von Rhodus eindringen können; vielleicht reitzte ihre Ankunft die Venetianer, welche auf der Insel Creta eine ansehnliche Flotte hätten, die Türcken anzugreifen; oder, wenn sie ihr alter Stillstand mit diesen daran hinderte, so müßte doch diese Hülfe eine vortheilhalte Würkung thun. Der Pabst, der von diesem Vorschlage nicht abgeneigt war, konnte denselben unter andern, auch, weil es ihm an Gelde fehlte, nicht gebrauchen. Die spanischen Soldaten selbst bezeigten keine Lust zu diesem Feldzuge, der eine neue langwierige Seefahrt forderte, und von sehr ungewissem Ausgange war. Dazu kam noch, daß der kayserliche Gesandte

sandte zu Rom nachdrücklich begehrte, die spanischen Soldaten möchten vielmehr zur Besetzung einiger Italiänischer Städte, und zur Verstärkung des kayserlichen Kriegsheeres im obern Italien angewandt werden. Unter allen diesen Umständen war es desto weniger zu verwundern, daß Rhodus gegen das Ende des Jahres 1522. zu großer Betrübniß des Pabstes, sich den Türken ergeben mußte.

Eben so wenig konnte er auf einer andern Seite den Fortgang dieses kriegerischen Volcks hintertreiben. Der junge König von Ungarn **Ladislaus**, zu schwach, sich gegen dasselbe zu beschützen, beklagte sich bey dem Pabste, daß die christlichen Fürsten, an Statt sich der fürchterlichen Macht des Sultans **Solyman** zu widersetzen, vielmehr das Königreich Ungarn, das ihn fast allein hindern konnte, tiefer in Europa einzudringen, den Verwüstungen deßelben überließen, indem die vornehmsten unter ihnen selbst durch ihre Händel unter einander in Feindseeligkeiten gerathen wären. Nur der Erzherzog **Ferdinand** von Oesterreich, des Kayfers Bruder, leistete diesem Reiche noch einige Hülfe. Aber freylich nöthigten diesen die Nachbarschaft seiner Erbländer, und selbst die Hoffnung die er sich machen konnte, daß Ungarn einst an sein Haus fallen dürfte, zu solchen Anstalten. **Adrian** war ebenfals überzeugt, daß die Uneinigkeit der mächtigen christlichen Fürsten den Türken sehr vortheilhaft sey: und die folgenden Zeiten haben solches zum Unglück der christlichen Länder weit mehr bestätigt. Er hatte noch vor seiner Abreise aus Spanien, auch insonderheit um die allgemeinen Kirchenangelegenheiten nachdrücklicher besorgen zu können, an den Kayser, den König von England, **Heinrich den achten**, und den König von Franckreich, **Franz den ersten**, gegen welchen die beyden ersten

verbunden waren, Gesandten und Schreiben abgeschickt, um sie zu ermahnen, daß sie ihren Streitigkeiten ein Ende machen möchten. Bey dem französischen Könige fand er leichtern Eingang als bey den andern; doch hatte jener auch mehr Ursache, sich bey einem so furchtbaren Bündniße wider sich, nach dem Frieden zu sehnen: und endlich bezeigten sich auch die zween übrigen Fürsten geneigt zu demselben. Man hat zwar gezweifelt, ob dieser Pabst Scharfsinn und andere Fähigkeiten genug besessen habe, um Fürsten mit einander zu vereinigen, die so sehr verschiedene Vortheile, Ansprüche und Beschwerden gegen einander hatten; allein es ist eben deswegen glaublich, und die Geschichte selbst läßt es vermuthen, daß der geschickteste Staatsmann kein dauerhaftes gutes Vernehmen zwischen ihnen würde haben stiften können. Daß aber dieses Bestreben Adrians, den allgemeinen Frieden im christlichen Europa wieder herzustellen, bloß Verstellung gewesen seyn sollte, diese Beschuldigung französischer Schriftsteller, wird durch die unwidersprechliche Redlichkeit seiner Gesinnungen, und selbst durch die Absichten, zu welchen er offenbar diese gewünschte Einigkeit der Fürsten anwenden wollte, völlig zernichtet. Mit dieser Aufrichtigkeit seiner Bemühungen vertrug sich gleichwohl die partheyische Gewogenheit, mit welcher er dem Kayser immer zugethan blieb. Sie blickte auch bey der Wahl seiner Staatsbedienten hervor. Denn die beyden Niederländer, Wilhelm Enchenvoirt, den er sogleich zum Datarius, oder zur vornehmsten Ausfertigung in der päbstlichen Canzley, nachmals aber zum Bischof von Tortosa, ernannte; und Dietrich Hetz, sein geheimer Secretär, ingleichen Johann Ruffo, Bischof zu Cosenza, den er bereits in Spanien, als päbstlichen Gesandten, gekannt hatte, und jenen beyden wegen seiner Erfahrung zur Seite stellte, diese seine Vertrauten,

Digitized by Google

ten, auf welche die Staatsverwaltung beynahe gänzlich ankam, waren vollkommen Kayserlich gesinnt.

Die Hülfsbegierde Adrians gegen den König von Ungarn, blieb nicht bey bloßen Empfelungen stehen. Zwar versäumte er keine Gelegenheit, demselben auch von andern Unterstützung zu verschaffen: und als im Jahr 1522. ein Reichstag zu Nürnberg gehalten wurde, auf welchem es eine der vornehmsten Beschäftigungen der deutschen Fürsten war, Maaßregeln in Ansehung des Türkenkriegs zu ergreiffen, der sich Deutschlands Gränzen immer mehr näherte, schickte der Pabst einen Gesandten dahin, um diese Veranstaltungen zu beschleunigen. Doch er übersandte auch um gleiche Zeit durch den Cardinal Cajetanus funfzigtausend Ducaten nach Ungarn, welche nicht anders als zu einer beträchtlichen Unternehmung wider die Türken angewandt werden sollten: und der Cardinal ließ sich auch durch keine Schimpfwörter und Drohungen der Ungarn bewegen, dieses Geld zu einer andern Bestimmung herzugeben. Außerdem ließ der Pabst in den Grenzstädten und Festungen von Dalmatien und Croatien, welche durch die Eroberung von Rhodus in einen gefährlichen Zustand versetzt waren, viel Getreide und Schießpulver vertheilen. Man urtheilte daher, daß er bey dieser Gelegenheit nicht allein alles was er konnte, sondern noch über sein Vermögen gethan habe.

Allein der Kayser selbst und viele Fürsten glaubten dennoch, daß ein Pabst, bey einer so dringenden Kriegsnoth, noch mehr von seinen Einkünften aufopfern könne. Schon auf dem deutschen Reichstage zu Worms im Jahr 1521. war man auf einen Vorschlag dieser Art gefallen. Jetzt wurde er wieder vorgenommen, und der Kayser empfohl ihn dem Pabste in einem

Schreiben, das er von Valladolid in Spanien im October des Jahrs 1522. abließ. Nach einem sehr schmeichelhaften Eingang für den Pabst, meldete er demselben darinne, daß die deutschen Reichsstände bemerckt hätten, Deutschland sey in eine solche Dürftigkeit gesunken, daß es nicht allein gegen die Türken nichts wichtiges unternehmen, sondern auch nicht einmal innerhalb seiner Gränzen Gerechtigkeit und Friede wider die Gewaltthätigkeiten verwegner Bösewichter erhalten könne, wenn ihm der Pabst nicht durch seine Freygebigkeit zu Hülfe komme. Die Reichsstände, fährt der Kayser fort, hätten sich unter andern erinnert, daß die Annaten, oder die Gelder welche die neuen Bischöfe für das erste Jahr ihrer Einkünfte den Päbsten zahlten, anfänglich aus diesem Grunde hauptsächlich bewilligt worden wären, damit durch dieselben den Feinden der christlichen Religion Einhalt geschehen möchte. Da nun jetzt die Türken einen großen Theil von Niederungarn eingenommen hätten, und auf Deutschland loßgiengen: so sey es billig, daß die Annaten in diesem Reiche blieben, und zu dem gedachten Gebrauche angewandt würden. Da es nächstdem unter den Menschen nichts heiligeres und Gott gefälligeres gebe, als die Beobachtung der Gerechtigkeit: so hielten die Reichsstände ebenfals davor, daß es nicht tadelhaft seyn könne, wenn die zu Gottesdienstlichen Absichten gewiedmeten Gelder, zur Behauptung des Rechtes und Friedens genützt würden. Sie wünschten es daher durch kayserliche Vermittelung von dem Pabste zu erlangen, daß die Jahrgelder, welche von deutschen geistlichen Aemtern an den Römischen Hof und an Römer abgetragen würden, künftig in Deutschland verblieben; daß jede Stiftskirche jährlich den zehnten Theil ihrer Einkünfte, oder wenigstens den Betrag der erledigten Stellen beytrüge; daß die reichen Klöster,

eine

eine jährliche Abgabe, und die übrigen Mönche auch nach ihrem Vermögen etwas gewißes zahlen möchten. Dieses alles möchte der Pabst auf vier Jahre gnädigst verstatten. Der Kayser hält auch in seinem Schreiben das angeführte Begehren der Reichsstände vor desto billiger, da die Einkünfte des deutschen Reichs, wie er hinzusetzt eben durch die ungemeine Bereicherung welche die Geistlichkeit den ältern Kayſern zu danken habe, so sehr abgenommen hätten.

In solchen Gesinnungen über die Reichthümer der Kirche, die sie eben so sehr wider ihre eigentliche Bestimmung gewonnen, als meistentheils ohne Nutzen der Religion und des Staats angewandt hatte, fand Adrian die ansehnlichsten Fürsten seiner Zeit. Je freyer sie ihm damals vorgetragen wurden, desto leichter konnte er sich überzeugen, daß dieses zwar zu den Würkungen der eben ausbrechenden Kirchenverbeßerung gehöre; daß aber auch diejenigen welche sich dem Gehorsam der Päbste nicht entziehen wollten, hierüber mit den im Römischen Canzelausdruck sogenannten Ketzern übereinstimmend dachten. Der Kayser giebt ihm sogar noch in diesem Schreiben zu erkennen, daß seine Willfährigkeit in dieser Sache viel zur Unterdrückung jener am päbstlichen Hofe verhaßten Christen, von denen auch der Kayser, mehr um dem letztern gefällig zu werden, als nach seiner bekannten glimpflichen Denkungsart redet, beytragen werde. Die böse lutherische Parthey, schreibt er, die wir auf alle Art zu tilgen versucht haben, hat die Gemüther vieler Deutschen, gleich einem schädlichen Gifte dergestalt eingenommen, daß wir auch daraus für die gemeine Christenheit eine Feuersbrunst befürchten, wenn nicht durch die gedachten Geldbeyträge die Gerechtigkeit dergestalt unterstützt wird, daß man einmal die Anhänger jener Par-

they mit dem Schwerdte straffen kann. Der Kayser macht daher die Bitte der deutschen Reichsstände an den Pabst auch zu der seinigen, und verspricht sich unter andern guten Folgen von der Erfüllung derselben auch diese, daß diejenigen Deutschen, welche jetzt dem päbstlichen Stuhle etwas abgeneigt wären, durch eine solche Wohlthat deßelben veranlaßt werden würden, sich demselben ganz zu ergeben.

Man weiß nichts von einer Antwort, die Adrian auf dieses Schreiben ertheilt hätte. Vermuthlich hinderte ihn die Verbindlichkeit als Pabst zu denken und zu handeln, und also auch nichts zum Nachtheil der vermeinten Rechte und Einkünfte der Kirche zu verstatten, daß er hierauf keinen Entschluß faßte, der seiner eigenthümlichen Denkungsart würdig gewesen wäre. Eben dieser Streit zwischen seinen Einsichten, den Obliegenheiten seines Standes, den Bedürfnißen seiner Kirche, und seinen Neigungen, versetzte ihn bey den damaligen großen Bewegungen, da so viele tausend Christen sich der päbstlichen Herrschaft entzogen, öfters in Ungewißheit und Unentschloßenheit; oder brachte ihn auch dahin, Mittel zu ergreiffen, die mit einander nicht völlig übereinstimmten.

Es ist überhaupt so viel daran gelegen, die Gesinnungen und das Betragen eines Mannes von seiner Rechtschaffenheit, bey der zu seiner Zeit immer lebhafter fortschreitenden Kirchenverbesserung, genau zu wissen und zu beurtheilen, daß man es wohl der Mühe werth finden wird, die besten Nachrichten darüber, welche ein großer Kenner um den Anfang des vorigen Jahrhunderts, der Venetianische Servitenmönch, Paul Sarpi, hinterlassen hat, hier in ihrem ganzen Umfange zu lesen. Adrian, schreibt derselbe in seiner Geschich-

Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, war nach seiner Ankunft zu Rom, auf nichts eifriger bedacht, als die in Deutschland entstandenen Religionshändel beyzulegen. Da er sich aber von seiner Jugend an mit der scholastischen Theologie (oder mit der spitzfindigen Religionswissenschaft, welche die Geistlichkeit errichtete, um ihren Verstand zu zeigen,) fleissig bekannt gemacht hatte: so hielt er die Meinungen welche ihm in diesem Alter beygebracht worden wären, vor so gegründet und einleuchtend, daß er kaum glauben konnte, es sey von einem verständigen Manne zu erwarten, daß er das Gegentheil davon behaupten würde. Er pflegte daher Luthers Lehre thöricht, abgeschmackt und unvernünftig zu nennen, und behauptete, daß nur Einfältige sie annehmen könnten; daß aber Luthers Anhänger in ihrem Herzen an der Wahrheit des Römischcatholischen Glaubens nicht zweifelten, wenn sie gleich, durch Beleidigungen aufgebracht, sich äußerlich anders stellten. Er sah es also vor ungemein leicht an, nicht allein Lehrsätze über den Haufen zu werfen, welche sich bloß auf Eigennutzen gründeten, sondern auch dem Körper der mehr vor ungesund gehalten würde, als dieses selbst empfände, dadurch zur Gesundheit zu verhelfen, daß man die Wünsche einiger wenigen erfüllte. Weil er auch zu Utrecht, einer Stadt von Niederdeutschland, gebohren war: hoffte er, diese ganze Nation werde seinen Vorstellungen Gehör geben, und sein Ansehen unterstützen: besonders, weil er nicht nur ein Deutscher, sondern auch eines so redlichen Gemüthes war, daß niemand Kunstgriffe oder Betrug in seinen Handlungen besorgen durfte. Da er überdem wohl wußte, wieviel an der Geschwindigkeit gelegen sey, beschloß er, sich der ersten Gelegenheit, welche der bevorstehende Reichstag zu Nürnberg darbot, zum Vortrage seiner Meinung

zu bedienen. Damit aber dieselbe williger angehört, und seine Versprechungen nicht vor leere Worte, sondern vor gewiß gehalten werden möchte, achtete er es für seine Angelegenheiten dienlich, noch ehe er mit den Lutheranern in Unterhandlungen trat, sogleich eine Probe der Kirchenverbesserung welche er stiften wollte, dadurch zu geben, daß er die Mißbräuche aufhöbe, aus welchen die Religiosstreitigkeiten erwachsen waren. In dieser Absicht berief er den Erzbischof von Chieta, Johann Peter Caraffa und den Marcell Cazele Cajetano, zween vorzüglich rechtschaffene und tugendhafte Männer, die auch von allem was zur Kirchenzucht gehörte, große Kenntniße hatten, nach Rom, um nach gepflogenem Rathe mit ihnen und mit seinen vertrautesten Cardinälen, ein Heilungsmittel für die ärgsten Gebrechen zu ersinnen.

Unter diesen, so fährt Sarpi fort, stellte sich die ungeheure Verschwendung des Ablaßes zu allererst dar, welche den neuen Predigern in Deutschland die erste Gelegenheit berühmt zu werden gegeben hatte. Der Pabst, welcher als ein Gottesgelehrter, über diese Materie lange vorher geschrieben hatte, ehe es Luthern einfiel, dieselbe abzuhandeln, glaubte, er müße nun als Pabst, durch eine Apostolische Verordnung, eben diejenige Lehre bestätigen, die er als eine Privatperson mündlich und schriftlich vorgetragen hatte. Es war nemlich diese: Wenn der Ablaß jemanden ertheilt wird, der ein gutes Werk vollkommen verrichtet, so verdient und erlangt er denselben; fehlt aber etwas an der Vollkommenheit jenes Werks, so kommt ihm nur ein solcher Theil des Ablaßes zu statten, als dessen Verhältniß gegen das Werk mit sich bringt. Dergestalt meinte der Pabst sein Amt würdig zu verwalten, indem er sowohl alles Aergerniß in der Zukunft verhütete, als dem

ehema-

ehemaligen abhalf. Denn vorausgesetzt, daß das geringste gute Werk von solchen Umständen begleitet seyn könne, daß es die größeste Belohnung verdiene, hoffte man dadurch Luthers Einwurfe zu begegnen: Wie es möglich sey, daß durch einen Pfennig ein so großer Schatz des Ablaßes erworben werde? und wiederum, wenn man als wahr annahm, daß derjenige der das gute Werk nicht vollkommen ausübt, wenigstens einen Theil des Ablaßes erlange, so dürften sich die Gläubigen durch ihre Mängel nicht abschröcken laßen, sich um den Ablaß zu bewerben.

Von diesem Entwurfe aber wurde der Pabst durch den Cardinal Cajetanus, der in der Römischen Kirche vor einen trefflichen Gottesgelehrten gehalten wurde, und im Jahr 1518. das Gespräch mit Luthern angestellet hatte, worinne er ihn vergebens zu überzeugen suchte, daß er Irrthümer lehre, zurückgehalten. Dieser versicherte dem Pabste, daß nach seinem Vorschlage eine Wahrheit würde geoffenbaret werden, die man wegen des Heils der Seelen viel lieber verbergen, und für die Gelehrten aufbehalten sollte, indem sie mehr zu Untersuchungen schicklich als entschieden sey. Er sey ihr zwar völlig zugethan; allein er habe sie in seinen Schriften so gemildert, daß nur die scharfsinnigsten Männer seine wahre Meinung daraus herleiten könnten. Wenn nemlich die gedachte Lehre unter öffentlichem Ansehen bekannt gemacht würde, so sey zu befürchten, daß selbst Ungelehrte daraus schließen möchten, die Bewilligung des Pabstes helfe nichts; sondern alles komme auf die Beschaffenheit des ausgeübten guten Werks an. Dadurch aber würde gewiß der Eifer der Menschen in Anschaffung des Ablaßes sehr erkalten, und der Begriff von dem Ansehen des Pabstes würde auch überaus geschwächt werden. Der

Cardi-

Cardinal fügte hinzu, es gebe kein anderes Mittel, allem Anstoße und Aergerniße in dieser Sache auf immer zu begegnen, als sie ganz wieder auf den ältesten Fuß zu setzen. Denn obgleich der Pabst unstreitig durch seinen Ablaß die Gläubigen von jeder Art Strafen befreyen könne, so lehrten doch die Decretalen (das heißt, die ältern Verordnungen der Päbste,) deutlich, daß der Ablaß nur eine Loßsprechung von den in der Beichte auferlegten Strafen sey. Wenn man also nach den alten längst vernachläßigten Kirchengesetzen, denen die ihre Sünden bekennen, eine schuldige und gemäßigte Kirchenbuße auflegte: so würde jedermann die Nothwendigkeit und den Nutzen des Ablaßes leicht erkennen, auch fleißig darnach trachten, um sich der großen Last der Kirchenbüssungen zu entledigen. So würden die glücklichen Zeiten der alten Kirche wieder kommen, da die Bischöfe bloß dadurch unumschränkt über die Gläubigen herrschten, daß sie dieselben häufig in der Kirchenbuße übten; in den neuern Zeiten aber suchten die trägen Christen das Joch des Gehorsams abzuwerffen. Selbst die Deutschen, (so schloß der Cardinal, ohne sie zu kennen,) die, weil sie dem Müßiggange ergeben wären, Luthern gerne zugehört hätten, als er die christliche Freyheit pries, würden an diese Neuerungen niemals gedacht haben, wenn man sie durch den Zaum der Büßungen zurückgehalten hätte: und der Apostolische Stuhl würde ihnen diese Gnade erwiesen haben, indem sie alle eine so große Wohlthat gebührend erkannt haben würden.

Dem Pabst gefiel diese Meynung des Cajetanus, die sich auf die Dekretalen gründete, desto mehr, da er nichts dagegen einzuwenden fand. Er ließ sie also dem Römischen Gerichtshof, für welchen die Angelegenheiten der Kirchenzucht gehören, (Poenitentiaria) vortra-

vortragen, damit man ein Mittel ausfindig machen möchte, wie dieselbe erstlich zu Rom, nachher in andern christlichen Ländern, eingeführt werden könnte. Zu solchen Berathschlagungen kamen diejenigen, die er zur Kirchenverbesserung ernannt hatte, öfters mit den Mitgliedern jenes Gerichtshofes zusammen. Allein es fanden sich dabey so viele und große Schwierigkeiten, daß endlich der Cardinal Pucci, der unter Leo dem zehnten eine treffliche Kunst Geld zusammen zu bringen, bewiesen, und denselben eigentlich zur Ausschreibung desjenigen Ablaßes, der so viel Unheil stiftete, beredet hatte, jetzt aber Vorsteher des gedachten Gerichtshofes war, im Nahmen aller dem Pabste meldete, sein Vorschlag sey unmöglich, und würde, anstatt das gegenwärtige Uebel zu heben, vielmehr ein weit ärgeres erregen. Die durch die Kirchengesetze bestimmten Strafen wären längst außer Uebung gekommen, weil der alte Eifer der Christen aufgehört hätte. Dieser müße also wiederhergestellt werden, wenn jene gelten sollten. Allein die Zeiten hätten sich ungemein geändert, indem man ehemals die Befehle der Kirche, ohne sich zu bedenken, angenommen habe; jetzt aber jedermann einen Richter vorstellen, und die Ursachen der Befehle überlegen wolle. Das vorgeschlagene Hülfsmittel sey zwar gut; übersteige aber die Kräfte des schwachen Körpers: und man müße befürchten, daß, indem man Deutschland wieder zu gewinnen suchte, Italien verloren gehen, und jenes Land noch mehr abwendig gemacht werden dürfte. Pucci erinnerte auch den Pabst an die vier Meinungen, welche es über die Gültigkeit des Ablaßes gebe, die alle rechtgläubig, und gleichwohl sehr von einander verschieden wären. Er folgerte aus dem allem, daß man von dieser Materie jetzt vielmehr schweigen, als sie genauer untersuchen müße.

Nachdem

Nachdem Adrian diese Gründe sorgfältig überdacht hatte, (es ist noch immer Sarpi, dessen Worte größtentheils angeführt werden,) war er unschlüßig, was er thun sollte: und desto bekümmerter, weil er auch bey andern Angelegenheiten, deren Verbeßerung er sich vorgesetzt hatte, die Schwierigkeiten nicht leicht überwinden konnte. Denn da er entschlossen war, in Ansehung der Ehevergünstigungen (oder Dispensationen) viel Verbote aufzuheben, die ihm überflüßig und schwer zu beobachten vorkamen: so legte man ihm dieses übel aus, als einen Versuch welcher die Kirchenzucht schwächen würde; da er doch, wenn er diese Vergünstigungen beybehielt, den Lutheranern Gelegenheit gab zu behaupten, es wären Lockspeisen, zum Geldsammlen ausgeworfen. Wollte er hingegen dieselben bloß auf den Stand gewisser Personen einschränken: so gab solches zu neuen Klagen Gelegenheit, weil in geistlichen und zum Dienste Christi gehörigen Dingen kein Ansehen der Person statt finden darf. Dachte er ferner darauf, die Geldkosten abzuschaffen, welche bey dergleichen Geschäften vorfielen: so fand er, daß er auch dieses nicht anders ausführen könne, als wenn er den Preis der Aemter, welche Leo der zehnte verkauft hatte, und deren Käufer einen Gewinn daraus zogen, zurück gab. Eben dieses hinderte ihn, mancherley Mißbräuchen bey der Vergebung geistlicher Würden, welche an die Simonie (das Verbrechen des Verkaufs und Handels mit solchen Aemtern,) gränzten, oder vielmehr das Wesen derselben ausmachten, ein Ziel zu setzen. Den Preis aber jener Aemter zu bezahlen, war ihm wegen des starken Geldaufwandes, der eine Zeitlang dazu erfordert wurde, unmöglich. Am meisten beunruhigte ihn dieses, daß sich, so oft er beschloß einen Mißbrauch wegzuräumen, Leute fanden, welche bemüht die Sache zu verdunkeln, behaupteten,

er

Digitized by Google

er wäre gut oder nothwendig. Unter dieſen Schwierigkeiten blieb er bis in den November des Jahrs 1522 zweifelhaft; doch war er zugleich ungemein begierig, durch eine merkwürdige Verbeſſerung jedermann ſeine Neigung zur Heilung eingewurzelter Gebrechen noch vorher zu zeigen, ehe er an den deutſchen Angelegenheiten Antheil nähme.

Bey dieſer Unentſchloßenheit, in welcher ſich Adrian befand, ſuchte ihn endlich der Cardinal Soderini, deßen geheimer Rathſchläge er ſich damals bediente, zu feſtern Maaßregeln zu bringen. Er war in Staatsgeſchäften wohl erfahren, in welchen ihn auch die drey vorhergehenden Päbſte häufig gebraucht hatten. In allen Unterredungen mit dem Pabſte gab er demſelben lehrreichen Unterricht: er lobte überhaupt deßen redliche Abſichten; bemerkte aber auch, daß ſie ohne tüchtige Mittel und eine kluge Ausführung wenig nützten. Er ſagte alſo zu dem Pabſte, man dürfe gar nicht hoffen, daß die Lutheraner durch die Beſſerung der Sitten des Römiſchen Hofs dürften ausgerottet werden; dieſes würde vielmehr ihr Anſehen und ihren Trotz vermehren. Denn wenn das unverſtändige Volk, welches die Handlungen nach ihren Folgen zu beurtheilen gewohnt wäre, aus der angefangenen Verbeſſerung einmal ſehen würde, daß die päbſtliche Regierung eines Theils mit Rechte getadelt worden ſey: ſo würde es gar leicht glauben, man habe guten Grund noch mehrere Verbeſſerungen zu begehren; und die Urheber der Ketzereyen ſelbſt würden, wenn ſie in Einer Sache geſiegt hätten, kein Ende am Streiten und an Vorwürfen finden. So gienge es auch ſonſt unter den Menſchen, daß, wenn man jemanden in Einer Forderung Genüge gethan hätte, er viele über einander häufte, und ſich einbildete, er habe ein Recht dazu.

Seit-

Seitdem die Ketzereyen entstanden wären, hätten sie alle, um das Ansehen der Römischen Kirche zu erschüttern, die Sitten des Römischen Hofes zum Vorwande gebraucht. Außerdem habe auch niemals ein Pabst gegen sie den Weg der Reformation oder Verbesserung, als wenn derselbe ihm vortheilhaft wäre, gewählt; sondern, nachdem er Ermahnungen und Befehle vorangeschickt, sogleich die Fürsten zur Beschützung der Kirche aufgefordert. Bey diesem alten Verfahren, das immer glücklich ausgeschlagen wäre, müsse man bleiben: denn nichts ziehe einem Staate eher den Untergang zu, als wenn er eine veränderte Regierungsart annähme. Nicht durch Reformationen hätten die ältern Päbste die Ketzereyen ausgerottet; sondern durch Kreuzzüge, da sie Fürsten und Völker, mit dem Kreuze bezeichnet, wider dieselben zum Kriege rüsteten. Es werde auch in Deutschland nicht an Fürsten fehlen, welche, wenn es ihnen der Pabst erlaubte, das Gebiet von Luthers Gönnern anzufallen, solches gern thun würden: besonders, wenn die benachbarten Völker durch angebotenen Ablaß zum Beystande eingeladen würden. Zu allem diesem setzte der Cardinal noch hinzu, der Pabst dürfe auf die deutschen Religionsunruhen nicht dergestalt seine Aufmerksamkeit wenden, als wenn der Apostolische Stuhl sonst keine Gefahr zu befürchten hätte: der Krieg in Italien sey, seinem Ausbruche nahe; auf diese noch gefährlichere Angelegenheit müsse man vor allem andern bedacht seyn, weil der Pabst, wenn er nicht sehr wohl mit Geld versehen, daran Theil nähme, überaus unglücklich durch denselben werden könne. Nun aber könne keine Art von Reformation vorgenommen werden, durch welche nicht die Einkünfte der Kirche merklich vermindert werden sollten. Denn da es vier Quellen derselben gebe, eine weltliche, nemlich die ordentliche

Einkünfte des Kirchenstaats, und drey geistliche, den Ablaß, die Vergünstigungen, und die Ertheilung von geistlichen Aemtern; so könne man keine von diesen verstopfen, ohne sogleich den vierten Theil der kirchlichen Einnahmen aufzuheben.

Diese Vorstellungen erzählte Adrian seinen beyden Niederländischen Vertrauten, und beklagte zugleich das Schicksal der Päbste, welche das Vermögen recht zu handeln, nicht hätten, wenn sie gleich wollten, und sorgfältig darauf bedacht wären. Da er nun gar keine Art von Verbesserung unternehmen konnte, ehe er seinen Gesandten nach Deutschland geschickt hatte: so suchte er es wenigstens dahin zu bringen, daß man daselbst seinen Versprechungen glauben möchte: und er war entschlossen dieselben zu halten, (setzt Sarpi hinzu,) wenn er gleich darüber sein ganzes weltliches Gebiet verlieren, oder, nach dem Beyspiele der Apostel, zur äussersten Dürftigkeit zurückkehren sollte. Doch befohl er jenen beyden Vertrauten scharf, daß sie so lange in der Ertheilung von Ablässen, Ehevergünstigungen, und ähnlichen Bewilligungen sparsam und mäßig verfahren sollten, bis alles dieses durch ein Gesetz auf immer bestimmt worden wäre.

Daß diese Berathschlagungen an dem Hofe Adrians vorhergegangen seyen, ehe er sich an die Deutschen Reichsstände wandte, wie es bisher aus den Nachrichten des Sarpi erzählt worden ist, daran läßt weder das große historische Ansehen dieses Schriftstellers, (der sich auch dabey ausdrücklich auf das Tagebuch des päbstlichen Gesandten, welcher nach Deutschland geschickt wurde, beruft,) noch der damalige Zustand der päbstlichen Angelegenheiten, und die Denkungsart

Adrians selbst im geringsten zweifeln. Zwar findet Pallavicini, der sich so viele Mühe gegeben hat, dem Sarpi wenigstens häufig zu widersprechen, wenn er ihn gleich nicht widerlegen konnte, manches davon unwahrscheinlich; aber ihm ist, auch ohne Gründe, fast alles unwahr oder unglaublich, was der Ehre und den Vortheilen der Päbste, oder des von ihnen eingeführten Lehrbegriffs, einigen Eintrag thut. In Einem Punkte scheint es, daß Pallavicini etwas richtiger gezeigt habe, welches die eigene spitzfindige Meinung Adrians über die Kraft des Ablasses gewesen sey, indem dieser in einem seiner Werke sich bemüht hatte, die Nothwendigkeit des Ablasses, auch neben den durch göttliche Gnade verrichteten frommen Handlungen, außer Streit zu setzen. Aber freylich öffnet die Beschreibung des Sarpi die ganze Verlegenheit, in welcher sich der Römische Hof damals befand, und einen Theil der Wendungen, Kunstgriffe und Ausflüchte, die derselbe suchte, weil er den geraden Weg nicht gehen wollte, den die Reformatoren vorschlugen. Dieser Weg muste ihm verhaßt seyn: denn er gestand selbst, daß derselbe theils zu seiner Beschämung, theils zur immer grössern Verminderung seiner Macht und seiner Einkünfte führen würde. Der beklagenswürdigste an diesem Hofe war der Pabst selbst, der geneigt war zu bessern, und nach seinem Stande nicht bessern durfte. Aber auch seine Absichten waren nur auf die Verbesserung äußerlicher Mißbräuche, nicht auf die Wiederherstellung des alten christlichen Glaubens, gerichtet.

Unterdessen ernannte doch Adrian im November des Jahrs 1522, in seinem ersten Consistorium, (so nennt man die Versammlung der Cardinäle, welche der Pabst zusammen berufen hat,) mit Einwilligung

gung der letztern, den Francesco Cheregato, Bischof von Teramo oder Abruzzo, einer Stadt im Neapolitanischen, zu seinem Gesandten an den Reichstag zu Nürnberg. Dieser Geistliche, der schon sonst in Staatsgeschäften gebraucht worden war, den der Pabst noch in Spanien kennen gelernt hatte, und der nachmals der erste Bischof war, welchen er machte, schien zu dieser Angelegenheit wohl gewählt zu seyn. Er bekam einen doppelten Auftrag: theils die Deutschen Fürsten nachdrücklich zu ermahnen, daß sie dem Könige von Ungarn Ludwig gegen die Türken zu Hülfe kommen, und dadurch zugleich die Deutschland von dieser Seite drohende Gefahr abwenden möchten; theils ihnen die Unterdrückung der Lehre Luthers zu empfehlen. Die letztere Absicht war für einen Pabst die wichtigste: und sie wurde daher auch am eifrigsten betrieben.

Der Gesandte brachte ein päbstliches Schreiben an die versammelten Reichsstände mit, welches viel zu wichtig zur Kenntniß der Gesinnungen Adrians über die große kirchliche Veränderung dieser Zeiten ist, als daß es hier nicht zum Theil eingerückt werden sollte. Zuerst gedenkt er der eifrigen Sorgfalt, die er, seitdem ihm die päbstliche Würde aufgetragen worden, angewandt habe, auf alle Art einen guten Hirten abzugeben, und auch kranke oder verirrte Schaafe seiner Heerde zu einem bessern Zustande zurück zu führen. Er nennt weiter die Bemühungen welche er angewandt habe, die christlichen Fürsten unter einander zu vereinigen, und dem Fortgange der Türken Einhalt zu thun. Hierauf fährt er fort: „Da wir aber von auswärtigen Angelegenheiten uns zu der innern Verfassung der Seelen wandten, erfuhren wir nicht ohne „großen Verdruß, daß Martin Luther, (den wir

„zu unserm Bedauern, seiner eigenen Schuld wegen, „nicht mehr unsern Sohn nennen können,) ein Mensch, „der alte und schon verdammte Ketzereyen wieder auf„geweckt hat, — nachdem er zuerst väterlich von dem „Apostolischen Stuhl ermahnt, nachdem darauf, nicht „ohne Rath der rechtschaffensten und gelehrtesten Män„ner, und verschiedener hoher Schulen, ein rechtmäßi„ges Urtheil über ihn gefällt, nachdem endlich von „unserm geliebtesten Sohne in Christo, Carln, — — „und von Euch auf dem letzten Reichstage zu Worms, „ein Schluß über die Vollstreckung jenes Urtheils ge„faßt, und fast in ganz Deutschland bekannt gemacht „worden, — dennoch nicht allein von denen, wel„chen es gebührt hätte, nicht bestraft worden, oder „freywillig von seiner bösen Unternehmung abgelassen „habe, sondern auch mit Vergessung und gottloser „Verachtung aller christlichen Liebe und Evangelischen „Frömmigkeit, täglich Bücher, voll von Irrthü„mern, Ketzereyen, Schmähungen und aufrührischen „Lehren, entweder aus seinem Eigenen, oder mit „Beystande anderer, verbreite, und gleich einer Pest, „die Deutschland und die benachbarten Länder weit „herum durchstreife, versuche, die guten Seelen und „Sitten mit den Pfeilen einer vergifteten Zunge anzu„stecken; und daß sich ihm, welches noch schlimmer „ist, bey seinen Schandthaten, nicht bloß das Volk, „sondern auch die meisten Vornehmen, günstig be„weisen; dergestalt, daß man, (welches vielleicht die „Haupturſache dieser unruhigen Bewegungen war,) „angefangen habe, die Güter der Priester anzugrei„fen, und den Gehorsam den man geistlichen und welt„lichen Herren schuldig ist, aus den Augen zu setzen; „ja, daß es endlich zwischen einigen von Euch zu ei„nem bürgerlichen Kriege gekommen sey.“ Der Pabst bemerkt darauf, daß die Christenheit zu dieser

Zeit

Zeit weit mehr als zu irgend einer andern, durch alles dieses leide, weil der Teufel zugleich die Türken gegen sie verhetzt, und auch diese Ketzereyen, Zwistigkeiten und Empörungen unter den tapfern Deutschen ausgestreuet habe.

Die folgende Stelle in diesem Schreiben ist mit etwas mehr Kunst aufgesetzt. „Was wir noch in Spanien sagt der Pabst „von Luthers verkehrten Lehrsätzen „hörten, fiel uns desto unangenehmer, weil es aus demjenigen Lande kam, aus welchem wir nach dem Fleische „entsprungen sind. Doch tröstete uns nicht nur die so „offenbare Ungerechtigkeit und Thorheit der Sache, daß „man nicht glauben konnte, sie würde von jemanden „lange geduldet werden; sondern auch das Vertrauen „welches wir nach öfterer Ueberlegung hegten, es würden diese giftige Pflanzen, die anderwärts her nach „Deutschland versetzt worden, in einem Lande keine „Frucht tragen, das immer die heftigsten Feinde der „Ketzereyen und alles Unglaubens hervorgebracht hätte. „Jetzt aber, da dieser böse Baum, (entweder aus göttlichem Gerichte, welches die Sünden seines Volks „bestraft, oder aus Sorglosigkeit derer, welche nicht, „wie sie sollten und konnten, im Anfange sich widersetzten, weit herum seine Zweige ausbreitet, wie Ihr sehet „und höret: so müßt Ihr, deutsche Fürsten und Völker, „verhüten, daß Ihr, die man anfänglich, als das Uebel anderswo entstand, durch diese übertriebene Duldung entschuldigen konnte, nicht in den Verdacht „kommt, als wenn ihr Eure alte Tugend und Denkungsart vergessen hättet, und einer so großen Schandthat „Beyfall gäbt, weil Ihr Euch nicht dagegen setzt. Wir „wollen das ärgste bey der Sache nicht gedenken, nemlich, daß eine so gottseelige Nation durch einen einzigen geringen Mönch, (welcher vom catholischen Glau-

„ben und von der christlichen Religion, die er, dem „Ansehen nach, von seiner Jugend an bekannt, und „wie er sagt, viele Jahre gelehrt hat, zuletzt unglücklicher „Weise abgefallen ist, und Gott gelogen hat,) von „demjenigen Wege abgeführt wird, den unser Erlöser „und seine heiligen Apostel gezeigt haben, den so viele „Märtyrer, so viele durch Gelehrsamkeit und Heilig„keit berühmte Männer, endlich auch alle Eure Vorfah„ren bisher gegangen sind. Gleichsam als wenn Luther „allein Weisheit und Wißenschaft besäße, allein erst „jetzt, (wie der Ketzer Montanus von sich rühmte,) „den heiligen Geist bekommen hätte, und die Kirche „selbst, (der doch der gnädige Erlöser seine Gegenwart „bis ans Ende der Welt versprochen hat,) so lange in „der Finsterniß der Unwißenheit und in den Abwegen „des Verderbens herumgeirrt habe, biß sie durch Lu„thers neues Licht erleuchtet worden.“ Verständige, setzt der Pabst hinzu, fänden zwar ein solches Vorgeben lächerlich; aber Einfältigen wäre es schädlich, und diejenigen welche zu gewaltigen Neuerungen geneigt wären, würden dadurch desto mehr aufgemuntert.

Noch schlauer, aber im Grunde nicht treffender, ist die nächste Vorstellung angebracht. „Merkt Ihr nicht, „frägt der Pabst, Ihr Fürsten und Apostel von Deutsch„land, daß dieses nur ein Vorspiel von den Uebeln sey, „welche Luther und seine Anhänger zu bewürken suchen? „Seht Ihr nicht deutlich, daß der Schutz der Evangeli„schen Wahrheit, den die Lutheraner im Anfange zum Vor„wande brauchten, und der nun entdeckt ist, ein bloßer „Raub des Eurigen sey. Meint Ihr wohl, daß die„se Söhne der Ungerechtigkeit eine andere Absicht ha„ben, als unter dem Nahmen der Freyheit allen Ge„horsam aufzuheben, und die ungebundenste Erlaubniß „für jedermann, zu thun was ihm gefällt, einzuführen? „Glaubt

„Glaubt Ihr, daß diejenigen sich nach Euren Befehlen „und Gesetzen achten werden, welche die heiligen Kir„chengesetze, die Schlüße der Kirchenväter, und die hoch„heiligen Versammlungen, deren Ansehen selbst die Ge„setze der Kayser allemal und gern nachgegeben und wil„lig gedient haben, nicht allein gering schäzen, sondern „sich auch nicht scheuen, mit teuflischer Wuth zu zerreis„sen und zu verbrennen? Endlich, hofft Ihr wohl, daß „Leute, welche den Priestern, den Bischöfen, dem Pab„ste selbst, den schuldigen Gehorsam versagen, ihre Kir„chenräuberischen Hände von den Gütern der Layen zu„rückhalten, und nicht vielmehr alles was sie können, „an sich reissen werden, da sie täglich, vor Euren Au„gen, sich der Gott geweihten Sachen bemächtigen? „Sollten sie wohl Eures Lebens schonen, da sie sich un„terstanden haben, die Gesalbten des Herrn, welche nie„mand berühren soll, zu verachten und zu ermorden? „Dieses klägliche Unglück bedroht Euch, das Eurige, „Eure Häuser, Frauen, Kinder, Besitzungen, Herr„schaften und Kirchen, die Ihr ehrt, wenn Ihr ihm „nicht bey Zeiten Einhalt thut.“

Durch alles dieses glaubte der Pabst vermuthlich die Gemüther der Fürsten genugsam erhizt zu seyn. Er ermahnte sie also nunmehro in seinem Schreiben, aus Bewegungsgründen der Religion, und des Gehorsams, mit welchem alle Christen Gott, und dem heiligen **Petrus**, und deßen Statthalter verpflichtet wären, mit Ablegung aller ihrer Händel untereinander, ganz auf das Auslöschen dieses gemeinen Feuers bedacht zu seyn, und **Luthern** nebst seinen Anhängern, zu richtigen Gesinnungen und Sitten, durch jedes heilige Mittel, (welches dem Pabste das angenehmste seyn würde,) zurück zu bringen.„ Sollten sie aber, „fährt er fort, welches Gott verhüte, gleich Schlan„gen mit verstopften Ohren sich zu hören weigern, so

„müßt Ihr sie, damit nicht das noch übrige gesunde, „zum großen und augenscheinlichen Schandflecken Eu„rer Nation, und mit offenbarer Gefahr der ganzen „Christenheit, angesteckt werde, nach den heiligen „Verordnungen, nach den Gesetzen Eurer Kayser, und „insonderheit nach dem neuesten kayserlichen Befehl „der darüber ergangen ist, scharf bestrafen. Derjeni„ge, dem allein das Geheimste des menschlichen Her„zens offen steht, weiß es, wie sehr wir, sowohl nach „unserer natürlichen Denkungsart, als nach der Pflicht „unsers Hirtenamtes, mehr zur Verzeihung, als zur „Rache, geneigt sind. Wenn aber jener abscheuliche „Krebs so voll von Geschwüren seyn sollte, daß er mit „gelinden Mitteln nicht zu heilen wäre: so müßen harte „und glühende Arzneymittel gebraucht, und die getrenn„ten Glieder ganz von dem gesunden Körper abgeschnit„ten werden.“ Zu mehrerer Bestätigung dieses Rathes, führt der Pabst die Bestrafungen des Dathan und Abiram, des Ananias und der Saphira, aus der heiligen Schrift, ingleichen einige Hinrichtungen von Ketzern an, darunter Huß und sein Freund Hieronymus, selbst von den Vorfahren der Deutschen zum Tode verurtheilet worden wären. Er verspricht auch den Deutschen Fürsten, wenn sie diesen Beyspielen folgen würden, desto mehr Siege und göttliche Belohnungen; und bietet alle seine Macht und selbst sein Leben dazu an, das Heil der ihm anvertrauten Schaafe zu besorgen.

Man mag das Schreiben, dessen Auszug hiermit geendigt ist, ganz vor eine Arbeit Adrians halten, oder einen Theil davon auf die Rechnung desjenigen setzen, der es den gewohnten Vorschriften des Römischen Hofes gemäß abfaßte: so ist es immer gewiß, daß es mehr nach den Grundregeln und Bedürfnissen dieses

dieſes Hofes, als nach den Umſtänden der damaligen Zeit eingerichtet worden ſey. Zu wenig ſah man dabey auf die Geſinnungen und Erwartungen der Deutſchen Reichsſtände, die man kaum einmal hinlänglich kannte. Es war nun lange nicht mehr genug, voraus zu ſetzen, daß alles von dem herrſchenden Glauben abweichende vor Ketzerey gehalten werden müßte: denn eben daran zweifelten ſchon viele tauſend in Deutſchland, ob gedachter Glaube würklich die ächte chriſtliche Religion ſey: und eine der lächerlichſten Schwachheiten des Menſchen, die eingebildte Untrüglichkeit, erſchien zuerſt wieder nach ſo vielen Jahrhunderten, in ihrer ganzen Blöße. Jedermann konnte auch leicht einſehen, wie gezwungen und eigennützig der Pabſt von einer Gefahr, die eigentlich nur ſeine und der Geiſtlichkeit Macht oder Einkünfte bedrohte, ſprach, als wenn ſie Religion, Leben und alles was die Chriſten insgeſammt beſaſſen, angienge. Die Deutſchen verlangten eine freye Unterſuchung über den Zuſtand der Religion, und waren mit Luthers Abſichten beſſer bekannt, als daß man ſie ihnen erſt von Rom aus hätte erklären, oder vielmehr anſchwärzen dürfen. Unglücklicher Weiſe lieſſen ſich die vermeinten Rechte und Vorzüge eines Pabſtes mit den Beſchwerden und Unternehmungen der Reformatoren in gar keine Uebereinſtimmung bringen. Beyde giengen daher ihren gänzlich verſchiedenen Weg, ohne ſich einander zu nähern. Da ſich alſo der Pabſt in ſeinem Schreiben dergeſtalt ausdrückte, als wenn beynahe keine beträchtliche Veränderung in der Denkungsart der Deutſchen über Religions- und Kirchenſachen vorgegangen wäre: ſo konnte daſſelbe auch nicht diejenige Würkung thun, welche es vielleicht dreyßig oder vierzig Jahre früher gehabt haben würde. Chriſten inſonderheit, die man vor irrgläubige hielt, des-

wegen hinzurichten, wenn sie ihren Meinungen nicht entsagten, (wie in diesem Breve, denn das ist der feyerliche Nahme eines päbstlichen Schreibens, angerathen wird,) war zwar eine Anstalt, welche die Römischen Bischöfe und die mit ihr verbundene Geistlichkeit eingeführt hatten, weil sie gleich Fürsten, die sich die Oberherrschaft eines Landes durch List und Gewalt erzwungen haben, alle Bewegungen die darinne entstanden, mit Schärfe und Geschwindigkeit unterdrücken mußten. Aber jetzt kamen diese Maaßregeln schon etwas zur Unzeit für die Deutschen, indem dieselben nicht mehr so leicht zu überzeugen waren, daß jedes Zweifeln an kirchlichen Lehrsätzen, und päbstlichen Rechten, eine würkliche Empörung sey.

Adrian schrieb zugleich fast mit eben denselben Worten an einige Reichsfürsten; besonders aber an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Er hatte bereits vorher, ehe sein Gesandter nach Deutschland abreiste, einen seiner Kammerherren an denselben abgeschickt, der ihm nicht nur ein Schreiben überbrachte, worinne er ermahnt wurde, die Würde des Apostolischen Stuhls, das Wohl und die Ruhe der ganzen Christenheit, und den heiligen Glauben zu beschützen; sondern der dem Kurfürsten auch mündlich das Verlangen des Pabstes noch genauer erklären sollte. Allein dieser Versuch, Luthern den Schutz des gedachten Fürsten gänzlich zu entziehen, schlug fehl: und der Pabst ließ daher an diesen ein sehr weitläufiges Schreiben, voll heftiger Klagen, Vorwürfe, Abmahnungen und Drohungen, ergehen. Es ist zwar ohngefähr auf den Ton des oben angeführten gestimmt, und noch mehr damit beschäftigt, Luthern als den verabscheuungswürdigsten Menschen vorzustellen; aber einige besondere Züge

dessel-

desselben sind gleichwohl werth, hier zu sehen. Man sieht auch daraus wiederum, daß der Verfasser desselben die Zeiten, für welche es gehörte, viel zu wenig gekannt habe.

Zuerst erinnert der Pabst den Kurfürsten und seine Sachsen, daß ihre Vorfahren von den Zeiten des Pabstes Adrian des ersten, und des Kayserς Carl des Großen an, immer friedliebend, Beschützer des Glaubens, und gehorsam geblieben wären: daher auch, (wie er nach der alten fabelhaften Meinung hinzufügt,) der Pabst Gregor der fünfte, ein gebohrner Sachse, den Herzog von Sachsen zum Kurfürsten ernannt habe. Desto gefährlicher schildert er den Schaden ab, den Friedrich der Religion und Kirche dadurch daß er Luthern geschützt, zugefügt habe. Es sey Thorheit, und mehr als Jüdische Blindheit, sagt der Pabst, (oder vielmehr der Römische Geistliche der in seinem Nahmen schrieb,) einem schlechten und bösen Menschen in Religionssachen mehr zu glauben, als so vielen heiligen Vätern, Kirchenversammlungen, und der heiligen rechtgläubigen Kirche selbst. Luther und seine Anhänger würden zwar den Kurfürsten dadurch hintergangen haben, daß sie sich das Ansehen gegeben hätten, als wenn sie ihre Meinungen aus der heiligen Schrift bewiesen; aber diesen Kunstgriff hätten die Ketzer zu allen Zeiten gebraucht, und es sey eine teuflische Verblendung, einem fleischlichen betrunkenen Menschen mehr Kenntniß der heiligen Schrift zuzutrauen, als der übrigen ganzen Welt. An seinen Früchten wäre er leicht zu erkennen gewesen; das heißt, an seiner Wuth gegen die heiligen Bilder, gegen die Priester Gottes, zu deren Ermordung er die Layen anfrische, und gegen die Kirche Christi überhaupt; besonders aber an seinen Lehrsätzen,

da

da er den Menschen die göttliche Barmherzigkeit zu entziehen suche, befehle, daß man dem erzürnten Gotte nicht genug thue, ein Leben das gar keinen Gesetzen unterworfen sey, einzuführen suche, und dergleichen mehr; endlich auch an der Schmähsucht, mit welcher er die Priester die des Himmelreichs Schlüssel hätten, und den Apostolischen Stuhl selbst angreife. Auf diese mit hitzigem Eifer ausgedrückte und durch biblische Stellen unterstützte Vorstellungen, folgt eine sehr dringende und bewegliche Bitte des Pabstes an den Kurfürsten, Luthern seinen Schutz nicht ferner angedeihen zu lassen. Er verweiset den Fürsten und seine Unterthanen auf mehrere Beispiele der Bibel von göttlichen Strafen, welche die Stifter von Spaltungen unter dem Volke Gottes betroffen hätten: und es ist merkwürdig, daß er bey dieser Gelegenheit zu ihnen sagt: Leset die heilige Schrift, in welcher ihr glaubet das ewige Leben zu haben; — gleichsam als wenn dieses Lesen für Mitglieder der Römischen Kirche so frey und so leicht gewesen wäre. Endlich verspricht er sich nicht allein von der Bekehrung des Kurfürsten, wie er sie nennt, die glücklichsten Folgen, sondern droht ihm auch, im Falle des Ungehorsams, Strafen dieser und jener Welt: er, und seine Sachsen würden alsdenn sowohl das Apostolische als das Kayserliche Schwerdt fühlen.

Wenn man bloß den außerordentlichen Ungestüm dieses Schreibens, der bis zur Verletzung der einem so ansehnlichen Fürsten schuldigen Achtung steigt, zu Rathe zieht: so wird es wahrscheinlich, daß einer von den Secretären des päbstlichen Hofes, denen die Ausfertigung solcher Schriften im sogenannten Canzleystil oblag, die Feder dabey geführt habe. Auf der andern Seite fällt es eben so sehr in die Augen, daß Adrian

sich

Digitized by Google

sich in der Nothwendigkeit befunden habe, völlig als Pabst zu schreiben, und daß man ihm vermuthlich, wie es die Feinde der Reformation in diesen Zeiten, zumal außerhalb Deutschland, mit vielem Fortgange thaten, Luthern als einen Feind aller Religion und aller guten Sitten abgebildet habe. Es könnte also auch wohl Adrian selbst einen nähern Antheil an diesem Schreiben gehabt haben. Immer aber wurde bey demselben irrig vorausgesetzt, daß der Kurfürst von Sachsen, (der Luthern mit vieler Klugheit schützte, ohne die von ihm vorgeschlagenen Veränderungen öffentlich zu unterstützen,) sich von demselben habe hintergehen laßen; ingleichen, daß die Sache der Reformation sogleich fallen werde, wenn Luther nicht mehr den Schutz seines Landesherrn genießen sollte.

Ueberdieses hat man auch ein Schreiben des Pabstes von eben dieser Zeit an die Stadtobrigkeit von Bamberg, worinne er dieselbe vor Luthern eifrig warnet. Er macht demselben wiederum den Vorwurf des Stolzes und einer teuflischen Verwegenheit, der Schmähsucht, der zügellosen Frechheit, überläßt es den Bambergern, selbst zu urtheilen, ob sich nicht auf denselben und seine Anhänger die Beschreibung schicke, welche der Apostel Petrus von den falschen Lehrern hinterlaßen habe, und begehrt von dieser Obrigkeit, keine lutherische Schriften in ihrer Stadt zu dulden; diejenigen aber welche sich daselbst finden würden, dem Päpstlichen und Kayserlichen Befehle gemäß, verbrennen zu laßen. Luther hat einen Abdruck dieses Schreibens mit kurzen, spöttischen Anmerkungen am Rande begleitet, die freylich, wenn es gleich zu denselben Veranlaßung genug darbietet, für die Geschichte des Pabstes nicht wichtig genug sind, weil man sich stets erinnert, daß es der hitzigste Gegner sey, der sie beygefügt hat. Aber er hat

auch

auch eine Anrede an die Christlichen Leser hinzugesetzt, die in einem ernstern Anstande Gedanken enthält, welche selbst einem unpartheyischen Leser dieses Schreibens beyfallen können. „Niemals, schreibt **Luther**, „hat dieses noch ein Pabst gethan, was dieser **Adrian** „der sechste thut, der es gleichsam mit Ablegung der „Gewalt, die er sich bisher allein angemaaßt hat, dem „Urtheil der Bamberger überläßt, ob er die Stelle des „heiligen **Petrus** richtig angeführt und erklärt habe, „oder nicht? Ich aber bitte nicht allein die Bamber„ger, sondern auch die Christen an allen Orten gar sehr, „daß sie sich des ihnen überlaßenen Urtheils bedienen, „zwischen mir und dem Pabste urtheilen mögen, ob „**Luther** oder der Römische Pabst, außer der gemei„nen Ordnung des christlichen Glaubens, Partheyen, „neue Lebensarten und Orden gestiftet habe; ingleichen, „ob **Luther** oder der Pabst etwas mehr als das bloße „Wort Gottes lehre?“ — Weiter hält er es vor beschimpfend für den Pabst, daß dieser, ob er sich gleich vor den Lehrer aller Christen ausgäbe, doch nichts mehr als folgendes zu sagen wiße: „**Luther** will allein weise „seyn. Sollten wir denn mit so vielen unserer Vorfahren „geirrt haben?“ Das sind, fährt er fort, Klagen der „Weiber und Kinder, der Mönche und Sophisten. „Es wäre dem Pabste anständig gewesen, die heilige „Schrift anzuführen, und dergestalt zu schließen: Hier „ist das Wort Gottes; auf diese oder jene Art hat „**Luther** wider daßelbe gelehrt. Nun aber stellt er „sich fein, als wenn ihm dieses unbekannt wäre, und „spricht: Auf diese oder jene Art hat **Luther** wider den „alten Gebrauch, wider die Gewohnheit, wider die „Lehrer gelehrt; nicht anders als wenn unser Glaube „auf altem Gebrauche und Gewohnheit, und auf den „Reden der Lehrer beruhte.

Doch

Doch wenn Adrian in allen diesen Schreiben nicht viel mehr als einen gemeinen Pabst gezeigt hat, der den Grundsätzen seines Standes unveränderlich getreu bleibt, ob ihm gleich Religion, Gewißen und hellere Zeiten anrathen, einen Theil derselben zu verlaßen: so that er zugleich einen desto ungewöhnlichern Schritt. Neben dem Schreiben, welches er seinem Gesandten an die Deutschen Reichsstände zur Beglaubigung deßelben mitgab, ertheilte er ihm auch besondere Verhaltungsbefehle, (oder eine sogenannte Instruction) deren er sich mündlich gegen eben diese Fürsten bedienen sollte. Der Gesandte ließ anfänglich einen Theil derselben oder die kleinere, vorlesen; nachher aber machte er die größere im Anfange des Jahres 1523. völlig bekannt.

Die erste Hälfte derselben scheint bloß auf den Inhalt der vorhergedachten päbstlichen Schreiben hinauszulaufen. Es wird nemlich dem Gesandten befohlen, den Reichsständen zu erkennen zu geben, mit wie vielem Schmerze der Pabst den Fortgang der Lutherischen Parthey betrachte, wie groß seine Begierde sey, denselben gehemmt zu sehen, und wie er nicht allein selbst bereit sey, alles zu thun, was diese Absicht befördern könne; sondern sie auch ermahne und bitte, ein gleiches zu leisten. Dazu sollte sie folgendes bewegen. Erstlich, die Ehre Gottes, welche durch diese Ketzereyen überaus verletzt werde und die Liebe des Nächsten, welche einen jeden verbinde, die Irrenden auf bessern Weg zu führen. Zweytens, der üble Ruf in welchen ihre Nation wegen der Lutheraner gekommen sey; da sie doch sonst immer mehr als andere vor eine der christlichsten wäre gehalten worden. Drittens, ihre eigene Ehre, die darunter leide, wenn so ansehnliche Fürsten diese Ketzereyen nicht zu vertilgen trach-

trachten; wenn sie von dem Beyspiel ihrer Vorfahren abweichen, welche die Hußiten so eifrig unterdrückt haben, und wenn sie die von ihnen selbst gebilligte Verordnung des Kayſers wider Luthern nicht, wie sie leicht können, in Ausübung bringen. **Vierrens** das Unrecht, welches durch Luthern ihnen und ihren Vorfahren wiederfahre, indem diese nach seinen Grundsätzen, vor ketzerisch und also verdammt gehalten werden müßten. **Fünftens**, der Endzweck den sich die Lutheraner vorgesetzt hätten, nemlich unter dem Vorwande der Evangelischen Freyheit alle weltliche Macht über den Hauffen zu werfen; ob sie gleich im Anfange listig genug nur die geistliche Herrschaft, deren Feinde die Layen meistentheils wären, angegriffen hätten, um die weltlichen Fürsten auf ihre Seite zu ziehen. **Sechstens**, die großen Aergerniſſe, Unruhen, Händel und Gewaltthätigkeiten aller Art, welche diese Parthey in Deutschland gestiftet hat; ingleichen die Gotteslästerungen, Schimpfwörter und ähnliche Reden, welche sie beständig im Munde führte, und welche endlich Gottes Strafe über Deutschland und dessen Fürsten ziehen würden, wenn diese sich ihrer Gewalt nicht bedienten, dieselben zu dämpfen. **Siebentens**, die Betrachtung, daß Luther ohngefähr auf gleiche Art, wie ehemals Muhammed, das christliche Volk verführe, nemlich, indem er dasjenige erlaubte, wozu die fleischlichen Menschen geneigt sind, und sie von demjenigen freyspricht, was in der christlichen Sittenlehre das schwerste ist. Muhammed habe die Vielweiberey und die Leichtigkeit der Ehescheidungen eingeführt; Luther aber hebe das Gelübde der Keuschheit auf, um sich bey üppigen Mönchen, Nonnen und Priestern in Gunst zu setzen.

Durch

Durch diese Bewegungsgründe, sagt der Pabst, und andere welche die Klugheit des Gesandten selbst ausfindig machen würde, sollte er die deutschen Fürsten dahin zu bringen suchen, daß sie sich der fernern Ausbreitung der Lutherischen Lehrsätze nachdrücklich entgegensetzten. Denjenigen von dieser Parthey, welche ihre Irrthümer abschwören wollten, sollte man Verzeihung wiederfahren lassen; die hartnäckigen aber sollten zum Beyspiele für andere bestraft werden. Würde jemand sagen, Luther müsse erst mit seiner Vertheidigung gehört werden, ehe er von dem Apostolischen Stuhl, als ein der Ketzerey überwiesener, verdammt werden könne, so sey darauf zu antworten, daß man in Glaubenssachen dem göttlichen Ansehen ohne Beweise zu glauben schuldig sey. In Thatsachen könne man ihm eine Vertheidigung zugestehen, wie unter andern über die Fragen: ob er etwas gesagt, geprediget und geschrieben habe, oder nicht? Aber in Sachen göttlichen Rechts, und welche die Sacramente beträfen, müsse man es bey dem Ansehen der Heiligen und der Kirche bewenden lassen. Fast alle besondere Meinungen Luthers wären besonders auf Kirchenversammlungen verworfen worden, deren Ehre man sehr beleidigen würde, wenn man solche Schlüsse der ganzen Kirche in Zweifel ziehen wollte. Und was würde endlich gewiß unter den Menschen bleiben, welches würde das Ende von Zänckereyen seyn, wenn es jedem stolzen und verkehrten Menschen frey stehen sollte, sich von demjenigen zu entfernen, was seit so vielen Jahrhunderten durch Uebereinstimmung der weisesten Männer, von der rechtgläubigen Kirche, (die Gott in Glaubenssachen niemals irren läßt,) festgesetzt worden ist? Jede Stadt beobachtet ihre Gesetze unverbrüchlich. Es müßte auch alles voll Verwirrung werden, wenn mehr als einmal gemachte und

wohl überlegte Anordnungen nicht gehalten werden sollten. Wegen dieser Ursachen verdienten Luther und seine Anhänger als Störer des öffentlichen Friedens, ausgerottet zu werden.

Nach diesen Vorschriften, welche der Pabst seinem Gesandten ertheilte, ohne vermuthlich zu merken, wie viel sich gegen seine Gründe einwenden ließe, läßt er endlich sein Herz reden, und spricht seiner würdiger. „Ihr werdet ferner sagen, fährt er fort, daß wir aufrichtig gestehen, Gott lasse diese Verfolgung über seine „Kirche wegen der Sünden der Menschen, hauptsächlich der Priester und der Prälaten, kommen. Denn „es ist gewiß, daß die Hand des Herrn nicht verkürzt „sey, als wenn er nicht helfen könnte; sondern daß „unsere Sünden uns und ihn von einander trennen, „und sein Angesicht vor uns verbergen, damit er nicht „erhöre. Die heilige Schrift sagt es deutlich, daß „die Sünden des Volks von den Sünden der Priester herstammen: daher ist unser Erlöser, wie „Chrysostomus anmerkt, indem er im Begriffe „war, die kranke Stadt Jerusalem zu heilen, vorher in den Tempel gegangen, um die Sünden der „Priester zuerst zu bestrafen, gleich einem guten „Arzte, der die Krankheit von ihrem Ursprunge „an heilet. Wir wissen es wohl, daß an diesem „heiligen Stuhl schon seit einigen Jahren viel „Abscheuliches vorgegangen sey: Mißbräuche „in geistlichen Dingen, Ausschweifungen in Befehlen, kurz alles verschlimmert. Kein Wunder ist es also, wenn sich der kranke Zustand „vom Haupte auf die Glieder, von den Päbsten „auf die niedern Prälaten, herabgesenkt hat. „Wir alle, das heißt, wir Prälaten und Geistlichen „sind abgewichen, ein jeder auf seinen Weg, und

„schon

„schon lange ist keiner unter uns gewesen, der etwas „Gutes gethan hätte, nicht ein einziger. Wir müssen „daher Gott alle die Ehre geben, und uns vor ihm „demüthigen: ein jeder unter uns muß sehen, woher „er gefallen ist, und sich lieber selbst richten, als daß „er von Gott mit der Ruthe seines Zorns gerichtet „werden wollte. Was nun hierbey uns betrifft, so „werdet Ihr versprechen, daß Wir allen Fleiß anwen„den wollen, damit zuerst dieser Hof, von „welchem vielleicht alles dieses Uebel herge„kommen ist, reformirt werde, auf daß, gleich„wie von demselben das Verderben auf die geringern „geflossen ist, also auch von ihm Gesundheit und Re„formation auf alle ausfließe. Wir halten uns auch „desto mehr verbunden, dieses zu bewerkstelligen, je „begieriger die ganze Welt, wie wir sehen, eine „solche Reformation verlangt. Wir haben, wie „wir Euch ehemals gesagt zu haben glauben, die päbst„liche Würde niemals gesucht, und würden, so weit „es an uns gelegen hätte, viel lieber im Privatstande „geblieben seyn, und Gott in einer heiligen Muße ge„dient haben. In der That hätten Wir auch diese „Würde ganz abgelehnt, wenn nicht die Furcht Got„tes, und die aufrichtige Art unserer Wahl, ingglei„chen die Besorgniß einer Trennung, welche aus un„serer Weigerung entstanden seyn dürfte, uns genö„thigt hätten sie anzunehmen. Wir haben also un„sern Hals unter diese höchste Würde gebeugt, nicht „aus Herrschbegierde, oder um unsere Anverwandte „zu bereichern; sondern, um Gottes Willen zu gehor„chen, um Seine verunstaltete Braut, die catholi„sche Kirche, zu reformiren, um den Unterdrückten „zu Hülfe zu kommen, um gelehrte und tugendhafte „Männer, die seit langer Zeit vernachläßigt wurden, „aufzurichten und zu ehren; endlich um alles übrige

„zu thun, was ein guter Pabst und ein rechtmäßiger „Nachfolger des heiligen Petrus, thun muß. Doch „darf sich auch niemand verwundern, wenn er nicht „gleich alle Fehler und alle Mißbräuche von uns ver„bessert sieht. Denn es ist eine zu eingewurzelte „Krankheit, keine einfache, sondern eine mannichfal„tige: daher muß man langsam mit der Heilung der„selben verfahren, und zuerst dem schwerern und ge„fährlichern Einhalt thun, damit wir nicht, indem „wir alles zugleich reformiren wollen, alles in Ver„wirrung setzen. Alle plötzliche Veränderungen in ei„nem Staate, sagt Aristoteles, sind gefährlich, und „wer zu sehr schneußt, drückt Blut heraus.“

„Was Ihr aber, setzt der Pabst hinzu, in Eu„rem letzten Schreiben meldet, daß einige Fürsten sich „gegen Euch beklagt hätten, der päbstliche Stuhl habe „die mit ihnen geschlossene Vergleiche nicht gehalten, „darauf habt Ihr zu antworten, daß Wir wegen des„sen was vor unsern Zeiten geschehen ist, nicht geta„delt werden können noch dürfen, und daß uns der„gleichen Uebertretungen, auch da wir noch in einem „geringern Stande lebten, immer mißfallen haben. „Wir wären also fest entschlossen, wann sie es auch „nicht forderten, uns derselben, während unserer „päbstlichen Regierung, gänzlich zu enthalten: theils, „um einem jeden sein Recht zu erhalten; theils, weil „es Billigkeit und Leutseligkeit verlangen, daß wir un„sere berühmte Nation nicht allein nicht beleidigen, son„dern ihr auch besondere Gunstbezeigungen erweisen.„ Daher verspricht auch der Pabst, das Verlangen der Fürsten in Ansehung der Processe, welche vor der Rota (gleichsam dem päbstlichen Appellationsgerichte) anhängig wären, soviel er könnte, zu befriedigen, und begehrt dagegen von denen an welche er geschrieben

ben hat, Antworten und Vorschläge, wie man den Fortgang der Lutherischen Parthey am bequemsten hintertreiben könne. Endlich trägt er auch seinem Gesandten auf, (weil er erfahren habe, daß es in Deutschland viele rechtschaffene und gelehrte Männer, die aber arm wären, auch sonst einige treffliche Köpfe gebe, welche deswegen, weil die unanständigen päbstlichen Verforgungen mehr Comödianten und Stallbedienten, als gelehrten Männern zu Theil geworden wären, von ihrer Ergebenheit gegen den päbstlichen Stuhl nachgelassen hätten,) zu untersuchen, wer diese Männer wären, und ihm ihre Nahmen zu übersenden, damit er dieselben, wenn geistliche Aemter in Deutschland erledigt würden, aus eigener Bewegung versorgen könne.

Keine unter allen Handlungen Adrians ist so heftig und von so vielen getadelt worden, als dieses Bekenntniß und Versprechen, welche ihm doch im Grunde die meiste Ehre machen. Selbst die Freunde der Reformation, ob sie gleich damit wohl zufrieden waren, daß er aufrichtig gestanden hatte, es sey sehr viel an der Aufführung der Päbste und an ihrem Hofe zu reformiren, fanden es doch sonderbar, daß diese Verbesserung, seiner Meinung nach, nur langsam unternommen werden sollte. Sie war gleichwohl seit Jahrhunderten, und immer dringender, nothwendig geworden: und, sie nicht beschleunigen, hieß gewissermaassen, dem Uebel mehr Zeit zum Einwurzeln zu lassen; oder, was man mit der einen Hand anbot, mit der andern zurück zu nehmen. Luther machte daher, als er diese päbstliche Vorschrift, deutsch übersetzt, drucken ließ, unter andern diese Anmerkung darüber, was von einer nach und nach anzustellenden Reformation darinne gesagt werde, müsse man so verstehen, daß jeder Fuß und Schritt einige Jahrhunderte von ein-

ander entfernt bleiben sollten. Andere in Deutschland, welche aus dem ältern Betragen der Päbste kein Vertrauen zu dem damaligen schöpfen konnten, hielten diese Erklärung vor einen gewöhnlichen Betrug der Päbste. Diese, sagten sie, bekennen den Fehler, versprechen ihn zu verbessern; denken aber gar nicht daran, solches würklich zu leisten. Es geschehe alles dieses nur, um die Unerfahrnen durch Kunstgriffe einzuschläfern, und, indem sie Zeit gewönnen, ihre Vortheile wahrzunehmen. Denn unterdessen wüßten sie durch Hülfe ihrer Anhänger bey den Fürsten, diese von der Gerechtigkeit ihrer Sache dergestalt einzunehmen, daß sie darauf die Völker sich desto leichter unterwerfen, und ihnen sowohl das Vermögen sich ihrem Willen zu widersetzen, als Vorwürfe zu machen, entziehen könnten. So, oder auf eine ähnliche Art, war es freylich bisher meistentheils bey den oft wiederholten Beschwerden ganzer Länder wider den päbstlichen Hof, und den Vertröstungen des letztern, dieselben aufzuheben, zugegangen. Unterdessen fehlte es doch der Entschuldigung Adrians, warum der Römische Hof nicht mit einemmale durchgehends reformiret werden könne, nicht ganz an Richtigkeit, weil er daselbst Schwierigkeiten genug zu befürchten hätte. Ein noch wichtigerer Vorwurf traf seine angebotene Verbesserung, nach den Grundsätzen der Evangelischen, darinne, daß er dieselbe lediglich auf äußerliche Mißbräuche einschränkte, und den Glauben seiner Kirche vor unverbesserlich hielt.

Aber eben in dieser Kirche wurde das freymüthige Geständniß, welches er in Ansehung der Reformation öffentlich abgelegt hatte, sehr hart beurtheilt. Die Römischen Hofprälaten wurden darüber äußerst unwillig, daß sie dadurch bey dem Volke verhaßt gemacht und beschimpft, auch nicht bloß in Verachtung

gesetzt

geſetzt würden, ſondern daß zugleich, wie ſie vorgaben, die Kühnheit und der Trotz der Lutheraner dadurch wachſen müſſe. Beſonders verdroß ſie es, daß dieſer Schrift des Pabſtes eine von beyden Folgen nach ſich ziehen würde: entweder, daß ſie vieles von ihren Vortheilen verlieren müßten; oder daß es in die Augen fiele, wie unverbeſſerlich ihre Sitten wären. Diejenigen, welche den Papſt am meiſten entſchuldigten, behaupteten, er verſtehe diejenigen Künſte nicht, durch welche die Päbſtliche Macht und das Anſehen des Römiſchen Hofs hauptſächlich erhalten würden, und welche auf einen guten Ruf ankämen. Sie lobten die Beurtheilung und Klugheit Leo des zehnten, welcher weit geſchickter die üble Meinung der Deutſchen von dem gedachten Hofe ihrer Unwiſſenheit zugeſchrieben hätte, weil ſie die Denkungsart der Hofleute nicht genugſam kenneten. Er hatte daher in ſeiner Verordnung wider Luthern dreiſt geſchrieben, wenn dieſer ſogleich nach Rom reiſen wollte, ſo würde er daſelbſt die Mißbräuche die er ſich eingebildet hätte, gar nicht antreffen.

An dieſen Urtheilen welche Sarpi aufbehalten hat, erkennt man Geiſtliche, die, wenn ſie, und der Hof welchem ſie dienten, Anſehen und Einkünfte beybehielten, weder um die Mittel durch welche ſolches erhalten wurde, noch um die Forderungen welche man mit Rechte an ſie that, ſehr bekümmert waren. Mit noch mehr Bitterkeit wurde Adrian von andern Mitgliedern ſeiner Kirche getadelt, weil er zu aufrichtig geſprochen hätte. Pallavicini, der ihnen beytritt, wiederholt nicht allein ihre Meinungen, ſondern eröffnet auch die ſeinige dergeſtalt, daß nach derſelben dieſer Pabſt verächtlicher als die ſchlimmſten ſeiner Vorfahren ſeyn müßte. Dieſe Verhaltungsbefehle,

schreibt er, zeigten zwar offenbar Adrians Frömmigkeit an, die auch durch sein sich immer gleiches Leben bestätigt wurde; aber die meisten vermißten dabey an ihm eine größere Klugheit und Vorsichtigkeit. Er schien insonderheit zu leichtgläubig gegen die spottenden Schmeicheleyen der Hofleute zu seyn, die, indem sie einen eben verstorbenen Fürsten tadeln, nur bey seinem Nachfolger ihren Haß gegen denjenigen ausschütten, der ihre Begierden nicht erfüllet hat; denjenigen hingegen, der sie nunmehro erfüllen kann, als einen Wiederhersteller des Staats loben. Wie konnte mit Wahrheit gesagt werden, Tugend und Gelehrsamkeit hätten zur Zeit des Pabstes Leo des zehnten in Verachtung gelegen, dem doch tausend Federn das entgegen gesetzte Lob reichlich beylegen? — — Hierinne hat gewiß Adrian den Ruhm desselben nicht erreicht. Auch hielten die meisten diesen heftigen Tadel der kurz vorhergehenden Päbste vor eine zu übertriebene Hitze. Es fehlte ihnen deswegen nicht an großen Tugenden, weil sie einige Fehler begangen haben. Wenn sie dem Adrian an Frömmigkeit nicht gleich waren; so übertrafen sie ihn an andern Gaben, die zwar ihrem Besitzer nicht so vortheilhaft, aber vielleicht dem gemeinen Besten nützlicher sind. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht allein die päbstliche Würde, welche aus geistlicher und weltlicher Herrschaft zusammengesetzt ist, auch wegen vieler und wichtiger Ursachen, der Staatsklugheit ungemein bedarf; sondern selbst die Regierung eines mäßigen Mönchsordens, wenn er gleich einfach und von strenger Einrichtung ist, besser von einem Manne verwaltet werde, der mit einer mittelmäßigen Frömmigkeit ausnehmende Klugheit verbindet, als von einem andern, dessen Heiligkeit nur von einer geringen Klugheit begleitet wird. Daher kömmt auch,

wenn

wenn ein heiliges Leben bey den Unterthanen erhalten werden soll, weniger auf die Heiligkeit als auf die Klugheit des Fürsten an. Es wäre zwar das beste, daß ein geistlicher Vorsteher in beyden vortrefflich wäre; aber man muß einmal, nicht nach Platonischen Begriffen wählen, sondern unter Menschen die auf der Welt leben, den Wählenden bekannt sind, und sowohl nach dem Gesetze als nach der Gewohnheit, Fähigkeit zur Regierung besitzen.

Außerdem schien es auch, sagt Pallavicini weiter, wenn gleich der Pabst dergleichen Gedanken bey sich hegte, eine zu freymüthige Aufrichtigkeit zu seyn, dieselben der Reichsversammlung bekannt zu machen; so daß entweder er, oder sein Gesandter dieselben schriftlich vorlegte. Er wußte wohl, daß sich auf dieser Versammlung, und noch mehr in ganz Deutschland, wo die seinen Gesandten ertheilten Befehle verbreitet werden mußten, viele Feinde des Römisch-catholischen Glaubens befanden, welche sein Bekenntniß hören, aber, wie es auch geschehen ist, nur zur Hälfte annehmen würden, nemlich, sofern er die Päbste anklagte, nicht soweit er Luthern verdammte. Es wäre also besser gewesen, die Fehler durch die That zu widerlegen, so daß der Pabst dagegen ein Mittel, so gut als es möglich war, gebraucht hätte. Von seinen Vorfahren aber hätte er nur folgendes sagen sollen: da ihm die Beschaffenheit der Zeiten und Angelegenheiten, in welche ihre Handlungen fielen, unbekannt wären, und hingegen gar nicht unbekannt wäre, daß die Bosheit der Menschen kürzlich verstorbene Fürsten sehr mißhandle: so habe er weder Verbindlichkeit sie zu vertheidigen, noch Beweise, um sie zu verurtheilen. Er habe zwar erfahren, daß damals viele Mißbräuche eingeführt worden wären: vielleicht

sowohl aus Nothwendigkeit der Umstände, als durch die übeln Gesinnungen der Staatsbedienten; er werde sich aber bemühen, dieselben abzustellen. Auf diese Art würde er für die Ehre der vorhergehenden Päbste wohl gesorgt, den Klagen der Deutschen ein Genüge gethan, und mit der Liebe und Klugheit auch die Wahrhaftigkeit verbunden haben. — — Endlich übertrat Adrian, wie viele glaubten, darinne die Pflicht der vollkommenen Klugheit etwas, daß er sich von allen an welche er geschrieben hatte, Rath ausbat. Es war genug, wenn sein Gesandter die Vorschläge einzeler Reichsstände, die er gehört hatte, dem Pabste anzeigte; ohne daß sich dieser in die Nothwendigkeit setzte, sie selbst einzusammeln. Wenn ein Fürst allen erlaubt, ihm ihren Rath mitzutheilen: so ist dieses eben so viel, als wenn er seine Ohren für alle unanständige Vorwürfe offen hätte. — Noch mehr wurde der Gesandte deswegen getadelt, daß er seine Verhaltungsbefehle dem Reichstage übergab, und daher zugleich die Meinungen von allen verlangte. Denn nicht allein wurde die Macht dieser Versammlung, und eine solche Art öffentlich Rath zu geben, für den Pabst ein dringender Grund, denselben nicht zu verschmähen, und für die Fürsten, ihn nicht verschmähen zu lassen; sondern es waren so mancherley Gattungen von Menschen auf dieser Versammlung gegenwärtig, und sie hatten so verschiedene Neigungen, daß man voraus sehen konnte, es werde ein jeder darunter dasjenige Hülfsmittel gegen das öffentliche Uebel billigen, welches seinem besondern Vortheile gemäß seyn würde.

Ohne Zweifel hat Pallavicini in dieser Stelle alles gesagt, was ein Staatskluger Cardinal und ein schlauer Jesuit, (denn er vereinigte diese beyden Personen

sonen in sich,) über das Verhalten eines neuern Pabstes urtheilen mußte; vorausgesetzt daß dieser sich in keiner andern Verfassung befinden könne, als in derjenigen, worinne man seine Nachfolger noch sieht. Solange freylich der Pabst einen Bischof und einen weltlichen Fürsten zugleich abgiebt, ist es immer zu erwarten, daß der erstere Stand dem letztern weichen müsse. Er wird alsdenn nicht ohne die Staatsklugheit der Höfe regieren dürfen; es wird ihm nicht erlaubt seyn, die Fehler und Schwächen seines Hofs oder Reiches allzu aufrichtig gegen jedermann zu gestehen; von andern als von seinen Vertrauten Rath zu begehren; etwas gegen den Ruhm und das Verfahren seiner Vorgänger zu sagen; oder das geringste zuzugeben, was seinem Ansehen, seinen Rechten, Ansprüchen und Vortheilen schädlich werden könnte. Als ein solcher fürstlicher Bischof betrachtet, hat Adrian allerdings einen großen Fehler begangen, in welchen die Politik Leo des zehnten, Julius des zweyten, und Alexanders des sechsten, die zunächst vor ihm zu Rom regiert hatten, niemals verfallen war. Aber es hatten eben zu seiner Zeit die Stifter und Freunde der Reformation die wichtige Frage aufgeworfen, ob die Römischen Bischöfe würklich, ihrer ersten Bestimmung nach, geistliche und weltliche Fürsten zugleich seyn sollten: und sie hatten gefunden, daß dieselben, viele Jahrhunderte nach einander, nichts als Bischöfe, das heißt, nur Lehrer und bescheidene Aufseher christlicher Gemeinen gewesen wären; daß ihr ursprüngliches Amt, seiner Natur nach, keine andere Gestalt leide; und daß man also die Römischen Bischöfe innerhalb dieser ersten Gränzen ihres Standes zurückführen müsse. Adrian, der, wo nicht eben diese Meinung hatte, doch wenigstens auf die Spur davon gekommen war, und gewiß die Neigungen oder Fähigkeiten

eines

eines Fürsten sich nicht wünschte, überließ diesem die feine Verstellungskunst, und andere Regierungsregeln, um mehr ein Bischof zu seyn. Seine Klugheit bestand also auch nur in der Beschützung der hergebrachten Lehre seiner Kirche, die er allein vor wahr achtete, in dem Eifer gegen ihre Feinde, in der aufrichtigen Geschäftigkeit, alle grobe Aergernisse aus dem Wege zu räumen, und in einem guten Beyspiele seiner Sitten, an welchen er den ersten Lehrer der Kirche zeigen wollte. Ihm einen üppigen und prächtig verschwenderischen Leo, einen unruhigkriegerischen Julius, oder einen treulosen und durchaus lasterhaften Alexander nicht nur an die Seite zu setzen, sondern auch vorzuziehen, (und es sind Zeitgenossen dieser Päbste, Italiäner, Römischcatholische, und zum Theil Geistliche dieser Kirche, welche der Nachwelt einen solchen Begriff von ihnen gemacht haben,) heißt nichts anders, als listige und herrschsüchtige Regenten auf Kosten eines ehrlichen und gutmeinenden Bischofs loben. Daß Adrian ihnen unähnlich gewesen ist, macht in der That einen Haupttheil seines Ruhmes aus.

Uebrigens hielt sich eine Menge von Christen dieser Zeit zu so großen Erwartungen in Absicht auf die Verbesserung der Religion und Kirche berechtigt, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn alle Anträge und Erbietungen dieses Pabstes beynahe gar keine Würkung thaten. Sie glaubten zum Theil, daß die Kirche eines Pabstes gänzlich entbehren könne, und ihn sogar zu ihrem Besten abschaffen müsse: es war also natürlich, daß ihnen die ohnedieß mangelhaften Vorschläge Adrians, mitten unter welchen er gleichwohl die alte päbstliche Gewalt einigermaaßen zu behaupten suchte, nur verdächtig vorkamen. Sein Gesandter, der einiges von seiner Gemüthsart an sich gehabt

habt zu haben scheint, gab sich noch besonders Mühe, nachdem er ohne Zurückhaltung seine Vorschriften mitgetheilt hatte, das Ansehen seines Herrn und der Geistlichkeit aufrecht zu erhalten. Er setzte insonderheit hinzu, man sehe häufig in Deutschland Mönche, die das Kloster verlassen hätten, und weltliche Geschäfte trieben; auch Priester, die zu großer Beschimpfung der Religion sich verheyratheten. Die meisten derselben begiengen viel Böses: es sey daher nothwendig, daß dergleichen unerlaubte und kirchenräuberische Ehen durch gebührende Mittel aufgehoben, ihre Urheber scharf gezüchtigt, und die Abtrünnigen wieder unter die Gewalt ihrer Obern gebracht würden.

Auf alle diese päbstliche Anträge gaben die zu Nürnberg versammlete Reichsstände, an deren Spitze der Erzherzog **Ferdinand** war, der die Stelle seines Bruders, des Kayſers, vertrat, folgende schriftliche Antwort. Nachdem sie dem Pabste zu seiner Gelangung auf den Thron Glück gewünscht, auch über die Einigkeit der christlichen Fürsten, und über den wider die Türken zu führenden Krieg, sich nach seinen Gesinnungen erklärt haben, melden sie ihm die wichtigen Ursachen, warum sie die kayserlichen und päbstlichen Verordnungen wider **Luthern** nicht vollstrecken lassen könnten. Die meisten unter dem Volke hätten aus den lutherischen Büchern und Lehren die Meinung angenommen, daß der Römische Hof den Deutschen durch viele Mißbräuche großen Schaden zugefügt habe. Sie würden daher, wenn jene Verordnungen beobachtet werden sollten, auf den Argwohn gerathen, es geschehe solches, um die Evangelische Wahrheit zu unterdrücken, und die schlimmen Mißbräuche zu unterstützen. Daraus aber könnten leicht Unruhen, Empörungen und ein bürgerlicher Krieg entstehen. In diesen

diesen bedenklichen Umständen also müsse man desto mehr auf glimpfliche Mittel bedacht seyn, da der Gesandte selbst im Nahmen des Pabstes gestehe, die Sünden der Menschen hätten alles dieses Uebel verursacht, und eine Verbesserung des Römischen Hofes verspreche. Würde der Pabst dieses erfüllen, welches man ungezweifelt hoffe, und sich eifrig ausbitte: so würden viele zur kindlichen Liebe gegen ihn, und zur Ablegung ihrer Irrthümer bewogen werden. Aber ohne Abstellung der Beschwerden und Mißbräuche, besonders in gewissen Punkten, welche die weltlichen Fürsten besonders vorlegen würden, sey keine wahre Einigkeit unter den geistlichen und weltlichen Ständen, noch eine Ausrottung der jetzt in Deutschland herrschenden Unruhen und Irrthümer zu hoffen. Der Erzherzog und die Reichsfürsten stellen dem Pabste ferner vor, daß man dem Römischen Hofe die Annaten aus Deutschland auf gewisse Jahre mit der Bedingung zugesagt habe, daß sie zur Bekriegung der Türken und zur Beschützung des catholischen Glaubens angewandt werden sollten. Da aber jene Jahre lange verflossen wären, und die Annaten von den vorhergehenden Päbsten nicht zu dem bestimmten Endzwecke wären genutzt worden: so wäre das Volk in Deutschland damit übel zufrieden; zumal, weil die Prälaten, um die gedachten Gelder bezahlen zu können, Steuern in ihren Stiftern ausschrieben. Sie bitten daher den Pabst, die Annaten künftig dem öffentlichen Reichsschatze zu überlassen, damit durch dieselben die Erhaltung der Gerechtigkeit und Ruhe in Deutschland befördert, auch die Führung eines Türkenkriegs erleichtert werden möchte.

Die Fürsten vergaßen auch nicht, dem Pabste auf die Frage zu antworten, welche Mittel am kräftigsten

tigsten wider den Fortgang der lutherischen Parthey gebraucht werden könnten. Das jetzige Jahrhundert, sagen sie, hat sowohl im geistlichen als weltlichen Stande die verdorbensten Sitten an sich: und es giebt nicht bloß von Seiten der Lutheraner, sondern auch aus andern Ursachen, viele Irrthümer, Mißbräuche und Verderbnisse, welche dergestalt überhand genommen haben, daß es höchstnöthig ist, auch wegen des Unglücks, das die Türken schon lange in der Christenheit stiften, dieselben zu tilgen. Dazu könnten sie kein nachdrücklicheres Mittel ausfindig machen, als daß der Pabst, mit Einwilligung des Kaysers, eine freye christliche Kirchenversammlung, an einem schicklichen Orte in Deutschland, entweder zu Straßburg, oder zu Maynz, Cölln, Metz, oder anderswo, sobald als immer möglich, zusammen berufen möchte. Das Ausschreiben derselben müsse nicht über Ein Jahr verschoben werden: und allen welche dieser Versammlung beywohnen würden, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, müsse, ohngeachtet aller von ihnen geleisteten Eide und eingegangenen Verbindlichkeiten, erlaubt seyn, frey zu reden, und ohne alles Hinderniß ihren Rath zur Ehre Gottes, zum Heil der Seelen, und zum Besten der Christenheit zu ertheilen. Ja es müsse ein jeder auf dieser Kirchenversammlung nicht bloß angenehme, sondern wahre und nützliche Dinge, mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vortragen. Damit aber unterdessen die Unruhen und Irrthümer des Volks gedämpft werden möchten, wollten die Fürsten nicht nur dafür Sorge tragen, sondern auch bey dem Kurfürsten von Sachsen darum ansuchen, daß die Lutheraner keine Bücher ans Licht stellen möchten. Im übrigen sollten die Prediger in Deutschland nichts, was Bewegungen verursachen könnte, sondern allein das heilige Evangelium, rein und lau-

lauter, nach der von der Kirche gebilligten Erklärung, auch gottseelig und sanftmüthig lehren. Die Bischöfe sollten fromme und gelehrte Männer bestellen, welche die Prediger beobachten und belehren möchten; doch dergestalt, daß niemand argwohnen dürfe, als wollten sie den Lauf des Evangeliums hindern. Es sollte auch nichts weiter gedruckt werden, als was von Männern gedachter Art wäre beurtheilt worden. Durch diese Mittel hofften sie, wenn zumal der Pabst den öffentlichen Beschwerden abhülfe, und die verlangte Kirchenversammlung ankündigte, daß alles wieder zur Ruhe kommen werde. Denn auf die Schlüsse dieser Versammlung würden ohne Zweifel alle rechtschaffene Männer gelassen warten. Was die Priester betreffe, setzten die Fürsten hinzu, welche sich verheyrathet hätten, und die Mönche welche ihren Gelübden untreu geworden wären, so glaubten sie, weil nach den bürgerlichen Rechten keine Strafen auf sie gesetzt wären, daß es genug seyn werde, wenn sie von ihren Bischöfen mit Kirchenstrafen belegt würden; sollten aber dieselben Verbrechen begehen, so würden die Fürsten und Obrigkeiten, in deren Gebiete solches geschehen, sie gebührend bestrafen.

Eine solche Antwort muste Adrian, nach dem damaligen Zustande der Religionsgesinnungen von Deutschland, ohngefähr erwarten. Doch war sie nicht allein so frey, sondern auch mit solchen Einschränkungen für das Ansehen des Pabstes begleitet, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sein Gesandter sich durch dieselbe nicht befriedigen ließ. Er erklärte sich vielmehr gegen die deutschen Reichsfürsten, daß weder der Pabst, noch der Kayser, noch irgend ein anderer christlicher Fürst eine solche Antwort von ihnen erwartet hätte, wie ihre Entschuldigung wäre, warum

sie

sie die gegen Luthern gegebenen Verordnungen nicht vollstrecken könnten. Man dürfe nichts Böses dulden, damit etwas Gutes daraus entstehe, und man müße weit mehr das Beste der Seele als des Leibes besorgen. Die Aergernisse oder Beschwerden, welche dem Römischen Hofe Schuld gegeben würden, wären kein rechtmäßiger Vorwand für die Irrthümer Luthers: wenn jene auch wahr wären, hätte man sie doch lieber ertragen, als sich von der Gemeinschaft der Kirche absondern sollen. Man möchte also die gedachten Verordnungen sogleich zur Ausübung bringen lassen, indem der Römische Hof geneigt sey, allen billigen Klagen ein Ende zu machen. Wegen der Annaten würde der Pabst selbst seine Entschliessung bekannt machen. Was aber die Kirchenversammlung angienge, so hoffe er, dieses Verlangen werde dem Pabste nicht mißfällig seyn, wenn es nur mit mehr Bescheidenheit vorgetragen, und einiges anstößige weggelassen würde, insonderheit, daß der Kayser darein willigen, und eine bestiminte Stadt dazu gewählt werden müsse. In Ansehung der Prediger begehrte der Gesandte, daß es, dem päbstlichen Befehle gemäß, keinem erlaubt seyn sollte zu lehren, dessen Glauben nicht von einem Bischof wäre untersucht worden. Er drang darauf, daß nach den päbstlichen und kayserlichen Verordnungen, die Lutherischen Bücher verbrannt, und ihre Herausgeber bestraft werden sollten, indem darauf fast alles ankomme. Auch beschwerte er sich darüber, daß man die Bestrafung lasterhafter Geistlichen an die weltliche Obrigkeit verweise. Dieses sey ein Eingriff in die Rechte der kirchlichen Freyheit; Christus habe sich die Aufsicht über die Geistlichen vorbehalten, und sie blieben auch, wenn sie Ausschweifungen begiengen, Kraft ihres Standes der Gewalt der Kirche so unveränderlich unterworfen, daß

die Fürſten keine andere Macht über ſie behaupten könnten, als ſie den Biſchöfen und andern Obern zur Beſtrafung anzuzeigen. Endlich bat der Geſandte die Fürſten, daß ſie ihm, nach vorhergehender reiflicher Berathſchlagung, eine beſſere, deutlichere und mehr überlegte Antwort für den Pabſt ertheilen möchten.

Mit dieſer Gegenantwort des päbſtlichen Geſandten waren die Deutſchen Reichsfürſten übel zufrieden. Es offenbarte ſich auch würklich immer mehr, je tiefer man in die große Religionsangelegenheit eindrang, daß eines von beyden gänzlich fallen müſſe: entweder die päbſtliche Herrſchaft, unter welche die Fürſten ſelbſt auf eine ſo unnatürliche Weiſe waren gezwungen worden, und durch welche ſie ſo viele tauſend ihrer Unterthanen, die Geiſtlichen, verloren hatten; oder die Hoffnung zu einer durchgängigen Verbeſſerung der Religion und Kirche, nach dem Vorbilde ihres allererſten Zuſtandes. Daß Adrian aufrichtig geſonnen geweſen ſey, zu dieſer letztern etwas beyzutragen, ſo weit ſeine Einſichten und Kräfte reichten, daran kann ſchwerlich gezweifelt werden; allein er war auch entſchloſſen, von dem päbſtlichen Anſehen ſo viel als nur immer möglich war, zu retten, und glaubte, daß eben daſſelbe hauptſächlich nöthig ſey, um eine Menge von Mißbräuchen abzuſchaffen. Wenn alſo gleich ſein Geſandter eine Gegenantwort gab, die ſeiner erſten Erklärung kaum gemäß zu ſeyn ſchien: ſo findet ſich zwiſchen beyden noch kein Widerſpruch. Die deutſchen Fürſten hingegen fühlten jetzt nebſt einer Menge anderer Chriſten die Feſſeln, welche ſie und ihre Vorfahren ſeit ſo langer Zeit getragen hatten. Sie ſuchten ſich nach und nach, und wenigſtens von einem Theil derſelben, loßzureißen; das konnte aber niemals geſchehen, wenn ihre Gewalt im Streite mit der päbſtlichen begriffen blieb.

Ihr

Ihr Urtheil also von den neuesten Vorstellungen des Gesandten bestand darinne, daß derselbe Gutes und Böses bloß nach der Richtschnur des Nutzens den der Römische Hof daraus zöge, abmesse; nicht aber nach dem Maaßstabe der Bedürfnisse Deutschlands. Die Erhaltung der Einigkeit unter den Rechtgläubigen sey ein stärkerer Bewegungsgrund, dasjenige Gute zu thun, welches leicht auszuführen ist, als das Uebel zu dulden, das sich schwer ertragen läßt. Gleichwohl verlange der Gesandte, daß Deutschland die Bedrückungen des Römischen Hofes geduldig tragen sollte; da doch dieser nicht die geringste Neigung zum Guten bezeige, und bloß durch Worte oder Versprechungen sich des Bösen enthalte. Dieser Hof müsse gewiß eine zu scharfe Empfindlichkeit geäußert haben, wenn er sich durch eine so bescheidene und nothwendige Forderung einer Kirchenversammlung beleidigt gefunden hätte. Die Reichsfürsten beschlossen daher, nachdem sie diese Sache weitläufig erörtert hatten, auf das päbstliche Schreiben keine andere Antwort zu ertheilen; sondern erst abzuwarten, was der Pabst auf die ihm bereits gegebene vor Maaßregeln nehmen würde. Pallavicini bemerkt zwar, daß einige damals geurtheilt hätten, der Gesandte hätte sich nicht sowohl bey den Ausdrücken der Reichsstände aufhalten, und darüber einen unnöthigen Streit anfangen, als vielmehr dieselben für seinen Hof günstig erklären, vor allem andern aber darnach trachten sollen, daß Luther unterdrückt werden möchte. Doch dieser Schriftsteller gesteht zugleich, daß man hierüber nichts entscheidendes sagen könne: und die deutschen Fürsten würden auch gewiß nicht leicht darein gewilligt haben, Luthern völlig der Rache des Römischen Hofes zu überlassen, da sie eben durch ihn Gelegenheit und Muth bekommen hatten, wichtige Vortheile von diesem Hofe zu

fordern, den er immer mehr in Verlegenheit und Bestürzung setzte.

Sie zeigten gleich darauf ihre Gesinnungen gegen den Pabst mit einem so freyen standhaften Sinn, mit so vielem Eifer für die Rechte und das Beste von Deutschland, die man gewissermaaßen unerwartet nennen kann. Damit nemlich der Pabst genau wissen möchte, welche und wie viele Beschwerden die Deutschen gegen den päbstlichen Hof und den geistlichen Stand überhaupt hätten, und wie viel er also in Deutschland zu reformiren habe, ließen die sämmtlichen weltlichen Reichsfürsten und andern Stände ein Verzeichniß von jenen aufsetzen, das den Nahmen der hundert Nürnbergischen Beschwerden führt. Aus der Freymüthigkeit und den starken Ausdrücken desselben folgt noch nicht, daß bloß Freunde der Reformation, wie einige geglaubt haben, daran Antheil gehabt hätten. Es ist ausgemacht, daß auch die übrigen Fürsten und Stände diese günstige Gelegenheit genützt haben. Würklich war es auch nicht jetzt das erstemal, daß die Deutschen Fürsten ihre Beschwerden gegen den päbstlichen Hof öffentlich und ihm selbst vortrugen. Man hat schon lange vor der Reformation Beyspiele davon: und noch im Jahr 1521. übergab der Herzog Georg von Sachsen, einer der größten Verehrer des Pabstes und Feinde von Luthern, auf dem Reichstage zu Worms Klagen, welche mit diesen zu Nürnberg abgefaßten viele Aehnlichkeit hatten. Aber freylich hatte man es noch niemals mit solchem Nachdrucke gethan: weniger vielleicht aus Vertrauen auf die Bereitwilligkeit zur Verbesserung, welche der Pabst äußerte, als durch Luthers kühne Schriften und Lehren angefrischt.

Man

Man beschloß also, Adrians Gesandten eine schriftliche Vorstellung der Beschwerden, welche die Reichsstände wider die Geistlichkeit der Römischen Kirche anzuführen hätten, mit der Bitte zu übergeben, daß er bey dem Pabste die Abstellung derselben bewürken möchte, weil die Deutschen sie nicht länger ertragen könnten. Sie faßten dieselben hauptsächlich in dreyerley Klagen zusammen. Die erste war, daß der Römische Hof die Deutschen im Geistlichen und Weltlichen mit einer schweren Knechtschaft drücke; die zweyte, daß er Deutschland seines Geldes auf vielerley Art beraube; und die dritte, daß er der weltlichen Obrigkeit ihre Gerichtsbarkeit entziehe. Dahin rechneten sie nun, unter hundert besondern Absätzen, die für Geld ertheilten Vergünstigungen, Loßsprechungen und päbstlichen Abläße, über welche letztere sie vorzüglich als über eine alte Last, die unter nichtigem Vorwande, den in gottseligen Dingen leichtgläubigen Deutschen oft wäre auferlegt worden, um Geld von ihnen zu erpressen, und die auch der wahren Frömmigkeit ungemeinen Schaden zugefügt hätte, klagen; — die weltlichen Streitsachen, die vor Römische Gerichtshöfe gezogen würden; — die Entziehung der Klöster von der Gewalt der Bischöfe; — die päbstlichen Canzleyregeln, die Vorbehalte und ähnliche Mißbräuche bey geistlichen Aemtern; — die große Menge von Feyertagen; — die Anwendung der Annaten; — die Straflosigkeit der Geistlichen; — die ungerechten Bannflüche und Kirchenverbote; — die verschiedenen Kunstgriffe, durch welche die Güter der Layen an die Geistlichen gebracht würden; — die häuffige Bestellung ungelehrter Priester; — die unbillige Zumuthigung an die Layen, vor geistlichen Gerichten zu erscheinen; — die Auflegungen von Geldstrafen anstatt der Büssungen; — die schweren Kosten,

welche zur Einweihung von Kirchen und Kirchhöfen, zur Erhaltung der Sacramente, und zu Begräbnissen erfordert würden; — die mehrmalige Verkauffung einer einzigen Messe; — das Schenkenhalten, Erbschaftserschleichen, und viele andere Ausschweifungen der Geistlichkeit, und nächstdem noch eine Menge mehrerer Mißbräuche. Am Ende setzten die Reichsstände hinzu, es gebe derselben noch eine beträchtliche Anzahl; die aber, wenn erst diese abgeschafft wären, von selbst wegfallen würden. Sie hofften zwar, daß der Pabst alle diese Beschwerden gnädig und bald aufheben werde; besonders, da er sich selbst dazu erboten habe. Sollte aber dieses nicht in kurzem erfolgen, so könnten sie seiner Heiligkeit nicht verhalten, daß sie diese dringende und unerträgliche Lasten weiter weder dulden wollten, noch könnten, und alsdenn gezwungen werden würden, selbst auf Mittel bedacht zu seyn, welche sie von denselben befreyeten. Bald darauf, im März des Jahrs 1523. endigte sich auch der Reichstag zu Nürnberg, nachdem vorher die Reichsstände den Schluß bekannt gemacht hatten, daß bis zu der bevorstehenden Kirchenversammlung, keine zu Unruhen führende Predigten gehalten, das Evangelium nach der in der Kirche eingeführten Lehre vorgetragen, und andere Anstalten beobachtet werden sollten, heftigen Veränderungen und Bewegungen vorzubeugen. Ein Schluß, der zwar mit einiger Gefälligkeit für den Pabst abgefaßt war; aber von beyden Partheyen nach ihren Absichten ausgelegt wurde, und, wie alles was auf dem Reichstage vorgefallen war, die Reformation ziemlich beförderte.

Allem Ansehen nach wollte Adrians Gesandter nicht der Ueberbringer einer so unangenehmen Schrift seyn, als das Verzeichniß der Beschwerden war. Er reiste

reiste eher nach Rom zurück, als sie ihm übergeben wurden, und die Deutschen Stände mußten es daher selbst dem Pabste überschicken. Mehr weiß man aber auch von dem Schicksale dieses Aufsatzes nicht. Der Pabst starb noch in eben diesem Jahre; ohne, wie es scheint, Zeit genug gehabt zu haben, einige demselben gemäße Maaßregeln zu treffen: und sein Nachfolger, Clemens der siebente, der eben so schlau und argliſtig, als jener offenherzig war, hütete sich sehr davor, schlimme Gebrechen in seiner Kirche zu gestehen; geschweige denn die Heilung derselben zu versprechen. Es wäre gleichwohl der Mühe werth zu wissen, was Adrian beym Anblicke der hundert Nürnbergischen Religionsbeschwerden, empfunden, oder doch gesagt und beschlossen habe. Gewiß mußte ihm die Sprache, welche sie redeten, etwas neu und befremdlich, ihre Anzahl über alle seine Erwartung groß, und seine Kräfte, die er zu einer Reformation dargeboten hatte, hierbey viel zu gering vorkommen. Jetzt erst konnte er zu der Ueberzeugung gelangen, daß er der entstandenen Kirchenverbesserung entweder ihren völlig freyen Lauf lassen, oder sie ganz und gar mit aller seiner Macht hindern müsse. Die christliche Freyheitsliebe nahm immer mehr zu; die angegebenen Mißbräuche aus dem Wege räumen, hieß dem Pabste und der Geistlichkeit den größten Theil ihres ungeheuren Ansehens und ihrer mehr als fürstlichen Einkünfte, entziehen: es war also, wenn sie abgestellt werden sollten, die Zwischenkunft des Pabstes, nicht nur überflüßig, sondern sogar schädlich. Fürsten, Lehrer, und verständige Christen jeder andern Art, hielten sich nunmehro mit gutem Grunde berechtigt, auch ohne Erlaubniß des Römischen Bischofs dafür zu sorgen, daß Religion und Kirche ihre allererste Gestalt wieder bekommen möchten.

Indem Adrians Gesandter in Deutschland vergebens daran arbeitete, daß gegen Luthern und seine Anhänger von den Fürsten mehr Schärfe gebraucht werden möchte, suchte der Pabst selbst einen der größten Männer dieser Zeit, den Erasmus von Rotterdam, zum Angriffe auf die gedachte Parthey zu bewegen. Erasmus, einer von den vornehmsten Wiederherstellern der wahren Gelehrsamkeit, nach dem Muster des griechischen und römischen Alterthums, und der insonderheit auch die seit so vielen hundert Jahren fast unbekannt gewordene gelehrte Religionswissenschaft, oder Theologie, von neuem ans Licht gezogen hatte, würde seinen ohnedieß unsterblichen Ruhm noch sehr vergrößert haben, wenn er auch eine Hauptperson bey der Verbeßerung der Religion und Kirche, die zu seiner Zeit hervorbrach, hätte abgeben wollen. Er erkannte zwar in manchen Stücken die Nothwendigkeit derselben, und machte insonderheit den Aberglauben seiner Kirche, die Unwissenheit und den Verfolgungsgeist ihrer Lehrer, hauptsächlich der Mönche, lächerlich. Aber weiter zu gehen, erlaubten ihm entweder seine Friedfertigkeit und Sanftmuth, die Furcht sich Verfolgungen zuzuziehen, seine Verbindungen mit den Päbsten, oder auch andere Ursachen, nicht. Desto mehr hofften die Päbste, einen Mann von so ehrwürdigem Ansehen, zu ihrem großen Vortheil, Luthern entgegen stellen zu können. Leo der zehnte hatte ihm bereits einen solchen Antrag vergebens thun lassen; und Adrian wiederholte denselben. Dieser letztere hatte würklich noch mehr Hoffnung vor sich, den Erasmus zu seiner Absicht zu gewinnen. Sie waren beyde Niederländer, und schon zu Löwen mit einander vertraut bekannt gewesen. Daselbst hatte ihn Adrian, unter vielen andern Beweisen der Gewogenheit und Liebe, der Obrigkeit empfohlen, daß sie

ihm

ihm ein öffentliches Lehramt auf der dortigen hohen Schule antragen möchte. Nachmals, da er Pabst geworden war, bot er dem Erasmus ein Amt, und als er dasselbe ausschlug, Geld an, suchte ihn auch nach Rom zu ziehen, damit er unter dem dortigen Ueberfluße von Büchern desto bequemer Luthern widerlegen könnte. Allein Erasmus entschuldigte sich mit seinem herannahenden Alter, und einiger Kränklichkeit, warum er nicht im Stande sey, diese Reise anzutreten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er befürchtet habe, durch seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt, zu viel von der Freyheit die er liebte, zu verlieren.

Beyde schickten sich in der That durch ihre sanftere Gemüthsart, und durch die Einsicht welche sie über die in der Kirche eingerissene Mißbräuche erlangt hatten, zur freundschaftlichen Verbindung mit einander. Daher sind auch verschiedene der zwischen ihnen gewechselten Briefe welche den Religionszustand dieser Zeiten betreffen, merkwürdig. In einem derselben, den der Pabst gegen das Ende des Jahrs 1522 an den Erasmus abließ, bezeigte er ihm sein Vergnügen über die Zuschrift seiner Ausgabe des Arnobius, welche der letztere an den Pabst gerichtet hatte, und zweifelt nicht, daß dieses ein sehr guter Schriftsteller sey; ob er gleich nur einige Blicke auf denselben habe werfen können. Was die Besorgniß des Erasmus anlange, schreibt der Pabst, daß man ihn bey diesem in den Verdacht dürfte gebracht haben, er wäre ein Anhänger Luthers, so möchte er gutes Muthes seyn. Es hätten zwar einige, die ihm nicht sonderlich gewogen wären, dem Pabste üble Begriffe von ihm beyzubringen gesucht; aber er sey, nach der ihm natürlichen Denkungsart, und auch seinem Amte gemäß,

nicht geneigt, schlimme Erzählungen von gelehrten und tugendhaften Männern leicht zu glauben, weil er wohl wisse, daß diese, je vortrefflicher sie wären, desto mehr vom Neide auszustehen hätten. Dagegen ermahnt er den Erasmus, aus Liebe zu ihm und zu seinem wahren Ruhm, daß er seine so glückliche Feder, die ihm durch Gottes Gnade zu Theil geworden sey, gegen die neuen Ketzereyen gebrauchen, und dieses Amt als ein ihm von Gott vorbehaltenes ansehen möge. Sein großer Geist, seine seltene Wissenschaft und Beredsamkeit, besonders aber sein ungemeines Ansehen bey den Deutschen, machten ihn dazu vor allen andern geschickt. Er würde dadurch den Argwohn der heimlichen Anhänglichkeit an Luthern, den man auf ihn geworfen habe, am besten ablehnen, und niemals eine Gott mehr gefälligere, erwünschtere, und seiner würdigere Arbeit unternehmen können. Auch würde ihm in seinem übrigen Leben keine solche Gelegenheit wieder dargeboten werden, bey welcher er seinen Gehorsam gegen Gott so sehr bezeigen, und der Christenheit eine so große Wohlthat erweisen könnte. Seine bisherigen Schriften hätten den Gelehrten ausnehmenden Nutzen verschafft; aber sie wären doch nicht so nothwendig, und von so allgemeiner Brauchbarkeit, als diejenige welche der Pabst jetzt von ihm verlange. Seine Gelehrsamkeit sey noch reifer als ehemals: und er dürfe sich auch nicht aus Bescheidenheit davon abhalten laßen, besonders deswegen, weil ihm Gott und die gerechte Sache des Glaubens Beystand leisten würden. Diese letztere werde doch den Sieg davon tragen, wenn gleich Gott aus gerechtem Gerichte, um der schweren Sünden der Menschen, besonders der Geistlichkeit willen, seine Kirche etwas in Bedrängniß gerathen laße. Erasmus könne kein Bedenken tragen, diejenigen anzugreiffen, welche Gott bereits verwor-

fen

sen habe, welche die Kirche Christi in Verwirrung setzten, und unzählige Seelen auf ewig unglücklich machten. Es komme auf ihn an, eine Menge von denen, welche Luther verführt habe, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und diejenigen die bereits wankten, vor dem Falle zu bewahren. Zu diesen und andern Gründen setzt Adrian hinzu, er wünsche weit mehr, wie ihm Erasmus, der seine Gemüthsart kenne, glauben werde, daß die Ketzer auf diese Art gebessert, als Strafen unterworfen würden.

Ehe noch Erasmus dieses Schreiben des Pabstes erhielt, bat er denselben um Erlaubniß, ihm insgeheim einen, wo nicht klugen, doch treuen Rath mittheilen zu dürfen, wie das große Uebel der Religionshändel dieser Zeit dergestalt getilgt werden könne, daß es niemals wieder zum Vorschein komme. Denn es würde nichts helfen, setzte er hinzu, wenn es gewaltsam unterdrückt würde, und bald noch gefährlicher ausbräche. Bey gewaltigen Stürmen nehme auch ein geschickter Steuermann von jedermann Erinnerungen an, und Personen von niedrigem Stande sähen und hörten vielleicht einiges nicht verwerfliche, was den Großen unbekannt bliebe. Man müsse sich jetzt besonders in Acht nehmen, daß man nicht durch Privathaß der wichtigen Religionsangelegenheit schade. Er habe, sagt Erasmus, ehemals in ruhigen Zeiten, einige freyere Scherze vorgebracht; jetzt aber wären so gefährliche Zeiten, daß man seinen Leidenschaften gar nichts einräumen dürfe. Adrian antwortete ihm bald darauf, daß er nichts so sehnlich zu erfahren wünsche, als das Mittel, welches ihm Erasmus zu eröffnen, versprochen habe: und das nicht deswegen, weil seine eigene Macht in Gefahr geriethe; sondern wegen des Verderbens, das so vielen Seelen bevorstehe, die seiner Aufsicht anvertrauet wären.

Hier-

Hierauf folgte zwar der so begierig erwartete Brief des Erasmus; es ist aber ein Theil davon verloren gegangen. Zuerst führt er darinne die Ursachen an, warum er keinen Nutzen davon hoffe, wenn er wider Luthern schriebe. Er beruft sich vornemlich darauf, daß er bey Leuten, welche hohe Schulen, und Fürsten, und den Pabst selbst nicht achteten, unmöglich in Ansehen stehen könne; daß ihn viele öffentlich lästerten und bedrohten, andere vor einen Freund Luthers ausgäben, die Anhänger von diesem aber, und Luther selbst, sich beschwerten, daß er denselben häufig und bitter angriffe. „Deutschland, sagt Erasmus, „ist ein großes Land, das einen Ueberfluß an vortrefflichen Männern hat: und es ist nicht das einzige, welches diese Neigung gefaßt hat: ich wage es kaum zu „schreiben, in wie vielen Ländern der große Hauffen „Luthern von ganzem Herzen ergeben sey, und hingegen den päbstlichen Stuhl hasse. Man kann es „auch kaum glauben, wie hartnäckig, oder, nach ihrem Ausdrucke, wie standhaft diese Leute sind. Und „viele von denen, welche die feinere Gelehrsamkeit lieben, haben ohngefähr eben solche Gesinnungen.“ Er zeigt ferner, daß er bereits in vielen Schriften seine gänzliche Abneigung gegen diese Parthey nachdrücklich an den Tag gelegt, und jedermann vor derselben gewarnet habe; gleichwohl wäre er unterdessen zu Rom durch wütende Schmähschriften angegriffen worden: und in den Niederlanden nenne man ihn selbst auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle, einen Ketzer, und Erzketzer. Viele, welche sich vor eifrige Vertheidiger der päbstlichen Sache hielten, behaupteten, alle arge Lehrsätze Luthers, befänden sich auch in seinen Schriften, in welchen doch ehemals, da diese Händel noch nicht angegangen wären, niemand solche Irrthümer anzetroffen habe. Aller dieser Ursachen

chen wegen glaubt Erasmus, der Pabst werde nicht weiter in ihn dringen, daß er Luthern angreiffen sollte. Die vorgeschlagene Reise nach Rom insonderheit würde ihm den Vorwurf zuziehen, daß er dafür bezahlt werde, zu schreiben.

Nun kommt er zu dem Rathe, den er dem Pabste versprochen hatte. Er mißbilligt die Meinung welche viele äußerten, daß die damaligen Religionsunruhen durch Schärfe unterdrückt werden müßten. Dieses sey ein sehr gefährliches Mittel, sagt er, das, bey einem so weit ausgebreitetem Uebel, abscheuliche Gewaltthätigkeiten verursachen würde. In einem Lande wo die Herrschaft unter so vielen Fürsten getheilt sey, als in Deutschland, könne man nicht so verfahren, wie unter der Regierung eines einzigen. Wollte man aber durchaus Gefängniß, Landesverweisungen und Lebensstrafen, dabey gebrauchen; so könne man seines Raths völlig entbehren. Doch einem Manne von so sanftmüthigem Geiste, als der Pabst wäre, könne dieses nicht gefallen. Gelinde Heilungsmittel würden alsdenn gewiß ihre Würkung thun, wenn ein jeder, Fürsten, Gottesgelehrte und Mönche, nicht bloß ihr eigenes Ansehen und ihre Vortheile, sondern das allgemeine Beste der Christenheit suchten. Vor allen Dingen müße man nachforschen, woher dieses Uebel so oft von neuem loßbreche. Weiter werde es nützlich seyn, denen zu verzeihen, die auf Ueberredung und Antrieb anderer geirrt hätten, oder vielmehr eine Vergessenheit aller bisherigen Uebel, die sich durch ein gewisses Verhängniß ereignet zu haben schienen, einzuführen. Und doch müsse man zugleich solchen Neuerungen Einhalt thun, welche an Statt die Gottseeligkeit zu befördern, vielmehr zur Empörung führten. Ist es möglich, fährt Erasmus fort, so wünschte ich, daß auch

die

die ungebundene Freyheit, Bücher drucken zu lassen, eingeschränkt würde. Nächstdem muß man der Welt Hoffnung machen, daß einiges, worüber sie sich nicht ohne Ursache beschwert, werde geändert werden. Jedermann wird, wenn er den süssen Nahmen der Freyheit hören wird, sich wieder erholen. Für diese muß auf alle Art gesorgt werden, so weit es ohne Schaden der Frömmigkeit geschehen kann: auch auf die Beruhigung des Gewissens der Menschen muß man bedacht seyn; und doch zugleich nicht weniger auf die Würde der Fürsten und der Bischöfe. Nur muß diese letztere, so wie auch die Freyheit des Volks, in demjenigen gesetzt werden, worinne sie würklich besteht. Frägt man aber: welches sind die Quellen dieses Uebels? und was muß geändert werden? so wird man darauf am besten antworten können, wenn man aus jedem Lande unbestochene, ernsthafte, sanftdenkende, beliebte und durch keine Leidenschaften hingerissene Männer wird zusammen gerufen, und ihre Meinung darüber gehört haben.

Eben hier, wo man am begierigsten wird, den Rath welchen **Erasmus** dem Pabste ertheilt, völlig zu übersehen, bricht sein Brief, so weit er noch vorhanden ist, ab, und läßt uns in der Ungewißheit. Was man jedoch bisher davon gelesen hat, ist völlig so beschaffen, wie man es von einem solchen Manne, und an einen solchen Pabst, erwarten konnte. Es ist auch nicht ganz unmöglich, daraus einen Theil seines noch übrigen Vorschlags wahrscheinlich zu muthmaaßen. **Erasmus** scheint auf das Vertrauen, welches Männer, wie er sie zuletzt beschreibt, für den päbstlichen Stuhl erregen könnten, nicht wenig gebauet zu haben: und ihr Ausspruch würde also wohl, nach seinem Entwurfe, die meisten Christen zu einer

ruhi-

ruhigern Aufmerksamkeit, und vielleicht gar zur Folgsamkeit, geleitet haben, wenn man auch die vorhergenannten Mittel zu ihrer Besänftigung angewandt hätte. Aber er hat allem Ansehen nach, wie es gütigen und glimpflichen Gemüthern oft zu gehen pflegt, die Beylegung der damaligen großen Religionshändel vor zu leicht angesehen. Solche Männer als er fordert, welche beyden Partheyen gefallen konnten, zu finden, war ungemein schwer. Erasmus selbst, der vielleicht die erste Stelle unter ihnen verdient hätte, gesteht, daß die wenigsten seiner Zeitgenossen mit ihm zufrieden wären; andere würden dieses Schicksal noch mehr haben befürchten müssen. Wenn außerdem nach seinem Rathe, nur Hoffnung zu einiger Aenderung gemacht werden sollte, an Statt daß man jetzt von allen Seiten schleunige und Hauptverbesserungen forderte; und wenn die Druckfreyheit vermindert werden sollte, welche zwar ihren Mißbräuchen ausgesetzt war; aber doch zur geschwinden Aufklärung der Christen unbeschreiblich viel beygetragen hatte: so konnte man diesen Anstalten weder allgemeinen Beyfall, noch ausnehmende Würkungen versprechen. Erasmus selbst schloß aus dem Stillschweigen, welches der Pabst auf diesen Brief beobachtete, daß demselben das ihm empfolene Mittel mißfallen habe: und er schien auch nachher nicht mehr die alten Gesinnungen gegen ihn zu hegen; vermuthlich deswegen am meisten, weil Erasmus auf so dringendes Anhalten sich geweigert hatte, die Feder wider Luthern zu ergreiffen. Doch dieser hatte über einen solchen Schritt richtiger geurtheilt als der Pabst. Denn als er das Verlangen desselben, aber erst nach dessen Tode, und wie es glaublich ist, mehr dem Könige von England zu Gefallen, im Jahr 1524. dadurch erfüllte, daß er ein Buch gegen Luthern herausgab: that er nicht allein damit der Reformation

keinen

keinen Abbruch, deren Freunde vielmehr diesen seinen Eifer aus eigennützigen Absichten herleiteten; sondern es hörten auch die hitzigern Mitglieder seiner Kirche nicht auf zu sagen, daß er ein heimlicher Lutheraner sey; wenn er gleich, gezwungen durch so viele Vorwürfe, die Person eines Vertheidigers der Römischen Kirche annähme.

Nicht viel glücklicher war Adrian bey dem Gebrauche anderer Mittel, welche er wählte, um die schlimmen Folgen zu verhüten, die aus den damaligen Religionsbewegungen für seine Kirche und ihn selbst entstehen konnten. Er hatte in dieser Absicht auch eine Verbesserung seines eigenen Hofes und der Geistlichkeit überhaupt versprochen: bald zeigte es sich, daß dieses mehr als Worte wären, durch welche Zeit gewonnen werden sollte. Die vielen Anwartschaften auf geistliche Bedienungen, welche bis auf seine Zeiten so leicht von den ungeschicktesten Leuten für Geld unter allerhand Nahmen waren erlangt worden, hatte er noch in Spanien abgeschafft: und in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zu Rom, machte er dieses allgemein bekannt. Selbst die Vergünstigungen erklärte er vor ungültig, welche die Cardinäle während der Erledigung des päbstlichen Stuhls ertheilt hatten. Die dreyßig Referendarien seines Hofes setzte er auf achte herab. Besonders hob er die von seinem Vorgänger errichteten und verkauften Aemter nach und nach auf, die der päbstlichen Schatzkammer so viel eingetragen hatten: und ob er gleich des Geldes sehr benöthigt war, wollte er doch keines davon das offen wurde, für einen gewissen Preiß hingeben, weil sie so viel Anstoß und Vorwürfe verursacht hatten. Einigen nahm er dieselben sogar weg, die nichts dafür bezahlt hatten, indem er glaubte, sie könnten sich daran begnügen,

gnügen, daß sie eine lange Zeit, ohne alle Kosten, beträchtliche Vortheile daraus gezogen hätten. Er achtete dabey keine Schwierigkeiten, auch nicht den Verdruß derer, welche darunter litten; sondern hielt diese Anstalt wegen des Zustandes der Zeiten vor nothwendig. Doch ersetzte er einigen ihren Verlust durch geistliche Stellen. Den Ablaß verlieh er weit sparsamer, als seine Vorgänger: denn eben die Verschwendung deßelben hatte ihn verächtlich gemacht, und er schien würklich etwas wieder in Ansehen zu kommen.

Adrian enthielt sich noch vieler anderer Dinge, welche unter den vorigen Päbsten nicht ohne Aergerniß üblich gewesen waren. Er versah auch seine Anverwandten nicht leicht mit Kirchenämtern, indem er behauptete, daß bey solchen Angelegenheiten die Blutsfreundschaft am wenigsten gelten dürfe. Sogar wenn sie mit den übrigen Mitbewerbern gleiche Gaben hatten, war er mehr geneigt, diese letztern zu begünstigen. Desto mehr weigerte er sich, einen jungen Anverwandten von trefflichen Gaben, der eben auf der hohen Schule zu Löwen den Anfang gemacht hatte, sich als einen geschickten Lehrer zu zeigen, auf Empfelung einiger vornehmen Herren in den Niederlanden, mit der Cardinalswürde zu beehren; obgleich dieses bey einem andern Pabste etwas sehr gewöhnliches gewesen seyn würde. Er wolle, sagte er, den geistlichen Aemtern Menschen, und nicht den Menschen Aemter geben. Als ein anderer Verwandter von ihm, der zu Siena studierte, ohne seinen Befehl eilig nach Rom kam, schickte er ihn sogleich auf einem gemietheten Pferde wieder zurück, nachdem er ihm Leichtsinn vorgeworfen, und ihn ermahnet hatte, seine Bescheidenheit nachzuahmen. Einige die in entfernter Verwandschaft mit ihm standen, und aus den Niederlanden nach Rom, mit der Hofnung, ihr Glück

daselbst zu machen, gereiset waren, gab er auch einen scharfen Verweis, und schenkte ihnen zur Rückreise nicht mehr als ein wollenes Kleid und ein mäßiges Zehrgeld. Einer darunter war aus Armuth zu Fuße gereiset. Dieser bekam nicht mehr Geld, als so viel er brauchte, um wieder zu Fuße in seinem Vaterlande anlangen zu können. Wenn der Pabst sich durch dieses Betragen die Beschuldigung einiger Härte zuzog: so waren seine Vorgänger desto mehr und noch billiger wegen der ausschweifenden Bereicherung ihrer Anverwandten auf Kosten des päbstlichen Schatzes und Gebietes, getadelt worden. Er war auch gesonnen, eben diejenigen Befreyungen, die er selbst verschiedenen Kirchen im Stifte Lüttich verschaft hatte, weil er sah, daß sie zur Strafloſigkeit von Lastern gemißbraucht wurden, und vermuthlich auch mehrere an andern Orten, wieder aufzuheben. Die Gebühren, welche der päbstlichen Canzley für allerley Ausfertigungen bezahlt zu werden pflegten, wollte er ebenfals untersuchen laßen, damit die unmäßigen darunter eingeschränkt werden könnten. Allein der Todt riß ihn früher weg, als er diese und manche andere Verbeßerungen eingeführt hatte. Vergebens waren auf seinen Befehl verschiedene fromme und Einsichtsvolle Männer nach Rom gekommen, um ihm bey seinen nützlichen Entwürfen durch ihren Rath beyzustehen. Ihr Geschäfte nahm auch deswegen bald ein Ende, weil zu große Schwierigkeiten ihnen im Wege standen. Man glaubte sogar, die vornehmsten Römer hätten bloß darum den Pabst dahin gebracht, den Cardinal Cajetanus unter dem Schein der Ehre als Gesandten nach Ungarn zu schicken, weil derselbe mit ihm über die nöthige Tilguug der zu Rom herrschenden Vergehungen, völlig einig war.

Unter-

Unterdessen gab Adrian an sich selbst ein Beyspiel verbeßerter und eigentlich bischöflicher Sitten. Er war ein Feind von Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit. Daher dankte er viele von seiner Leibwache ab, blieb, wie zuvor, ein Liebhaber der Einsamkeit, und zeigte sich selten öffentlich; wenn es aber auch geschah, so hatte er kein Gefolge um sich, und verachtete das sonst dabey gewöhnliche Geräusche. Seine Mäßigkeit gieng so weit, daß ihn die Italiäner darüber verspotteten. Selbst der Bischof Jovius, der ihm doch Wohlthaten zu danken hatte, schreibt von ihm, er habe einen Fisch des Pöbels, den Stockfisch, am liebsten gegessen, und dadurch bewiesen, daß er einen eben so schlechten Geschmack in Gerichten besitze, als er ungeschickt zur Regierung sey: wie denn dadurch der Preiß dieses Fisches zum Gelächter des ganzen Fischmarktes gestiegen sey. Freylich waren die Römer an Leo dem zehnten gewohnt, von allem diesem das Gegentheil zu sehen: einen königlichen Aufwand, für welchen kaum jemals Geld genug vorhanden war, Schauspiele und andere häuffige Lustbarkeiten, insonderheit aber die äußerste Schwelgerey der Tafel, für welche vier bey ihm sehr beliebte Personen durch immer neue Erfindungen sorgten. Sie hatten unter andern eine Art von Bratwürsten ersonnen, welche mit Pfauenlebern gefüllt wurden: und Adrian erstaunte nicht wenig darüber, als man ihm die Küchenrechnungen des verstorbenen Pabstes vorlegte.

Diese Eingezogenheit und Zurückhaltung des Geldes, welches sich sonst gleich einem Strohme in Rom ergossen hatte, mißfiel bereits ungemein vielen; aber Adrian zog sich auch dadurch fast allgemeinen Unwillen zu, als man hörte, daß er entschlossen sey, einige sehr scharfe Verordnungen wider gewisse zu Rom herr-

schende Ausschweifungen herauszugeben. Dreyerley Arten von Leuten sollten besonders dadurch getroffen werden. Erstlich, die heimlichen Juden, deren eine große Menge, besonders Reiche, aus Spanien, wo sie von dem Ketzergerichte verfolgt wurden, nach Rom geflüchtet waren, zu welchen man auch diejenigen rechnete, welche verächtlich oder spöttisch von der christlichen Religion sprachen, und solche, die einen Handel mit geistlichen Bedienungen trieben. Zweytens war er darauf bedacht, den Wucherern Einhalt zu thun, welche die Armen zu Grunde richteten, und durch ihren Aufkauf den Lebensmitteln einen beliebigen Preis setzten. Endlich war er Willens, die Verführer und Schänder der Jugend zu bestrafen, deren es zu Rom viele geben sollte. So viele Furcht alle diese Anstalten bey einer Menge Einwohner, selbst der vornehmsten, erregten: so viele gute Hoffnung machten sie andern. **Erasmus** behauptete insonderheit, die gedachte Hauptstadt würde ziemlich rein geworden seyn, wenn **Adrian** zehn Jahre auf dem Throne hätte sitzen können: ein Zeitraum, welcher allein schon beweiset, wie viel er bloß zu Rom wegzuräumen gefunden habe.

Allein er wurde vielmehr bey den Römern immer verhaßter und verächtlicher. Sie beklagten sich darüber, daß der Zutritt zu ihm so schwer sey, und daß sein Hof, der ohnedem eine sehr armseelige Gestalt habe, von einer Anzahl Niederländer und Spanier, die er mitgebracht hätte, ganz eingenommen würde. Man tadelte ihn, daß er bey allen Angelegenheiten, die sich immer mehr häufften, langsam und schüchtern handelte. Der Gesandte des Erzherzogs **Ferdinand** unterstand sich sogar, da er von dem Pabste, auf das Begehren seines Herrn, wegen der Türken und

Luthe-

lutheraner, eine unschlüßige Antwort erhielt, in öffentlicher Versammlung der Cardinäle zu ihm zu sagen: „Allerheiligster Vater, Fabius Maximus hat „durch sein Zaudern dem Römischen Staate wieder „aufgeholfen; aber es scheint, daß durch Ihr Zaudern nicht allein die Römische Kirche, sondern auch „ganz Europa werde zu Grunde gerichtet werden.„ Worte, deren Eindruck bey dem Pabste man an der Veränderung seines Gesichts bemerkte, und über welche die Cardinäle sich des Lachens kaum enthalten konnten. Ueberhaupt traueten ihm die Römer und übrigen Italiäner nicht die geringste Staatsklugheit zu, weil er diejenige am wenigsten übte, deren sich seine Vorfahren in der Regierung oft glücklich bedient hatten. Es kam ihnen lächerlich und ungereimt vor, daß er die Schwäche seiner Kirche und die Fehler seines Hofs aufrichtig gestand, an Statt sie zu verbergen; daß er Länder welche die vorigen Päbste bereits an sich gezogen hatten, freywillig zurück gab, durchgehends den geraden Weg gieng, und sich von dieser Art zu handeln so vieles versprach. Die höchste Erbitterung aber gegen ihn entstand bey denen, welche durch die von ihm geschehene Einziehung von Bedienungen, ihr Vermögen oder ihre Einkünfte, die sie auf öffentliche Treue genossen, größtentheils eingebüßt hatten. Einer darunter faßte sogar den wütenden Vorsatz, den Pabst, wenn er aus seinem Zimmer kommen würde, zu ermorden; nahm sich aber selbst, nachdem er eine Zeitlang auf denselben gewartet hatte, das Leben: vermuthlich aus Furcht entdeckt zu werden, weil derjenige dem er seine Absicht vertrauet hatte, nicht an dem bestimmten Orte angelangt war. Adrian gerieth darüber in Bestürzung, und sagte, es sey nur öfters gar zu wahr, was ein Alter geschrieben habe, daß, wenn man glücklich seyn wolle, sehr viel

darauf ankomme, in welche Zeiten selbst der tugendhafteste Mann gefallen sey.

Es war in der That in diesem allen mehr Unglück, das heißt Zusammentreffen von nachtheiligen Umständen, und Vorurtheilen, als Mangel an weisem Betragen bey dem Pabste. Wie es Fürsten gegangen ist, die man mit Widerwillen den Thron besteigen sah: so hat auch Adrian alles tragen müssen, was die Beschaffenheit der Zeiten, und die Noth des Staats unvermeidlich machten; er hat Vorwürfe erduldet, die für ihn eine Ehre waren, und seine Rechtschaffenheit selbst wurde zum Verbrechen. Er war freylich in seinem Palaste beynahe für jedermann verschlossen; aber einer seiner Spanischen Hofcapläne gesteht es frey, daß dieses Mönchsleben, wie er es nennt, das Adrian zuerst bey Gelegenheit der in Rom sich ausbreitenden Pest gewählt hatte, hauptsächlich von denen unterhalten worden sey, welche ihn ganz allein in ihrer Gewalt zu haben wünschten, und denen er auch vor allen andern trauete. Daß es ihm an Thätigkeit in den Geschäften nicht fehle, hatte er schon ehemals in Spanien gezeigt: und er verdoppelte sogar seine Arbeitsamkeit, nachdem er Pabst geworden war. Allein diejenigen urtheilten richtig, welche das Langsame und Unentschlossene in seinem jetzigen Verhalten davon herleiteten, weil er im Anfange seiner Regierung beynahe niemanden unter den Italiänischen Hofleuten fand, mit welchem er sich recht vertraulich hätte berathschlagen, und sich dessen Beystand zu Nutze machen können. Er lernte sie erst nach und nach kennen: und für ihn, so wie für diejenigen, welche mit ihm kamen, war alles neu. Ueberhaupt gab es auch einen viel zu großen Abstand zwischen dem offenen Wesen des Niederländers, und den künstlichen geheimen Irrgängen

der

der Italiänischen Staatsklugheit, als daß beyde so leicht hätten zusammen treffen können.

Die Gemüthsart des Adrian empfand dieses sogleich: und bald warneten ihn auch die Erfahrungen welche er machte. Er hatte gleich anfänglich dem Cardinal Soderini, einem bejahrten Manne von ehrwürdigem Ansehen, der nicht wenig Verstand, Beredsamkeit und Gelehrsamkeit besaß, und durch alles dieses die Ränke seiner Falschheit geschickt zu bedecken wußte, sein Vertrauen in vielen Stücken, ohne schärfere Untersuchung, geschenkt. Eben dieser aber war ein alter Feind des Cardinals von Medices, und gab sich alle Mühe, denselben zu stürzen. Er beschuldigte ihn also bey dem Pabste, daß derselbe vieles von dem päbstlichen Schatze besitze, den er unter der Nachsicht seines Bruders, des letzten Pabstes, beraubt hätte. Jedermann sah leicht, daß dieses eine Verleumdung sey: denn Leo der zehnte hatte allein so sehr daran gearbeitet, seine Schätze zu verschwenden, daß ihm die Hülfe eines andern dabey nicht nöthig gewesen war, und unermeßliche Reichthümer für ihn kaum zulänglich seyn konnten. Doch bey einem Ausländer wie Adrian war, der den Römischen Hof noch so wenig kannte, und einen so starken Mangel an Gelde hatte, machte diese Anklage Eindruck. Soderini verwickelte zugleich in dieselbe die Cardinäle Pucci und Armellini, vorzügliche Freunde des Medices, und gab ihnen Schuld, daß sie ohngefähr auf gleiche Art sich ungemein große Geldsummen erworben hätten. Er versicherte daher dem Pabste, es würde etwas sehr leichtes seyn, Leuten welche allgemein verhaßt wären, wenn man sie wegen der Bestehlung öffentlicher Gelder verklagte, ihre ansehnlichen Güter zu entreissen, und damit die leere Schatzkammer anzufüllen.

Obgleich unterdessen Soderini seine Beschuldigungen listig genug eingerichtet hatte, auch der Cardinal von Medices eben damals nicht zu Rom gegenwärtig war; so ließ sich doch der Pabst nicht so völlig wider den letztern einnehmen, als sein Feind erwarten mochte. Die mächtigen Freunde des Medices nahmen sich seiner geschickt an, ohne das Ansehen von Vertheidigern zu haben: und der Pabst, der ihm so viele Dankbarkeit schuldig war, übereilte sich nicht in seinem Urtheile über einen Mann, welcher sich um den Kayser und um den päbstlichen Stuhl bisher überaus verdient gemacht hatte. Ein glücklicher Zufall aber half dem Beklagten mehr als alles übrige. Seine Kundschafter fiengen ein Schreiben des Soderini an den König von Frankreich auf, worinne er denselben aufmunterte, den Krieg nach Sicilien zu spielen, wo es leicht wäre, solche Unruhen zu stiften, daß die Kayserlichen Kriegsvölker aus dem obern Italien dahin ziehen müßten. Er warnete zugleich den König, daß er dem Pabste nicht trauen möchte, indem derselbe, auch wenn es schiene daß er den Frieden befördern wollte, doch die Vortheile des Kayserś unveränderlich in allen Dingen suchte, und so eifrig als es nur der alte Vater und Lehrer desselben thun könne, ihm das höchste Glück wünsche. Dieser Brief war zwar mit willkührlichen Zeichen geschrieben; aber sie waren so grob gebildet, daß es nicht schwer wurde, sie zu verstehen. Medices schickte ihn alsbald nach Rom an den Kayserlichen Gesandten, und stellte demselben vor, wie gefährlich es sey, daß sich der Pabst dem Soderini beynahe ganz überlasse, der doch den Franzosen völlig ergeben wäre, und ihn deswegen bey dem Pabste, der keinen Argwohn kenne, anschwärzen wollte, damit er aus dem Florentinischen vertrieben, und dagegen Frankreich wieder daselbst herrschend würde.

An-

Anfänglich hielt Adrian diesen Brief vor untergeschoben; nachher aber wurde er äußerst gegen den Soderini erbittert, ohne solches jedoch an den Tag zu legen, bis Medices wieder zu Rom eingetroffen war. Beyde Cardinäle wurden hierauf in den päbstlichen Palast berufen, nachdem man vorher ausgestreuet hatte, der Pabst wolle alle Mühe anwenden, die beyden Feinde, welche doch mit einander verwandt wären, auszusöhnen. Plötzlich fragte der Pabst den Soderini, ob er niemals mit Ziffern nach Frankreich geschrieben hätte, hielt ihm seinen Brief vor, und machte dadurch, daß er alles gestand. Darauf ließ er ihn, ob sich gleich derselbe erbot, seine Verantwortung zu führen, gefangen setzen. Die entschlossene Standhaftigkeit welche Adrian bey dieser Gelegenheit bewies, vergrösserte sein Ansehen desto mehr, da man ihm ein solches Betragen gar nicht zugetrauet hatte: und die Französische Parthey verlor dadurch viel von ihrem Muthe. Er selbst aber wurde seitdem etwas argwöhnischer. Es verdroß ihn ungemein, daß er, der niemanden zu hintergehen gewohnt war, unter Umständen die das Verbrechen noch strafbarer machten, hintergangen worden war. Er hielt daher von dieser Zeit an die Cardinäle vor Leute, die viele Neigung zu Meutereyen und wenig Treue besässen; denen also auch nichts von wichtigen Angelegenheiten anvertrauet werden dürfe. Zween unter ihnen, Carvajal und Fieschi, beklagten sich bey ihm darüber, daß er ganz wider die Gewohnheit der vorigen Päbste, ihre Gesellschaft nicht um Rath fragte; da doch so viele erfahrne Männer welche sich in derselben befänden, ihm die Regierungssorgen, die er als ein Fremder erst übernommen hätte, sehr erleichtern könnten. Diesen gab er zur Antwort, er traue niemanden übereilt, selbst einem Cardinale nicht, weil es gefährlich

für das gemeine Beste sey, solches zu thun. Selbst der Bischof Ruffo, ein Geistlicher von ausnehmender Klugheit, der eine Stelle unter den geheimen Räthen des Pabstes hatte, wäre von ihm beynahe verabschiedet worden, weil in der Vaterstadt des Bischofs von einigen Kayserlichgesinnten, denen er besonders günstig war, eine Anzahl Menschen von der Gegenparthey umgebracht worden waren. So fand Adrian auf allen Seiten Ränke und versteckte unruhige Bewegungen, überhaupt aber Ursachen zum Mißtrauen gegen die Italiäner. Indem er sich aber deswegen bloß an seine Niederländer hielt, traf er zwar mehr geprüfte Treue, nur nicht gleich viel Erfahrung und Thätigkeit, an. Für einen Pabst war würklich zu dieser Zeit ein furchtsam bedächtiger Gang sehr natürlich: denn man gieng mit nichts geringerm um, als seinen großen Schritten in der Kirche ein Ende zu machen.

Unter so vielen nachtheiligen Umständen, in welchen Adrian die Regierung seiner Kirche übernahm, wären viele und wichtige Fehler von seiner Seite gar nicht unerwartet. Ohne Zweifel hat er einige begangen; vielleicht aber doch mehr scheinbare, und beynahe nothwendige, als solche die keine Entschuldigung verdienten. Man fand unter andern, daß er manches zugelaßen habe, weil es ihm noch an vielen Kenntnissen fehlte, die erst durch Uebung in den Geschäften seiner neuen Würde erlangt werden konnten; oder weil man ihm falsche Vorstellungen davon gemacht hatte; auch zuweilen deswegen, weil er ohne diese Nachsicht gegen geringere Uebel, weit ärgere und nahe bevorstehende, befürchten mußte; endlich auch darum, weil er genöthiget war, die Verbeßerung davon auf eine günstigere Zeit zu versparen. Sehr geschwind und freywillig

willig kehrte er auf den rechten Weg zurück, wenn er merkte, daß er sich von demselben entfernt habe; oder bedauerte es ungemein, wenn ihm jenes zu thun nicht mehr erlaubt war. Ueberhaupt aber scheint Adrian nicht lange genug regiert zu haben, um sich nach seiner Fähigkeit für den Thron zeigen zu können, und insonderheit auch, wenn man über die Fehler urtheilen will, die er auf demselben begangen haben soll. Die Regierung eines Fürsten, (denn die Päbste haben einmal das Unglück, darunter zu gehören,) ist eine so sehr verwickelte Zusammensetzung von Entwürfen, Maaßregeln, Hindernissen, Zufällen, unverhofften Wendungen einer Angelegenheit, großen und kleinen Triebrädern, endlich von gemeinschaftlichen oder einander entgegen gesetzten Arbeiten sehr vieler Menschen, die sich wechselsweise befördern und zerstören, daß man es unbillig nennen muß, den Fürsten der kaum angefangen hat, alles in Bewegung zu setzen, und zumal in unglücklichen Zeiten für ihn und sein Reich, bey der Nachwelt anzuklagen, als wenn er nach völlig falschen Begriffen sich betragen hätte. Oft, und sehr ungerecht, entscheidet man über den Werth der von ihm gewählten Mittel bloß nach ihrer Würkung. Adrian ergriff die seinigen, in einem überaus stürmischen Zeitalter, so wie ihn seine Einsichten und aufrichtigen Gesinnungen leiteten. Wenn seine Versuche mehrere Jahre fortgedauert hätten, so würde man weit zuverläßiger sagen können, was an denselben tadelhaft sey; ob man gleich ohne Uebereilung behaupten kann, daß alles darunter, was dem Zustande seiner Zeiten durchaus nicht angemessen war, auch keine Rechtfertigung verstatte.

Von dieser Art ist, allem Ansehen nach, auch die Heiligsprechung gewesen, welche er im Jahr 1523. am Antoninus, Erzbischof von Florenz im funfzehn-

ten

ten Jahrhunderte, und am Benno, Bischof von Meißen, der bis gegen das Jahr 1100. gelebt hatte, vollzog. An sich war es eine sehr unbedeutende Cärimonie, daß der Pabst zween Geistliche, welche man in der Römischen Kirche vor außerordentlich fromm und sogar wunderthätig gehalten hatte, mit feyerlichen Gebräuchen zu Heiligen ernannte, oder canonisirte, das heißt, sie seinen andächtigen Christen zur Verehrung und Anrufung darstellte, dazu auch einen besondern Tag, und gewisse kirchliche Gebräuche wiedmete. Die Sache dieser beyden neuen Heiligen war außerdem schon lange zu Rom anhängig gemacht worden. Besonders hatte man die Heiligsprechung des Benno seit vielen Jahren betrieben; der Bischof von Meissen war selbst, mit Empfelungsschreiben des Kaysers, seines Bruders, und mehrerer Reichsfürsten, insonderheit des Herzogs Georg von Sachsen, zu dessen Gebiete Meissen gehörte, nach Rom gereiset: und ehemals hatten auch der Kurfürst von Sachsen Friedrich, und sein Bruder Johannes, in gleicher Absicht Gesandten dahin geschickt. Adrian brachte also nur ein Geschäffte zu Stande, das seinem Ende bereits nahe war: er unterschied sich sogar darinne von seinen Vorgängern auf eine rühmliche Art, daß er, zu großem Misvergnügen seiner Hofleute und anderer Römer, die meisten Kosten unterdrückte, welche sonst bey dem öffentlichen Gepränge der Heiligsprechung aufgewandt werden mußten. Dadurch wurde zwar ein kleiner Theil von den Vorwürfen abgewandt, welche die Gegner des päbstlichen Hofs dergleichen Feyerlichkeiten machten, vor welchen ohnedieß ein sehr kostbarer Canonisations-Proceß herzugehen pflegt. Der Pabst erfüllte nächstdem nur das Verlangen einiger Deutschen Fürsten; und behauptete vielleicht in den Augen seiner eifrigern Anhänger durch diese Handlung

lung eine desto schicklichere Standhaftigkeit, je mehr dieses geistliche Schauspiel von Luthers Freunden verspottet wurde.

Aber es fand sich dabey zugleich eine sehr wichtige Bedenklichkeit, welche damals mehr als sonst jemals hätte geachtet werden sollen. Den Bischof Benno unter die Heiligen versetzen, und den Deutschen als einen Fürsprecher bey Gott empfelen, war nicht viel anders, als aufrührische Gesinnungen gegen die Fürsten durch den Nahmen von Religion und Frömmigkeit heiligen. Benno war einer der unruhigsten Geistlichen seiner Zeit in Deutschland gewesen, und hatte die Verlegenheit, in welcher sich der Kayser Heinrich der vierte befand, sehr vergrößern helfen. Wider diesen verband er sich mit dem Pabste Gregor dem siebenten, der durch unbegränzte Herrschsucht, Ränke und Gewaltthätigkeiten aller Art, ein so übles Andenken in der Geschichte hinterlassen hat, und der vornehmste Stifter der furchtbaren päbstlichen Macht wurde. Wie unanständig es sey, eines von den Werkzeugen dieses Pabstes zum Heiligen und Freunde Gottes zu erklären, das empfanden die Christen in der Römischen Kirche zu Adrians Zeiten noch beynahe gar nicht. Aber auch über solche Beschimpfungen der Religion und der Fürsten zugleich, hat ihnen die Reformation nachmals die Augen geöffnet: und als ein neuerer Pabst im gegenwärtigen Jahrhunderte auf den widersinnigen Einfall gerieth, Gregor den siebenten zu dem Range eines allgemeinen Heiligen der Römischen Kirche zu erheben, wußten solches der Kayser und der König von Frankreich gar bald zu hintertreiben. Doch da Luther auf jeden Schritt der Päbste aufmerksam war, um es den Christen begreiflich zu machen, wie wenig jene ihrer knechtischen Verehrung

würdig

würdig wären: so bediente er sich auch der Heiligsprechung des Benno, als einer Gelegenheit die er am wenigsten ungenützt vorbeygehen lassen konnte. Er gab darüber im Jahr 1524, als Adrian bereits gestorben war, eine Schrift wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhaben werden, heraus, worinne er, außer der vorhergedachten Haupterinnerung, noch andere nicht weniger nützliche für die Christen machte; wenn man gleich die Heftigkeit abrechnen sollte, mit welcher es ihm natürlich war sich auszudrücken, und die damals auch so große Würkungen that.

Ein Vorwurf, der von den Italiänern gegen den Pabst Adrian häuffig gebraucht worden ist, daß es ihm an feinerer Gelehrsamkeit und Geschmack gemangelt habe, kann auch nicht völlig geleugnet werden. Die dunklere, zu düstern Untersuchungen und schweren Fragen oder Wortstreitigkeiten geschickte scholastische Theologie war ihm zwar ungemein wohl bekannt. Er hat selbst Bücher dieses Inhalts ausgefertigt, wie insonderheit Fragen und Erörterungen über das angesehenste Lehrbuch der erstgenannten Theologie, das der Bischof von Paris, Petrus Lombardus, im zwölften Jahrhunderte abgefaßt hatte; ingleichen ein Werk von besondern Fragen über verwickelte Materien, die von mehr als Einer Seite vorgestellt werden können. Zwey lateinische Bücher, welche man im sechszehnten Jahrhunderte etlichemal unter seinen Glaubensgenossen gedruckt hat. Allein eben diese Schriften, und der ganze bereits im Eingange seiner Lebensgeschichte angeführte Entwurf, nach welchem Adrian seine Wissenschaft gebildet hatte, beweisen genugsam, daß, wenn er gleich eine ausgebreitete Kenntniß von dem Lehrbegriffe seiner Kirche, und

und viele Fertigkeit ihn spitzfündig zu vertheidigen besessen hat, seine Gelehrsamkeit doch keinesweges mit derjenigen verglichen werden durfte, die Erasmus, Luther, Melanchthon, der Cardinal Sadoletus, und wenige andere in diesem Zeitalter, sich erworben hatten. Er hatte seinen Geist in den Werken der großen Griechen und Römer nicht genähret; ein trefflicher Ausleger der heiligen Schrift war er eben so wenig, und er philosophirte nicht anders, als wie es seit mehrern hundert Jahren unter den scholastischen Theologen gebräuchlich war. Einem solchen Manne mußten Witz, edleres Gefühl für die Schönheiten der Künste, und ähnliche Vollkommenheiten fremd bleiben.

Seine Abneigung gegen die Dichter aber floß noch aus einer andern Quelle. Er glaubte, sie wären meistentheils schlechte Christen: ihre Sitten, ihre sehr freye und beissende Scherze, auch der eifrige Gebrauch den sie von der heydnischen Göttergeschichte machten, bestärkten ihn darinne. Dazu kam noch dieses, daß die Dichter an dem üppigen Hofe Leo des zehnten vor allen andern beliebt gewesen waren: und gewiß nicht eben solche allein oder vorzüglich, welche Religion und Tugend durch ihre liebenswürdige Kunst empfolen hätten; sondern mehr diejenigen, die sie zu einer bloßen Belustigung dienen liessen. Adrian unterschied sich auch hierinne von diesem Hofe, der zwar sehr glänzend an witzigen und gelehrten Männern, an artigen und prachtvollen Vergnügen; aber doch für den Hof eines geistlichen Fürsten übel berüchtigt war. Er nahm daher einem dieser Dichter, die Leo geliebt hatte, seine Wohnung im Vaticanischen Pallaste. Einen andern, der von eben diesem Pabste nach England und in andere Länder geschickt worden war, um die Handschriften, welche ehemals durch die

Nordi-

Nordischen Völker von Rom dahin sollten gebracht worden seyn, zurück zu holen, ließ er sogar gefangen setzen: zwar unter dem Vorwande, daß derselbe ein ausschweifendes Leben führte; aber, nach anderer Urtheile, vielmehr deswegen, weil er anzügliche Verse wider einen gewissen Spanier gemacht hatte, dessen Einfälle den Pabst bey der Mahlzeit ergötzten, und den er auch zum Kundschafter in Rom gebrauchte. Als er dem Geschichtschreiber Jovius ein Canonicat zu Como ertheilte, um welches der Cardinal Trivulzi sehr lebhaft für einen andern bat, sagte er zu diesem: jener verdiene die gedachte Stelle vor andern, weil er gehört hätte, daß derselbe in allen Wissenschaften wohl erfahren, und ein zierlicher Geschichtschreiber; gleichwohl aber nicht wie die übrigen, welche sich der feinern Gelehrsamkeit ergeben hätten, ein Dichter sey. Es war also auch Adrians Geschmacke und Kenntnissen gemäß, daß er Bildsäulen, Gemählde und andere Denkmäler der alten Kunst, wenig achtete. Ein Abgeordneter der Stadt Bologna sprach einmal vor ihm mit dem verdienten Lobe, von dem unvergleichlichen alten Kunstwerke, oder von der Gruppe welche die Geschichte des Laocoon vorstellt, und von dem Pabste Julius dem zweyten, der sie um einen sehr hohen Preis erkauft hatte, in dem päbstlichen Garten Belvedere aufgestellt worden war; aber Adrian wandte sogleich mit einer Art von Unwillen die Augen von demselben weg. Für Italiäner und Römer insonderheit, welche fast bey jedem Schritte Trümmern oder ganze Ueberbleibsale von der Kunst des Alterthums erblicken, und dadurch frühzeitig angewöhnt werden, sie hoch zu schätzen, konnte dieses nicht anders als sehr anstößig seyn.

Sie

Sie rächten sich aber auch an diesem Pabste, der ihre Erwartung so wenig erfüllte, durch Spöttereyen, Schmähschriften und Verleumdungen aller Art. Die Dichter waren nicht die letzten, welche ihn mit den Waffen ihrer Kunst selbst angriffen: und sie sind es vielleicht auch gewesen, welche die lächerliche Ursache von dem Haße den **Adrian** gegen sie hegte, ausgestreuet haben, daß alle Dichter in seinen Augen Ketzer gewesen wären, weil er in einer Verordnung eines seiner ältesten Vorgänger unter den Päbsten, an Statt eines **Heldengedichts**, (heroicis versibus) durch einen groben Mißverstand, **ketzerische Verse**, (haereticis versibus) gelesen hätte. **Sannazarius**, der in der lateinischen Dichtkunst den Alten so nahe gekommen ist, warf in einem Sinngedichte die Schuld der immer größern Türkengefahr für Italien, mit einer bittern aber ungerechten Vergleichung, auf den Pabst. „Mächtig durch seine Flotten und Soldaten, schreibt er, und „stolz auf seine Bezwingung des Morgenlandes, er„schüttert der barbarische Feldherr mit seinen Waffen „bereits die Wohnplätze von Latium. Unser Fürst hin„gegen versteckt sich in seinem Vatican: und ihn siehst „du doch, o Christe, vom hohen Himmel herab, und „leider duldest du ihn!“ Ein anderer Italiäner, **Pierius Valerianus**, stellte es in einem lateinischen Gedichte als einen sehr ungereimten und schädlichen Entschluß vor, daß die Römer vom Ausfluße des Rheins her einen Pabst geholt hätten. In einem seiner Werke aber klagt er darüber, daß **Adrian** ein heftiger Feind witziger und beredter Männer gewesen sey, die bessern Gelehrten überhaupt mit dem Spottnahmen der **Terentianer** (vermuthlich weil sie den Römischen Dichter **Terentius** liebten,) belegt, und sie dergestalt verfolgt habe, daß einige freywillig ihr Vaterland verlassen, andere sich auf eine Zeitlang ver-

borgen hätten; so daß man die Zurückkunft der gothischen Zeiten für die Wissenschaften hätte besorgen müßen, wenn er länger gelebt hätte. Ein so großer Bewunderer des Erasmus konnte wohl kein Feind der wahren Gelehrsamkeit überhaupt seyn; ob ihn gleich die Bedürfnisse seiner Kammer verleitet haben mögen, sich zu karg und etwas hart gegen treffliche Köpfe zu betragen, die von derselben bisher Jahrgelder genossen hatten. Besonders wurde Adrian von dem beissendsten unter allen Italiänischen Dichtern, dem Berni, durch eine so schmähsüchtige, in seiner Landessprache geschriebene Satyre angegriffen, daß dieselbe nachmals aus der Ausgabe seiner Gedichte, auf Befehl des Großherzogs von Toscana, herausgerissen wurde. Wer den Pabst nach den gehäßigen Zügen beurtheilen wollte, welche diese Schriftsteller entwarfen, um sich und andere auf seine Kosten zu belustigen, der dürfte es auch vor erlaubt halten, die Fürsten überhaupt, nach den tadelnden Einfällen ihrer müßigen Unterthanen, zu richten.

Eben so unbrauchbar zur wahren Kenntniß Adrians sind die Nachrichten, welche ein junger Italiäner seiner Zeit, Batti von Parma, in einem besondern Schreiben von ihm aufgezeichnet hat. Und dennoch kann diese mit so vieler Dreistigkeit aus den schlimmsten Gerüchten oder Mißdeutungen seiner Handlungen zusammengeraffte Erzählung nicht ganz übergangen werden, weil sie vorzüglich dazu dient zu sehen, wie ungerecht ein großer Theil der Zeitgenoßen Adrians mit ihm umgegangen sey, bloß weil er keine von den schimmernden und lermenden Eigenschaften eines Leo oder Julius besaß. Dieser Schriftsteller versichert, Adrian habe seine Laster so lange zu verbergen gewußt, bis er Pabst geworden sey. Alsdenn aber sey

erst

erst sein unbeschreiblicher Geitz kund geworden. Man habe ihn anfänglich sehr deswegen gelobt, daß er das Waffentragen zu Rom verboten, und den Obrigkeiten eine unerbittliche Strenge in Bestrafung der Verbrechen empfolen hätte. Allein man habe den Bewegungsgrund davon bald entdeckt, indem er leichte Vergehungen mit starken Geldstrafen belegt; diejenigen welche gröbere begangen, wenn sie kein Geld hatten, entweder hinrichten laßen, oder auf immer zu Ruderknechten gemacht; wenn sie aber reich wären, für Geld ungestraft gelassen, alle Nächte sich darüber mit den Richtern unterredet, und von ihnen das erpreßte Gold sogleich gefordert habe. Sein Hofstaat, fährt Batti fort, war so gering und elend, daß er täglich nicht über zwölf Ducaten kostete. Der Vaticanische Palast, sonst die Zierde der Stadt, sah einem Hause ähnlich, das aus Furcht vor den darinne polternden Gespenstern, wüste gelassen worden ist. Niemals bat er die Cardinäle, oder andere Großen, oder fremde Gesandten zu Gaste: und bey einer solchen Aufführung wurde er auch von niemanden gebeten. Den Schweitzern und Reitern von seiner Leibwache, die den Palast bewachten, wurde ihr Sold nicht bezahlt: sie mußten beständig hungern. Noch ärger gieng er mit den Trabanten um, die vor seiner Thüre standen: er gab ihnen nicht allein gar nichts; sondern entzog ihnen sogar dasjenige was zu gewissen Zeiten von den Cardinälen und andern Hofleuten geschenkt zu werden pflegte, um es für sich zu nützen. Den Städten des päbstlichen Gebietes, welche beym Antritte seiner Regierung gewöhnlichermaaßen Gesandte an ihn schickten, um ihm ihre Treue eidlich zu bezeugen, und die Bestätigung ihrer Rechte zu erlangen, bewilligte er niemals, wie seine Vorgänger, einige Vortheile, um sich ein langes rühmliches Andenken bey ihnen zu er-

werden: in manchen derselben erhöhete er sogar die Abgaben. Er gestattete nicht, daß die Gelder, welche einige Italiänische Städte, noch auf Anrathen der Cardinäle, da er in Spanien war, aufgebracht hatten, um sich in Vertheidigungsstand gegen einen feindlichen Angriff zu setzen, in Rechnung gebracht werden durften: und den spanischen Soldaten, die mit ihm gekommen waren, erlaubte er, damit er nur selbst sich nicht freygebig gegen sie bezeigen dürfte, das Gebiet von Parma und Piacenza, als wenn es ein feindliches Land wäre, auszuplündern. Sein Geldgeiz scheint auch mit einer barbarischen Ungerechtigkeit verbunden gewesen zu seyn. Denn er hat niemals einem seiner Vertrauten und Diener, so groß auch seine Reichthümer waren, ausnehmende Wohlthaten erwiesen, einige wenige ausgenommen, welches sehr nichtswürdige Leute waren: so daß er selbst entweder auch ein schlechter oder ein thörichter Mann gewesen seyn muß. — Aus allen diesen theils falschen oder überaus unwahrscheinlichen, theils sehr verunstalteten Nachrichten, müßte man schließen, daß Adrian unermeßliche Schätze hinterlassen habe. Aber man fand nach seinem Tode einen sehr geringen Geldvorrath: und Jovius, der nicht gewohnt ist, ihn zu gelinde zu beurtheilen, gesteht, der Mangel in dem er sich befunden, habe ihn, gegen seine Neigung, zu einer anstößigen Sparsamkeit genöthiget; daraus sey die Verleumdung des Geitzes entstanden: und er habe daher selbst öfters gesagt, er müsse sich hüten, daß er nicht, indem er allen ein Genüge zu leisten suchte, endlich gezwungen werde, mit der Zahlung gegen alle aufzuhören.

Dabey blieben jedoch die feindseeligen und zum Theil beym ersten Anhören unglaublichen Sagen, die man

man von diesem Pabste ausbreitete, nicht stehen. Batti, der dieselben mit so unwürdigem Fleiße gesammelt hat, setzt hinzu: Wenn es wahr ist, was nach seinem Tode ausgestreuet wurde, so war er sehr gottlos und von schändlichen Sitten. Er gieng täglich am frühen Morgen in den höhern Theil des Vaticanischen Palastes. Jedermann war der Zutritt dahin verschlossen, ausgenommen wenigen Bekannten, mit denen er den Gottesdienst daselbst abwartete. Darauf aber begab er sich allein in ein geheimes Gemach, wo er sich eine Zeitlang aufhielt: und man hat nachmals erfahren, daß er an diesem Orte einen vertrauten Umgang mit einem schönen Frauenzimmer unterhalten habe. Dieses wird auch durch seine letzte Krankheit wahrscheinlich, welche völlig so beschaffen war, wie sie Leute empfinden, die sich dergleichen Ausschweifungen überlassen. Man beschuldigte ihn außerdem, daß er eine unzüchtige Liebe gegen Knaben hegte, weil er einige derselben von sehr schöner Gestalt unter seinen Bedienten hatte. — Es fällt in die Augen, daß die Römer, unter welchen Wollüste dieser und anderer Art damals so herrschend waren, als in keiner andern Hauptstadt, den Pabst, der ein erklärter Feind derselben war, sie wenigstens, ihrer Denkungsart gemäß, heimlich begehen ließen, um sich gleichsam an seiner öffentlichen strengen Tugend zu rächen. Man weiß auch zuverläßig, daß Adrian, sobald er einige Nachricht von dem abscheulichen Italiänischen Verdachte, der für einen Niederländer so fremd war, bekommen, diese jungen Spanier, welche er ihren Eltern zu Gefallen mitgenommen hatte, und von seinem Secretär Hez unterrichten ließ, sogleich in ihr Vaterland zurückgeschickt habe, damit sie auf der hohen Schule zu Salamanca die Wissenschaften ferner erlernen möchten.

Obgleich Batti mit heuchlerischer Miene versichert, es falle ihm schwer, so viele Beschuldigungen, besonders gegen einen Verstorbenen, zu glauben; so häuft er doch immer mehrere auf einander: alle entweder aus dem Geschwätze des großen Hauffens, oder aus eigenen argen Auslegungen. Man sagt, schreibt er weiter, daß nach dem Tode des Pabstes viele Werkzeuge der Zauberey in seinem Zimmer gefunden worden sind. Seine Freunde gestehen, vermuthlich um ein so großes Verbrechen zu bedecken, daß er besonderes Vergnügen an Versuchen über die Verwandlung der Metalle gefunden, und dergleichen häuffig angestellt habe. Darinne aber zeigte er seine ausnehmend listige Gemüthsart, daß er diejenigen welche zu ihm kamen, mit sehr freundlichem Gesichte, und schmeichelhaften Worten empfieng, auch niemanden traurig von sich weggehen ließ; nachher aber nicht so thätig in der Ausführung war, als er mit Mund und Gesicht versprach. Außerdem war es nicht leicht, vor ihn zukommen; er zog auch die angefangenen Geschäfte stets in die Länge, und brachte wenig derselben zu Ende, ausgenommen was Geldsachen betraf. Zweyerley empfielt ihn unstreitig: Gelehrsamkeit und Sparsamkeit. Seine Frömmigkeit und Tugend aber, sagt man, waren Verstellung: und man beweiset es mit den vorher angeführten Gründen und Muthmaaßungen. Diesen Fehler findet man öfters an den Deutschen: sie geben sich alle das Ansehen von Ehrlichkeit und Einfalt; allein wider jedermanns Vermuthen ist Arglist in ihrem Herzen verborgen. — Vielleicht hätte dieser Vorwurf, ein würdiger Beschluß für die ganze Lästerschrift, unter allen Europäern von niemanden weniger, als von einem Italiäner, den Deutschen gemacht werden sollen.

Gegen

Gegen solche Schmähungen war Adrian nicht ganz unempfindlich. Insonderheit verdroß es ihn sehr, daß an der berühmten verstümmelten Bildsäule des Pasquino zu Rom schimpfliche Gedichte auf ihn angeschlagen wurden. Nachmals aber bezeigte er sich dabey gelassener, als er gehört hatte, daß diese ungezähmte Frechheit geringen und boshaften Leuten darum verstattet werde, damit sie, wenn sie große Männer ungestraft lästerten, durch dieses Vergnügen der Rache sich für ihr schlechtes Glück trösten möchten. Er hatte schon beschlossen, die gedachte Bildsäule niederreissen, und in die Tiber werfen zu lassen; allein der kayserliche Gesandte widerrieth es ihm aus der scherzhaften Ursache, daß Pasquino, gleich den Fröschen, auch noch in der Tiefe des Flußes nicht schweigen werde. So soll er zu Kalch verbrannt werden, sagte der Pabst, damit nicht die geringste Spur von ihm übrig bleibe. Ganz wohl, versetzte der Gesandte darauf; aber es wird dem so grausam Verbrannten nicht an unterthänigen Dichtern fehlen, welche der Asche ihres Gönners verhaßte Gedichte wiedmen, und den Ort seiner Bestrafung jährlich an einem gewissen Tage feyerlich ins Andenken bringen werden. — Diese feinen Erinnerungen verwandelten gar bald den Zorn des Pabstes in eine fröliche gelindere Denkungsart: und er gewöhnte sich mehr an die Gleichgültigkeit, welche edlere Seelen gegen die schlimmen Urtheile des Pöbels aus allen Ständen anzunehmen wissen.

Während seiner kurzen Regierung hat zwar seine Kirche keinen wichtigen Vortheil in Ansehung der Macht, des Umfangs und der Einkünfte, gewonnen. Sie fuhr eher fort, an allen diesen zu verlieren; aber nicht eigentlich durch seine Schuld. Die Reformation, veranlaßt und gleichsam ausgepreßt durch seine

Vorgänger, nahm ihren fernern glücklichen und geschwinden Lauf, den er weder zurückhalten konnte, noch ganz ungenützt lassen wollte. Es läßt sich sehr schwer behaupten, daß er den Schaden welche die Römische Kirche und ihr Oberhaupt durch dieselbe litten, auf eine andere Art glücklicher würde vermieden haben, als durch die Versuche, welche ihm seine Ehrlichkeit und Mäßigung eingaben, ohne daß er aufgehört hätte, für die Ehre seines Stuhls zu sorgen. Wenigstens würde er gewiß, auch mit Schaden seiner Kirche, wie es der kurzsichtige Eiferer nennen müßte, ihr Ehre und Nutzen verschafft haben, wenn er längere Zeit oder mehr Begünstigung für seine entworfene Verbesserungen gehabt hätte. Man erzählte auch, daß der damalige Patriarch oder Hauptbischof zu Alexandrien in Aegypten, durch ein besonderes Schreiben ihm seinen Gehorsam bezeigt, und ihn vor das Oberhaupt der christlichen Kirche erkannt habe. Allein diese Höflichkeitsbezeigung, wenn sie sich anders so weit erstreckte, hat eben so wenig wichtige Folgen für die Päbste gehabt, als andere neuere Aussichten zur Ersetzung ihrer Europäischen Einbuße in andern Welttheilen.

Zuletzt schloß Adrian im August des Jahrs 1523 ein Bündniß mit dem Kayser, dem Könige von England, dem Erzherzoge von Oesterreich, dem Herzoge von Mayland, dem Cardinal von Medices und zugleich dem Staate von Florenz, in welchem das Haus Medices schon nahe an der höchsten Gewalt war, und endlich mit dem Freystaate von Genua. Diese Verbindung sollte, wie man vorgab, zur Beschützung von Italien, vornemlich wider die Türken, dienen; im Grunde aber war sie gegen Frankreich gerichtet, das seine Ansprüche auf Mayland und Neapel, immer

noch

Digitized by Google

noch mit den Waffen auszuführen suchte. Sie diente also hauptsächlich auch dem Kayser, gegen den die Neigung des Pabstes unveränderlich blieb. Der Vicekönig von Neapel Lanoy, ein Freund Adrians, beredete ihn noch besonders dadurch zu diesem Schritte, daß er ihm vorstellte, der König von Frankreich, welcher den vorgeschlagenen Stillstand hartnäckig verwerfe, hindere allein den allgemeinen Frieden unter den christlichen Fürsten, welchen er so sehnlich wünschte. Dem Scheine nach wurde es freylich auch diesem Könige freygelassen, dem Bündnisse beyzutreten, wenn er die friedlichen Bedingungen desselben unterschreiben wollte. Wenn der Pabst und die übrigen Italiänischen Fürsten nur darauf bedacht waren, ihr Ansehen und ihre Besitzungen zu befestigen: so schien es ihnen weniger zuträglich zu seyn, daß der Kayser, der in Italien schon beträchtliche Länder besaß, großen Einfluß daselbst hatte, und auf diesen ganzen Theil von Europa gegründete Ansprüche machen konnte, daselbst noch mächtiger würde: er, der ohnedieß dem französischen Könige an Stärke weit überlegen war. Doch eben diese Furchtbarkeit der kayserlichen Parthey in Italien, ein Rest von alten Verbindlichkeiten der dortigen Staaten gegen den Kayser und das deutsche Reich, persönliche Neigungen und neuere Begebenheiten, beförderten die Entstehung dieses Bündnisses.

Durch dasselbe verglich man sich, daß ein Kriegsheer aufgerichtet werden sollte, um einen jeden der Italiänischen Bundsgenossen, welcher angegriffen würde, zu vertheidigen. Zu demselben sollte der Pabst zwey hundert schwer bewaffnete Reiter, und einen Theil des Geschützes liefern; zur Errichtung des Fußvolks aber, auch zu andern Kosten, monathlich zwanzig tausend Ducaten zahlen. Ihm und dem Kayser

wurde das Recht vorbehalten, den oberstern Feldherrn des Heeres zu ernennen. Es wurde auch der Markgraf von Mantua, dem der Pabst und die Florentiner die Anführung ihrer Soldaten anvertrauet hatten, außerordentlich in dieses Bündniß aufgenommen. Damit die Bekanntmachung desselben auf das feyerlichste geschehen möchte, entschloß sich Adrian, derselben in einer von den Hauptkirchen Roms selbst beyzuwohnen.

Seine Gesundheit hatte um diese Zeit etwas gelitten: daher riethen ihm die Aerzte, lieber die Peterskirche, welche an den Vaticanischen Palast stoßt, zu dieser Handlung zu wählen. Er blieb aber bey seinem Vorsatze, und wurde durch die brennende Hitze der Jahreszeit, die Länge und andere Umstände dieser Feyerlichkeit, dergestalt entkräftet, daß er von diesem Tage an immer schlimmern Zufällen ausgesetzt war. Die Aerzte waren weder über die Art seiner Krankheit, noch über die Wichtigkeit derselben, völlig mit einander einig; er hingegen duldete viele Schmerzen gelassen. Als er nach einigen Wochen merkte, daß sein Ende herannahe, nahm er von den Cardinälen Abschied, und empfol ihnen sehr beweglich die gemeine Sache der Christenheit, welche, wie er sagte, sich in einer gefährlichen Lage als jemals befände, und der er vergebens aufzuhelfen gesucht hätte. Er gab darauf seinen Cardinalshut dem Enckenvort, damaligen Datarius, dem er auch sein Bißthum Tortosa ertheilt hatte: dem einzigen, den er zum Cardinal gemacht hat; und er beschenckte ihn überdieß mit reichen Einkünften. Seinen Spanischen nnd Niederländischen Hofleuten, für die er noch wenig hatte sorgen können, hinterließ er einige Vermächtnisse; von welchen ihnen aber nach seinem Tode das meiste entzogen wurde.

Nach

Nach diesen Veranstaltungen starb er ruhig am vierzehnten September des Jahrs 1523. im fünf und sechszigsten Jahre seines Alters.

Man sah bald darauf seinen Leichnam schwellen, und sein Gesicht eine fürchterliche Gestalt annehmen. Einer seiner Hofbedienten, der sich erinnerte, daß der Pabst Alexander der sechste, der an Gifte gestorben war, sich eben so sehr nach seinem Tode verändert hatte, rief bey diesem Anblicke aus, Adrian müße vergiftet worden seyn. Daraus entstand ein heftiger Streit zwischen den spanischen und niederländischen Hofbedienten, indem die erstern den letztern Schuld gaben, sie hätten den Pabst, den sie sich allein zu bewachen zugeeignet, nicht sorgfältig genug verwahret, die Spanier entfernet, und dagegen französische Köche zugelassen, von denen er gar wohl, bey der damaligen Erbitterung der Franzosen gegen den Pabst, Gift bekommen haben könnte. Allein diese Köche waren deswegen gewählt worden, weil ihre Zubereitungsart der niederländischen näher kam, als die spanische: und der Verdacht verlor dadurch etwas an Wahrscheinlichkeit, weil alle Speisen vorher gekostet wurden, ehe man sie auf die päbstliche Tafel setzte. Unterdessen wurde dieser Zank so hitzig, daß man, um denselben zu stillen, den Körper des Pabstes öfnete. Da man aber in demselben keine Merkmale von Gifte fand, und die Sache also unentschieden blieb, dauerte der Zwist noch etwas fort. Selbst der erste päbstliche Leibarzt bestätigte den angeführten Argwohn ohne Bedenken. Andere Zeitgenossen behaupteten eben diese Meinung; oder fanden sie wenigstens nicht unglaublich: verschiedene Schriftsteller haben sie nachmals zuversichtlich wiederholt. Ein gleiches zu thun, ist einem bedachtsamen Geschichtschreiber der neuern Zeiten kaum erlaubt. Nicht zwar deswegen

wegen allein, weil der plötzliche oder sonst bedenkliche Todt eines Fürsten oft ohne einige Spuren von Beweise, der Vergiftung zugeschrieben worden ist. Dieses Urtheil von Adrians Ende hat überhaupt viel Ungewisses an sich, und gründet sich auf keine genauere Untersuchung; obgleich allerdings die letztere in dergleichen Fällen selten Statt findet. So viel bleibt jedoch stets von demselben übrig, daß es nicht unter die bloßen Gerüchte geworfen werden darf: und wer es vor wahr ansieht, wird die Mörder des Pabstes, vielleicht mit mehrerm Rechte, unter den vielen Feinden suchen, die er an Römern hatte, als unter Ausländern.

Die Art wie sein Todt zu Rom aufgenommen wurde, scheint dieses zu bekräftigen. Viele Römer, besonders die Freunde der ehemaligen päbstlichen Hofhaltung, auch diejenigen, welchen Adrian einträgliche Aemter entzogen hatte, bezeigten die ausschweifendeste Freude darüber. Einige junge Leute, die über seinen Vorsatz, gewiße herrschende Laster zu tilgen, sehr in Furcht gerathen waren, schmückten des Nachts die Hausthüre des päbstlichen Leibarztes mit Zweigen aus, und schrieben mit großen Buchstaben die Worte darüber: **Dem Befreyer des Vaterlandes von dem Römischen Senate und Volke gewidmet**; (Liberatori Patriæ S. P. Q. R.) gleichsam als wenn der Arzt den Pabst aus der Welt geschaft, und dadurch dem Vaterlande einen trefflichen Dienst geleistet hätte. Aber dieses Frolocken war im Grunde für Adrians Andenken eine ausnehmende Ehre: denn die rechtschaffensten Männer beklagten seinen Todt, und urtheilten, daß ein solcher Hof und eine solche Stadt eines so guten Pabstes nicht länger werth gewesen seyen.

Man beerdigte seinen Leichnam zuerst in der Peterskirche, und setzte auf sein Grabmal die Worte, die gleichsam recht aus seinem Herzen und Munde gezogen waren: **Hier liegt Adrian der sechste, der es vor das gröſste Unglück seines Lebens hielt, daß er regierte.** (Adrianus sextus hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita duxit, quam quod imperaret.) Zugleich grub man einige Verse darauf, welche eine artige Anspielung auf den Umstand enthielten, daß man ihn zwischen zween Päbsten welche **Pius** (**Fromm**) hieſsen, begraben hatte. Allein der Cardinal **Enckenvort**, voll Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, lieſs ihm in der Kirche zur heil. Maria der Deutschen, ein prächtiges Grabmaal von Alabaster aufrichten, unter welches auch seine Gebeine nach einigen Jahren mit öffentlichem Gepränge versetzt wurden. Man sieht auf demselben die vornehmsten Tugenden abgebildet, durch welche **Adrian** ehrwürdig geworden war, eine Aufschrift zu seiner Ehre, sein Bild in der Stellung eines Schlafenden, und darunter seine eigenen Worte; **Wie viel liegt leider! daran, zu welchen Zeiten auch der beste und tugendhafteste Mann lebt!** (Proh dolor! quantum refert, in quæ tempora vel optimi cujusque virtus incidat!)

Seine Zeitgenoſsen und Augenzeugen machen von seinem äusserlichen Ansehen eine Beschreibung, die mit den Abbildungen welche man von ihm hat, ziemlich übereinstimmt. Er war, sagen sie, lang und wohlgebauet, mehr hager als dick, von länglichtem, etwas hervortretendem schönen Gesichte, das durch eine natürliche Röthe angenehmer wurde, mit kleinen, aber hellen und fröhlichen Augen, über welchen starke Augenbraunen lagen, und mit einer weniger breiten Stirne. In seinen Blicken war etwas sanftes und fast lächeln-

des,

des, und eben so viel ruhiges in seinen Geberden. Er gieng gerade und mit gemäßigten Schritten, sprach langsam, aber so einnehmend und majestätisch, daß, ob er gleich die höhere Beredsamkeit nicht erreichte, ihn doch jedermann mit ungemeinem Vergnügen hörte. Sein erklärter Feind, Batti, gesteht, man habe sagen müßen, daß er zum Regieren gebohren sey.

Schwerer und mißlicher ist es, einen unpartheyischen Abriß seiner geistigen und sittlichen Eigenschaften zu verfertigen; aber es ist dieses, nachdem man seine Entwürfe und Handlungen gesehen, Freunde und Gegner von ihm neben einander gehört hat, nicht einmal nöthig. Dem Cardinal Pallavicini kam es zwar sehr leicht vor, in wenigen Zeilen ein allgemeines Urtheil über diesen Pabst zu fällen. „Er war, schreibt er, „ein vortrefflicher Geistlicher; aber würklich ein mittel„mäßiger Pabst. Das Volk, welches alles aus „dem Erfolge zu schätzen pflegt, setzte ihn, wegen der „unglücklichen Zeiten, noch unter das Mittelmäßige. „Die Cardinäle hielten ihn höher als er verdiente, in„dem sie ihn auf den Thron erhoben. Sein Hof haßte „ihn, als er auf demselben regierte, mehr als er ver„schuldet hatte. Und er wurde, nachdem er denselben „verlaßen hatte, weit über die Wahrheit hinaus ange„klagt.“ — Aber alle diese witzige Gegensätze berühren den Hauptzug mehr, als daß sie ihm sein gehöriges Licht ertheilen sollten; der erste darunter stellt ihn sogar in einem falschen vor. Wenn es unglücklicher Weise wahr seyn sollte, daß ein vortrefflicher Geistlicher doch nur ein mittelmäßiger Pabst seyn könne, da doch die Römische Kirche alle bewundernswürdige Vorzüge, welche sie ihrem Oberhaupte beylegt, von seiner geistlichen Person herleitet: so müßten Einsichtsvolle Männer in derselben wünschen, an diesem Oberhaupte

nie

nie einen Pabst, immer nur einen Geistlichen, zu sehen. Und so würden sie auf die erste und älteste Bestimmung des bischöflichen Amtes unter den Christen zurück kommen.

Vielleicht verdiente Adrian die Erfüllung seines Wunsches, niemals regiert zu haben; oder doch nicht auf dem Throne, auf welchem er gesessen hat, und welcher seiner in der That nicht werth war. Das Unglück, seinen bessern Einsichten nicht folgen zu dürfen, und das in Zeiten, zu welchen er sie so schicklich zu seyn glaubte, war für einen solchen Mann nicht gering; diejenigen Kenntniße und Meynungen aber, nach welchen er sich richten durfte, waren eben für diese Umstände zu unvollkommen. Niemals sollte eigentlich ein Geistlicher einen Staatsmann abgeben. Er mag die vorzüglichsten Gaben dazu besitzen, und ausserordentliches Glück bey solchen Geschäften haben; er höret doch durch eben dieselben auf, ein Geistlicher zu seyn. Die päbstliche Regierung vereinigt zwar den Widerspruch, der sich zwischen den Absichten dieser beyden Stände befindet; allein in den neuern Jahrhunderten mit desto schlechterm Erfolge, je mehr man in denselben einen jeden von beyden in seine gebührenden Grenzen zurück zu führen gesucht hat. Adrian unternahm es nicht, in dem fürstlichen Stande zum Nachtheil des geistlichen zu glänzen. Keine von so vielen Ehrenstellen, die ihm nach und nach zugefallen waren, hatte seine ungekünstelte Sitten geändert. Er blieb offenherzig, bescheiden und leutseelig: kaum als Pabst ließ er es seinen Dienern merken, daß er ihr Herr wäre, scherzte zuweilen mit ihnen, und verstattete ihnen, daß sie ihm ihre Meinung über seine Aufführung frey sagen dürften; gab ihnen hingegen auch strenge Verweise, wenn sie solche verdienten; und bot ihnen wieder-

wiederum, wenn sie darüber niedergeschlagen waren, freywillig eine Gelegenheit an, sich mit ihm auszusöhnen. Der redliche Mann wollte sich auch in den öffentlichen Angelegenheiten seiner Kirche nicht von der Bahn entfernen, der er als Bischof und Lehrer der Theologie nachgegangen war. Man tadelte ihn wegen der Maaßregeln die er als Pabst genommen hat; aber man sah bald darauf, wie wenig seine nächsten Nachfolger, die doch die eigentlich sogenannte päbstliche Staatsklugheit vor ihm voraus hatten, ihrer Kirche nützten, oder ihrem eigenen Ansehen aufhelfen konnten. Sie erwarben nichts weniger als seinen Ruhm, und waren weit unglücklicher. Clemens der siebente, der in der Geschichte Adrians unter dem Nahmen des Cardinals von Medices so oft vorgekommen ist, und nach dessen Tode zum Pabste gewählt wurde, konnte durch seine große Erfahrung und Verschlagenheit es nicht verhüten, daß die kayserlichen Kriegsvölker Rom vor seinen Augen ausplünderten, und ihn viele Monathe nach einander als ihren Gefangnen daselbst bewachten. Der noch schlauere und arglistigere Pabst Paul der dritte, der nach ihm zur Regierung kam, sah, wie er, mit ohnmächtigem Verdruße, die Reformation sich immer weiter ausbreiten und festsetzen, wurde von den Freunden derselben mit vieler Wahrscheinlichkeit beschuldigt, daß er sie bloß zu hintergehen suchte, und konnte durch mancherley Mittel die er wählte, nichts mehr erlangen, als daß er dem gänzlichen Untergange seiner Macht vorbeugte.

Ein Deutscher auf dem päbstlichen Throne erkannte die Nothwendigkeit der Reformation, und beförderte dieselbe, so weit seine Begriffe reichten. Schwerlich wird ein Deutscher jenen Thron wieder besteigen: und er ist auch keinem Manne von erhabener Denkungsart

art zu wünschen: denn er wird für seinen Geist ein Gefängniß seyn, wie er es für Benedict den vierzehnten, und Clemens den vierzehnten würklich war. Aber deutsche Fürsten und deutsche Prälaten mögen endlich ihrer Kirche die Freyheit geben, die ihr ein deutscher Mönch im sechszehnten Jahrhunderte gezeiget hat!

* * *

Außer dem Denkmale, welches Adrian dem sechsten von einem seiner Landesleute und Freunde zu Rom gesetzt worden, hat ihm in den neueren Zeiten ein gelehrter Einwohner seiner Vaterstadt, Utrecht, ein anderes aufgerichtet, das beider nicht unwürdig ist. So kann man von der Sammlung urtheilen, welche Caspar Burmann im Jahr 1727. zu Utrecht in einem Quartbande von 541 Seiten unter der Aufschrift: Hadrianus VI. sive Analecta Historica de Hadriano VI. Traiectino, Papa Romano, nicht ohne äußerliche Pracht, ans Licht gestellt hat. Man findet in derselben die vornehmsten Lebensbeschreibungen dieses Pabstes; eine Menge anderer zu seiner Geschichte gehörigen Nachrichten, Urtheile von ihm, Lobgedichte, Vertheidigungsschriften und Satyren, zum Theil sehr anzügliche, die man auf ihn gemacht hat, einige seiner Briefe, und andere welche an ihn abgelassen worden sind. Alles dieses ist nicht in eine zusammenhängende Erzählung gebracht; sondern mit den eigenen Worten der Verfasser vollständig abgedruckt, hauptsächlich in Lateinischer, einiges auch in der Italiänischen und Holländischen Sprache. Dagegen sind den meisten dieser Aufsätze Anmerkungen, und den wichtigern darunter häuffige und ausführliche, beygefügt worden. Wenn diese Methode manche

Wiederholungen verursacht, und dem Leser keine einzige vollständige Lebensbeschreibung, sondern nur vielfachen Stoff zu derselben darbietet: so hat sie auf der andern Seite den Vortheil, daß sie der unpartheyischen Beurtheilung desto günstiger ist. Es sind zwar auch einiger unbeträchtlicher Schriftsteller geringfügige Nachrichten den übrigen an die Seite gesetzt worden; doch nehmen sie nur wenig Platz ein: und in den Anmerkungen sind noch mehrere genützt, überhaupt aber viele gute Erläuterungen mitgetheilt worden. Das oben beschriebene Grabmahl des Pabstes ist in Kupfer gestochen, nächstdem auch ein ungemein schönes charakteristisches Bild desselben, das zu Rom gemahlt, und von ihm selbst an das Domstift zu Utrecht geschenkt wurde, wo es noch bewundert wird. Es ist vor dem vierten Theile dieser Biographie, aber nicht zum glücklichsten, copirt worden.

Unter denen, welche sein Leben beschrieben haben, nimmt in dieser Sammlung Gerhard Moring den ersten Platz mit allem Rechte ein. Dieser Lehrer der Theologie zu Löwen, ein Zeitgenoße Adrians, wie er ein Niederländer, und einer seiner Nachfolger im Amte auf der gedachten hohen Schule, hat umständlich und zuverläßig, mit ziemlich richtiger Beurtheilung und Mäßigung, nur nicht gegen die vermeinten Ketzer dieser Zeit in Deutschland, auch einem weit feinern lateinischen Ausdrucke, als man von einem Manne seines Standes in der Römischen Kirche damals erwartete, geschrieben.

Noch zierlicher ist die Lebensbeschreibung abgefaßt, welche der gleichfals zu dieser Zeit lebende Italiänische Bischof, Paolo Giovio, (Jovius) an Adrians Vertrauten, den Cardinal Enchenvort, gerichtet hat. Sie

Sie dient der vorhergehenden bisweilen zur Ergänzung, enthält einige geheimere Nachrichten, und verräth einen scharfsinnigen Schriftsteller; aber man merkt mitten unter seinen Lobsprüchen, daß er diesem Pabste abgeneigt gewesen sey; ob er gleich hier vielleicht weniger als in andern seiner Geschichtbücher den Vorwurf verdient, daß sein Lob und sein Tadel sich nach Zeiten und Gönnern gerichtet haben.

Eine Reisebeschreibung Adrians aus Spanien nach Italien, die sein Spanischer Hofcaplan, Blasius Ortiz, aufgesetzt, und darinne auch die übrige Geschichte deßelben zu Rom bis an seinen Todt, erzählt hat, ist zwar nicht die Arbeit eines Mannes von grossen Einsichten; wohl aber eines Augenzeugen, deßen Ehrlichkeit allen Glauben verdient, und der, wenn gleich seine Bewunderung gegen dem Pabst uneingeschränckt, und seine Schreibart seltsam ist, desto ungekünstelter aus Ueberzeugung spricht.

Andere Schriftsteller aus gleichen oder aus nachfolgenden Zeiten, die von diesem Pabste Nachricht geben oder urtheilen, sind theils in seiner Geschichte selbst kenntlich gemacht worden, wie Erasmus, Luther, Sarpi, und andere mehr; theils leisten sie nicht so viel, als sie zu versprechen scheinen. So ist die Lebensbeschreibung des Onuphrio Panvini, der sonst frey und wohl zu urtheilen weiß, wörtlich aus dem Moring und Jovius gezogen. Eben so kann man ohngefähr von derjenigen urtheilen, welche in dem weitschweifigen und mittelmäßigen Werke des Ciaconi steht.

Die lesenswürdige Vertheidigung, welche Johann Launoi, dieser so gelehrte, und scharfsinnige Gottesgelehrte zu Paris im vorigen Jahrhunderte, für den Adrian in einem weitläuftigen Briefe vorgetragen hat, steht

außer der Sammlung seiner Werke, auch in der oben gedachten Burmannischen Sammlung.

Bey den Protestantischen Geschichtschreibern der Reformation, sowohl ältern als neuern, wie unter andern bey dem Freyherrn von Seckendorf, trifft man viele fleißig gesammlete Nachrichten vom Adrian an; doch denken sie meistentheils zu viel daran, daß es ein Pabst, und im Grunde kein Freund der Reformation im Ganzen gewesen sey. Unter den Schriftstellern von dieser Gattung, welche nur einzelne Beyträge geliefert haben, ist das lateinische Werk des Jacob Friedrich Georgi von den Beschwerden der Deutschen Kayser, der Reichsstände, und der gesammten Deutschen Nation, wider den päbstlichen Stuhl, hier besonders zu empfelen.

Ein Artikel von Adrian dem sechsten, den man in Baylens historisch-kritischem Wörterbuche liest, enthält zwar nach der Einrichtung dieses Werks, nur eine kurze Abschilderung, und einige ausführlichere Erläuterungen oder Untersuchungen in den Anmerkungen; ist aber doch zu seiner Absicht brauchbar, und treffend im Urtheilen.

Von den Schriften dieses Pabstes und ihren Ausgaben hat Johann Albrecht Fabricius (Biblioth. Latin. med. et inf. ætatis, T. III. p. 179. der Ausgabe von Padua) einige Nachricht ertheilt. Sie sind in seiner Lebensgeschichte nur gleichsam im Vorbeygehen angeführt worden, weil sie hauptsächlich der scholastischen Theologie gewidmet, und also für den neuern Zustand der theologischen Gelehrsamkeit nicht erheblich sind. Doch muß man einige Stellen derselben ausnehmen, in welchen Adrian zu erkennen giebt, daß er

von

von der Weisheit und Gewalt der Päbste keine so ausschweifenden Begriffe habe, als ihre eifrige Bewunderer, und daß er insonderheit nicht glaube, ein Pabst dürfe sich nach Gefallen über die Beobachtung der Kirchengesetze erheben. Er schrieb zwar dieses als Lehrer zu Löwen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er diesen gemäßigten Sinn auch als Pabst beybehalten habe. Launoi hat am angeführten Orte diese Auszüge beygebracht.

Der neueste Geschichtschreiber, der sich mit Adrians vornehmsten Handlungen und Charackter gelegentlich beschäftigt hat, ist Herr Robertson, im zweyten Bande seiner Geschichte der Regierung Kayser Carls des fünften. Seine große historische Kunst, mit vieler Gründlichkeit und tiefen Einsichten verbunden, ist mit Recht allgemein bewundert worden. Doch würde sein Werk in der deutschen Uebersetzung überhaupt dadurch viel gewonnen haben, wenn eine Anzahl Fehler in dem Texte selbst, manche Mängel der Genauigkeit aber in den Anmerkungen verbeßert worden wären. Dieses trifft auch die wenigen Stellen vom Adrian, wie unter andern, wenn er ihn durch den Kayser und dessen Gesandten zu Rom auf den päbstlichen Thron befördern läßt, und dazu Morings Zeugniß anführt, der gerade das Gegentheil davon behauptet.

Leben
des Admirals
Caſpar von Coligny.

Das ſechszehnte Jahrhundert iſt vielleicht das fruchtbarſte an großen und außerordentlichen Männern jeder Art, in der ganzen Geſchichte. Damals riß ſich der Geiſt der Europäer plötzlich von den Feßeln loß, die er ſo viele hundert Jahre hindurch getragen hatte, und zeigte ſich auf einmal in ſeiner freyen Stärke wieder; fand ungemein viel zu thun, und that mehr als man ihm zugetrauet hatte, weil er alle ſeine Kräfte fühlte, aber auch ihre Anwendung beßer als jemals kennen lernte. Den erſten mächtigen Stoß, der ihn aus ſeiner düſtern Gefangenſchaft in lichtere Gegenden heraushob, gab ihm die Wiederherſtellung der wahren Gelehrſamkeit, durch welche alle Reichthümer des Verſtandes der alten Welt, die ſeit tauſend Jahren ungenützt und halb vergeßen gelegen hatten, geöffnet und zum Gebrauch angeboten, Nacheiferung erweckt, und ein kühner Trieb, noch mehr ſolche Schätze zu ſammeln entzündet wurde. Er fand auf dieſem Wege Schwierigkeiten, die unüberſteiglich werden konnten; aber ein anderer noch heftigerer Stoß räumte ſie alle weg, und gab ihm ſeine völlige Freyheit. Man ſah viele tauſend Chriſten vereinigt, um auch die Religion und die Kirchenverfaßung von den unzähligen Einſchränkungen und Mißbräuchen zu entledigen, mit welchen ſie durch die Leidenſchaften oder Thorheiten der Menſchen beſchwert worden waren. Ihr feuriger Eifer wurde durch den hitzigen Widerſtand den er antraf,

noch

noch mehr entflammt: Verfolgungen und Religionskriege erhoben ihn zur höchsten Begeisterung; und Staatsveränderungen, die mit diesen Bewegungen in Verbindung standen, erzeugten, wie sie, eine Menge Aufmunterungen und Reitzungen für lebhafte Männer, sich hervorzuthun. Bey dieser allgemeinen Erschütterung von Europa, erweiterten sich alle Gaben des menschlichen Geistes, zeichneten sich oft eine neue Bahn, oder brachten durch eine sonderbare Zusammenstellung unerwartet starke Würkungen hervor. Da bildeten sich häuffig Männer von ungewöhnlicher Grösse, die sich mit eigener Kraft durch das Gewühl ihrer Zeitgenossen durcharbeiteten, um geschwinder und näher am Ziele zu seyn, und den übrigen zu ihrer Bewunderung zu zeigen, wie weit thätiger Muth, von Weisheit geleitet, führen könne. Einer von ihnen scheint auch der Admiral von Coligny gewesen zu seyn.

Caspar von Coligny, Herr von Chatillon, stammte aus einem der ansehnlichsten Geschlechter in Frankreich her, das sich bereits im zwölften Jahrhunderte unter den Rittern, welche den Kayser Conrad den dritten auf seinem Kreuzzuge in die Morgenländer begleiteten, hervorthat. Es behauptete sogar durch seine weitläufige Besitzungen, unter welchen mehrere Städte waren, und durch landesherrliche Rechte, einen fürstlichen Rang. In den ältern Zeiten nannte man es das Haus der Prinzen von Colognac: denn so hieß der Flecken in der Landschaft Bresse in Bourgogne, der noch jetzt, unter dem nachmals veränderten Nahmen Coligny, als der Stammsitz desselben bekannt ist. Einer von den Abkömmlingen dieses Geschlechts war Caspar von Coligny, der, weil er zu Chatillon, das ihm gehörte, seine Wohnung nahm, davon, so wie seine Nachkommenschaft, den

Nahmen führte. Er wurde unter dem Könige Franz dem ersten Marschall von Frankreich, und erlangte den Ruhm eines erfahrnen tapfern Helden; starb aber im Jahr 1522. als er eben der von den Spaniern belagerten, und auf das äußerste gebrachten Stadt Fontarabia zu Hülfe eilte. Aus seiner Ehe mit Louisen von Montmorency, (einer Schwester des berühmten Annas von Montmorency, Connetable, oder obersten Befehlshabers aller französischen Reiterey,) hinterließ er drey Söhne, Odet, Caspar und Franz. Ihre Mutter hatte, als sie im Jahr 1547. aus der Welt gieng, so viele Ueberzeugung von der Wahrheit der protestantischen Religion, daß sie ihrem ältesten Sohne verbot, schlechterdings keinen catholischen Geistlichen zu ihr zu lassen, weil sie Gott mit einer hinlänglichen Erkenntniß von seinem Dienste, und von der besten Art zu sterben, begnadigt habe. Dieser ihr Sohn wurde in einem Alter von sechszehn Jahren durch den Pabst zum Cardinal ernannt, und von dem Könige mit reichen kirchlichen Einkünften beschenkt. Der Pabst versprach sich nemlich, an dem Cardinal aus einem so vornehmen Hause in Frankreich, eine Stütze seines Ansehens daselbst zu bekommen. Dadurch aber fielen die Vorzüge, welche dem Cardinal von Chatillon, als dem ältesten, gebührten, auf den zweyten Bruder, dessen Leben hier beschrieben wird.

Er war am sechszehnten Februar des Jahrs 1517 gebohren. Da er frühzeitig treffliche Fähigkeiten zeigte: so ließ ihn seine Mutter durch den Nicolaus Berault, einen vorzüglich gelehrten Mann dieser Zeiten, in den Wissenschaften unterrichten. Zugleich wurde er auch von einigen geschickten Männern durch allerhand Uebungen zur Kriegskunst angeführt. Seinen Fortgang in derselben sah man, als er vier und

zwanzig

zwanzig Jahr alt war. Er legte damals bey der Belagerung einer Stadt durch den Dauphin, ungemeine Proben des Muthes ab, wurde auch, als er sich dem Graben zu sehr näherte, verwundet. Als man darauf dem Könige meldete, daß sein Kriegsheer in Italien sich in kurzem mit den Feinden in eine Schlacht würde einlassen müssen, bat ihn Coligny um Erlaubniß, derselben beywohnen zu dürfen, und eilte so sehr, daß er bey der Schlacht von Cerisolles im Jahr 1544 gegenwärtig seyn konnte, wo ihn wiederum seine Tapferkeit auszeichnete. Der König Heinrich der zweyte, der seinem Vater im Jahr 1547 in der Regierung nachfolgte, belohnte ihn daher mit der Stelle eines Obersten, oder eigentlich Feldherrn über das gesammte französische Fußvolk. Es waren kaum wenige Monathe verflossen: so hatte er sich in dieser Würde einen großen Ruhm durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe, auch allgemeine Liebe bey der Nation erworben. Denn an Statt daß bis dahin die französischen Soldaten, selbst unter ihren Fahnen, und in ihrem eigenen Vaterlande, auf Rauben und Plündern ausgiengen, führte er eine so strenge Kriegszucht ein, daß man von diesen Ausschweifungen nichts mehr hörte. Er rottete auch andere ihrer bösen Gewohnheiten beynahe aus; unter andern das Schwören und Gotteslästern. Die Gesetze welche er ihnen vorschrieb, wurden von jedermann gebilligt. Der König selbst bestätigte sie bald darauf, und ließ sie unter die übrigen königlichen Verordnungen eintragen. Er machte auch den Coligny zum Ritter seines Ordens: eine Ehre die damals weit größer war, als sie es in den neuern Zeiten blieb, da der Zutritt zu derselben so leicht geworden ist.

Unterdessen suchte sich Heinrich im Jahr 1548 der damaligen Minderjährigkeit des Englischen Königs Eduards des sechsten, und anderer Schwächen seiner Regierung, zu bedienen, um den Engländern Boulogne, einen von den wenigen Plätzen die sie noch in Frankreich besassen, zu entreissen. Coligny bekam den Auftrag, diese Stadt zu belagern. Da sie von der See her so leicht Hülfe erhalten konnte: so war es schwer, sich derselben zu bemächtigen. Er verwandelte daher die Belagerung in eine Sperrung von der Landseite, und ließ nahe an der Stadt ein Fort oder eine kleine Festung von besonderer Erfindung bauen, die noch jetzt Chatillon heißt, legte Besatzung in dieselbe, und schränkte dadurch die Engländer zu Boulogne dergestalt ein, daß sie außerhalb ihrer Mauern nichts wagen durften. Dazu kamen die Bedürfnisse des Englischen Hofes, die es ihm unmöglich machten, diese Stadt länger zu behaupten: er trat sie also im Jahr 1550 für eine mäßige Geldsumme an Frankreich ab, und Coligny brachte nebst seinem Oheim Rochepot die darüber angestellte Unterhandlung zu Ende. Wenige Jahre darauf wurde er nach und nach mit Ehrenstellen überhäuft. Der König erhob ihn zum Groß-Admiral von Frankreich, wodurch er insonderheit an den Französischen Küsten des Weltmeeres, und über alle Flotten und Seesoldaten des Reichs, die oberste Gewalt erhielt. Er wurde Statthalter von der Picardie und von Isle de France; bekam, welches zu dieser Zeit ein nicht geringer Vorzug war, die Befehlshaberstelle über hundert gerüstete Reiter, (hommes d' armes) und selbst einen Platz im königlichen geheimen Rathe.

In dem neuen und besonders schweren Kriege welchen Heinrich der zweyte vom Jahr 1552. an, mit

mit dem Kayser Carln den fünften zu führen hatte, war es wiederum Coligny, der nebst andern Feldherren dabey gebraucht wurde. Vornemlich mußte er seine Statthalterschaft, die Picardie, wo die Last des Krieges, wegen der feindlichen Angriffe von den Niederlanden her, am meisten gefühlt wurde, beschützen. Die Macht des Feindes, noch mehr der Mangel welchen Heinrich an Gelde und andern Hülfsmitteln des Kriegs litt, erregten damals in Frankreich eine allgemeine Furcht vor einem übeln Ausgange. Der Admiral, den seine gewöhnliche Thätigkeit nicht verließ, und der auch zwo Städte durch Versorgung mit Lebensmitteln, welche er unter großen Hindernissen hinein brachte, rettete, glaubte gleichwohl nebst seinen Freunden, ein Stillstand sey für das Reich zuträglicher: und der König billigte den Vorschlag, den er ihm darüber that. Der Kayser war auch zu demselben geneigt, weil er eben im Begriffe stand, die Regierung niederzulegen, und seinem Sohne keinen Krieg hinterlaßen wollte. Coligny also schloß im Jahr 1556. mit den Gesandten des Kayserś in dem Kloster Vaucelles in den Niederlanden einen Stillstand auf fünf Jahre. Die Bedingungen deßelben waren auch für Frankreich vortheilhaft genug.

Kurz vorher hatte Coligny im Jahr 1555. an einem merkwürdigen Entwurfe Antheil genommen. Villegagnon, ein Maltheser-Ritter, der sich bereits in wichtigen Geschäften und Unternehmungen hervorgethan hatte, und mit vieler Tapferkeit auch eine nicht gemeine Gelehrsamkeit verband, erlangte durch Fürsprache des Admirals von dem Könige die Erlaubniß, eine kleine Flotte auszurüsten, und mit derselben die Französischen Waffen zuerst in America furchtbar zu machen, damit die Feinde dadurch genöthigt würden,

ihre

ihre Macht zu theilen; zumal da sie auch unsägliche Reichthümer zur Führung des Kriegs aus den Ländern jenes Welttheils holten. Er stellte außerdem noch vor, daß andere Völker, durch das Beyspiel der Franzosen gereitzt, sich auch einen Weg nach America bahnen, eine allgemeine freye Handlung dahin eröffnen, und dergestalt diese Gegenden von dem Joche der Spanier loßreissen würden, welche sich bisher den Genuß derselben allein vorbehalten hätten. Heimlich aber machte **Villegagnon** dem Admiral, von dem er wußte, daß er insgeheim ein Freund der Reformirten Religion wäre, Hoffnung, daß dieselbe bey dieser Gelegenheit auch in America ausgebreitet werden könnte. Er landete auch glücklich auf einer Insel an der Küste von Brasilien, erbauete daselbst eine Festung, der er den Nahmen des **Coligny** gab, und in derselben Wohnhäuser für die achzig Personen, die mit ihm gekommen waren. Darauf stattete er sogleich dem Admiral seinen Bericht von allem ab, und bekräftigte ihm zugleich die ehemals gemachte Hoffnung. Nächstdem bat er ihn, zu erlauben, daß er von Genf Reformirte Lehrer kommen laßen dürfte: er schrieb auch deswegen bald darauf an **Johann Calvin**. Dieser grosse Lehrer zu Genf, der in der kirchlichen und bürgerlichen Verfaßung daselbst fast mit gleichem Ansehen einen beständigen Einfluß hatte, berathschlagte sich darüber mit seinen Amtsgenoßen, von denen sich zween entschloßen, auf die vereinigte Bitte des **Coligny** und **Villegagnon**, nach America zu reisen. Zu diesen traten noch mehrere: und ein dem Admiral wohl bekannter Franzose, **de Pont**, der wegen der Religion nach Genf geflüchtet war, übernahm, nachdem ihn derselbe ersucht hatte, sich dieses zur Ehre Gottes gereichenden Geschäftes anzunehmen, die Anführung der übrigen. Coligny sprach mit ihnen, als sie durch

Frank-

Frankreich reisten; und gab ihnen einige wohl ausgerüstete Schiffe mit. Als sie im Jahr 1556 in der Festung Coligny angekommen waren: ließ Villegagnon den Gottesdienst völlig nach den zu Genf üblichen Gebräuchen halten. Allein es entstand in dieser kleinen Gemeine bald ein Streit über die Lehre vom heiligen Abendmahl: einer von ihren Lehrern reiste daher nach Europa zurück, um Calvins Meinung darüber zu hören. Die übrigen wurden vom Villegagnon, an den der Cardinal von Lothringen, wie man glaubte, ein drohendes Schreiben abgelassen hatte, gemißhandelt, und nicht lange darauf ebenfals zurück geschickt. Die ganze Unternehmung hatte noch im gedachten Jahre ein Ende; aber ihr Urheber schien einigen nicht sowohl von Ruhmbegierde, als von Geldgeiß, dabey getrieben worden zu seyn.

Der Verdruß den der Admiral von Coligny darüber empfand, war allem Ansehen nach weit geringer, als ein anderer, der ihm in eben dem Jahr 1556 wiederfuhr. Sein König brach den Stillstand, den er kaum durch ihn hatte schliessen lassen, aus sehr nichtigen Ursachen. Eigentlich war es der Pabst Paul der vierte, ein abgesagter Feind der kayserlichen und spanischen Macht in Italien, der ihn durch einen ausserordentlichen Gesandten dazu anreißte. Er ließ dem Könige die Gefahr vorstellen, in welcher er sich vor jener Parthey befände, und lockte ihn zugleich mit der Hoffnung, daß er das Königreich beyder Sicilien bey dieser Gelegenheit sich unterwerfen könnte. Die Herren des Lothringischen Hauses Guise, welche den Krieg wünschten, um desto mächtiger in Frankreich zu werden, und über den alten friedfertigen Connetable die Oberhand zu erhalten, trugen auch das ihrige dazu bey. Sie versicherten, es werde sehr leicht

seyn,

seyn, das gedachte Königreich zu erobern, weil sie sich, während daß der Herzog von Guise vor kurzem die französischen Kriegsvölker in Italien anführte, einen starken Anhang durch Geschenke und Versprechungen daselbst gemacht hätten. Aber die Gemahlinn und die Geliebte des Königs, welche auch ihre besondern Absichten und Verbindungen hatten, besonders aber die letztere, brachten ihn hauptsächlich dahin, den Stillstand zu übertreten. Der Admiral konnte den Unwillen den er darüber fühlte, nicht verbergen: er wiederholte es oft, die Folgen einer solchen Treulosigkeit wären immer unglücklich, und Gott habe zu aller Zeit den Meineid unausbleiblich gestraft. Er sah sich unterdessen gezwungen, auf Befehl des Königs sich in seine Statthalterschaft zu begeben, und daselbst wider den Stillstand, den er selbst beschworen hatte, kriegerische Anstalten zu treffen.

Daraus entstand zuerst ein Mißverständniß, und nachher die bitterste Feindschaft zwischen dem Hause Guise und dem Admiral. Der letztere brachte den Herzog von Guise auch dadurch wider sich auf, daß er eben damals, als der König zween Edelleuten erlaubt hatte, sich an den Grenzen der Picardie in einen Zweykampf einzulassen, glaubte, er müsse als Statthalter dieser Landschaft, dabey die Aufsicht führen; obgleich der Herzog auch gegenwärtig war. Man giebt noch eine andere Ursache von dem Haße an, den dieser auf den Admiral warf, mit dem er sonst in ihrer Jugend eine so vertraute Freundschaft unterhalten hatte, daß sie sich auch zum äußerlichen Merkmal derselben, auf einerley Weise kleideten. Der Herzog fragte ihn um seine Meinung, über den Vorsatz seines Bruders, des Herzogs von Aumale, welcher die Tochter der Seneschallinn von Valentinois, der Geliebten des Königs,

nigs, zur Gemahlinn nehmen wollte. Darauf gab ihm der Admiral, kurz und trocken zur Antwort, er schätze etwas guten Ruf höher, als viele Reichthümer. Diese Worte nahmen die beyden Brüder sehr übel auf, indem sie davor hielten, der Admiral suche sie bloß von der Vergrößerung ihres Ansehens abzuhalten.

Nunmehro gab Heinrich der zweyte, der bereits den Herzog von Guise mit einem Kriegsheer nach Italien abgeschickt hatte, auch dem Admiral im Jahr 1557. den Befehl, plötzlich etwas im feindlichen Lande zu unternehmen. So ungern dieser gehorchte; so bediente er sich doch sogleich eines Vorschlags, den ihm ein Einsiedler auf dem vor Douay liegenden Berge that, diese Stadt zu überrumpeln. Er war auch würklich schon nahe an das Stadtthor gerückt, wo die betrunkene Wache im Schlafe lag; allein ein altes Weib, welches die Franzosen entdeckte, weckte dieselbe nach großem Geschrey auf, und der Anschlag wurde rückgängig. Damit aber der Admiral den Spaniern doch einigen Abbruch thun möchte, nahm er kens weg, ließ diese Stadt ausplündern und anzünden, trieb in der benachbarten Gegend viele Beute zusammen, und kehrte darauf nach Frankreich zurück. Die Spanier erklärten dieses vor einen öffentlichen Friedensbruch; der Französische Hof aber behauptete, derselbe wäre früher von den Spaniern begangen worden, weil sie den Pabst angegriffen hätten, den Frankreich nur zu schützen suchte. Doch diese letztere Krone zog sich durch ihren übereilten Schritt noch einen Feind zu, indem der König von Spanien, Philipp der zweyte, seine Gemahlinn, die Königinn Maria von England, vermochte, Frankreich noch im Jahr 1557. den Krieg anzukündigen.

Co-

Digitized by Google

Coligny hatte bald darauf in seiner Statthalterschaft, der Picardie, den ersten und heftigsten Anfall der Spanier abzuwehren. Ihr Kriegsheer von sieben und vierzig tausend Mann, das also noch einmal so stark als das Französische war, wandte sich aus Champagne, wo es eingebrochen war, unvermuthet in die erstgenannte Landschaft, um Saint Quentin zu belagern. Diese an sich feste auf einer Anhöhe an der Somme liegende Stadt befand sich in einem schlechten Zustande, und hatte auch nur eine schwache Besatzung. Die Einwohner flüchteten daher bey der Annäherung des Feindes haufenweise daraus weg; die zurückbleibenden aber waren geneigt, die Stadt ohne Gegenwehr demselben zu ergeben. Der Admiral verbarg dieses alles den Kriegsvölkern, mit welchen er der Stadt, nach vorher gepflogener Berathschlagung mit seinem Oheim, dem Connetable, zu Hülfe zog: er nahm vielmehr eine fröliche Miene vor ihnen an. Einige Befehlshaber suchten ihn von dem Vorsatze, sich selbst in die Stadt, zur Rettung derselben zu werfen, abzuziehen. Sie stellten ihm vor, daß dieselbe weder hinlängliche Festungswerke, noch Lebensmittel und andere Bedürfnisse genug habe; daß die feindliche große Macht sich eher zeigen würde, als man die Stadt in Vertheidigungsstand setzen könnte; daß die Einwohner einmal bestürzt wären, und daß der Statthalter der Landschaft sich einer solchen Gefahr nicht wohl ohne Nachtheil für das Reich aussetzen könne. Sie setzten hinzu, es sey weit rühmlicher für ihn, den Krieg auf freyem Felde zu führen, als sich in eine Festung einzuschließen, wo man sich nur vertheidigen könne. Allein der Admiral blieb bey seinem Entschluße. Es war nicht allein für die Picardie, sondern auch für ganz Frankreich sehr wichtig, daß diese Stadt den harten Anfall der Spanier, die durch Engländer verstärkt

stärkt, bald gegen sechzigtausend angewachsen waren, eine Zeitlang aufhielt: und er wußte am besten, wie viel in dieser Absicht geschehen konnte, wenn er selbst darinne gegenwärtig war. Er mußte außerdem eine üble Nachrede befürchten, wenn er sein Vorhaben, eben da er es ausführen wollte, änderte. Ich habe Befehl, sagte er zu den Hauptleuten, die ihm den gedachten Rath ertheilten, mich in die Stadt zu begeben: und ich wollte lieber alles verlieren was ich besitze, als diesem Befehl nicht gehorchen. Desto mehr eilte er also nach Saint Quentin, wohin es wegen der Nachbarschaft der Spanier, schon schwer zu kommen war. Er gieng mit einer Anzahl Soldaten voraus, um die Einwohner geschwinder aufzurichten; von den übrigen die ihm nachfolgen sollten, versteckten sich viele aus Furcht in den Wäldern, und kehrten auf allerhand Abwegen nach Hause zurück.

Kaum war der Admiral in der Stadt angelangt: so fand er, daß man die Vorstadt jenseits der Somme bereits verlaßen hatte: theils weil sie nicht haltbar zu seyn schien; theils weil man sie nicht stark genug besetzen konnte. Er hielt sie aber vor so wichtig zur Erhaltung der Stadt, daß er sich derselben sogleich wieder bemächtigte, indem er einen Ausfall in dieselbe that, und die Häuser anzündete, in welchen die Feinde festen Fuß gefaßt hatten. Hierauf traf er die besten Anstalten zur Vertheidigung der Stadt, und bat die obern Befehlshaber selbst, daß sie ihm die Erinnerungen und Vorschläge, welche sie dazu nöthig glaubten, so oft sie wollten, frey heraus sagen möchten. Es war ungemein viel an den Festungswerken zu arbeiten: dazu gebrauchte er die Soldaten und Bürger, ja er legte selbst dabey Hand an, und verließ sie selten, um ihnen und selbst den Edelleuten, die mit ihm ge-

kommen waren, ein Beyspiel des gemeinnützigen Fleißes zu geben. Nun merkte er zwar auch, daß es nichts leichtes seyn würde, sich in der Vorstadt mit seiner geringen Mannschaft zu behaupten; daß die Feinde sogar, wenn sie dieselbe von allen Seiten angriffen, beym Rückzuge derselben, zugleich mit in die Stadt dringen könnten; doch beschloß er sie, so lange es ohne ausnehmende Gefahr möglich wäre, zu vertheidigen. Er ließ einen zweyten Ausfall vornehmen, damit er die Stellung der Feinde genauer erfahren, auch den sichersten Weg entdecken möchte, auf welchem ihm Hülfsvölker zugeführt werden könnten. Allein Teligny, einer seiner geschicktesten Befehlshaber, dem er die Anordnung darüber, mit dem ausdrücklichen Verbot, auftrug, nicht selbst mit den ausfallenden hinaus zu ziehen, übertrat dasselbe, um den Soldaten welche unglücklich fochten, beyzustehen, ob er gleich nicht einmal gehörig bewaffnet war, und wurde dabey tödtlich verwundet. Der Admiral, welcher eben von einer Unpäßlichkeit aufgestanden war, hörte dieses nicht sobald, als er sagte, er müsse den Teligny todt oder lebendig wieder haben, und brachte einige Soldaten durch ein versprochenes Geschenk dahin, daß sie es wagten, ihn in die Stadt zu tragen. Teligny bat den Admiral mehr als einmal um Verzeihung seines Ungehorsams; aber dieser gab ihm zur Antwort, es sey nicht mehr Zeit, Menschen, sondern vielmehr Gott um Vergebung zu bitten: und er starb auch bald darauf.

Die Feinde griffen nunmehro die Vorstadt mit einer solchen Uebermacht an, daß es Coligny vor nöthig hielt, dieselbe zu verlassen. Er zog auch glücklich seine Soldaten und Kriegsbedürfnisse aus derselben, und sprengte die dortigen Gebäude in die Luft.

Als

Als man ihm aber hinterbrachte, daß in zween Thürmen an dem Thore, welches zur Vorſtadt führte, eine große Menge Pulver läge, von welchem man bisher nichts gewußt hatte, befohl er daſſelbe von diesem gefährlichen Orte wegzuſchaffen, und ließ einige ſeiner Edelleute zur Aufſicht dabey. Auf einmal kam Feuer daſelbſt aus: dadurch verloren nicht allein viele Menſchen das Leben; ſondern das entzündete Pulver riß auch einen ſo anſehnlichen Theil der Stadtmauer nieder, daß die Feinde durch den erfolgten Mauerbruch, zwanzig bis fünf und zwanzig hoch in die Stadt eindringen konnten. Coligny raffte geſchwind ſo viele Soldaten zuſammen, als ſich in der Nähe befanden, um zu verhüten, daß die Stadt nicht durch dieſe Lücke eingenommen würde; er hatte aber eine Zeitlang nicht mehr als ſieben Mann um ſich: und die Feinde konnten glücklicherweiſe vor Feuer und Rauch die üble Lage nicht ſehen, in der er ſich befand. Auch wurde die Mauerlücke behend in einen ſolchen Stand geſetzt, daß ſie ihnen keinen Vortheil ſchaffte.

Der Connetable, dem Coligny dieſes alles meldete, war deſto ſorgfältiger darauf bedacht, ihn zu verſtärken. Die Spanier ſchickten ſich jetzt zum Angriffe der Stadt ſelbſt an, und man konnte ſie, wegen der Schwäche der Beſatzung, daran wenig hindern. Es fiel auch täglich ſchwerer, die muthloſen Einwohner zu beruhigen, deren Beyſtand doch ſo nöthig war. Zwar hatte ſich endlich der Connetable mit ſeinem Kriegsheere genähert, von welchem er den Andelot, Bruder des Admirals, mit zweytauſend Mann Fußvolk abſchickte, um in Saint Quentin einzudringen. Der Admiral hatte ihm auch einen Befehlshaber entgegen geſandt, der ihm einen Weg zeigen ſollte, auf welchem er mitten durch zween feindliche Poſten ungehindert

hindert durchkommen könnte. Aber Andelot wurde entweder falsch geführt, oder verrathen: er gerieth völlig unter das feindliche Heer, und konnte sich kaum mit wenigen Soldaten retten. Sein Bruder machte darauf einen andern Weg über einen Morast, auf welchen die Spanier nicht achteten, ausfindig, durch welchen die ihm bestimmten Hülfsvölker zu ihm stoßen könnten. Montmorency rückte also am zehnten August des Jahrs 1557. näher gegen die Stadt. Andelot betrat mit einem starken Hauffen Soldaten den angewiesenen Weg; allein die Schwierigkeiten desselben machten, daß viele davon verloren giengen, und er selbst kaum mit fünf hundert Mann zu dem Admiral gelangen konnte. Noch weit unglücklicher war der Connetable. Nachdem er den Zug der gedachten Hülfsvölker unterstützt hatte, mußte er den gefährlichen Rückzug im Angesichte des feindlichen Kriegsheeres, dem er ein Treffen zu liefern viel zu schwach war, versuchen. Er wurde von demselben dabey angegriffen, und erlitt eine der größten Niederlagen, indem er selbst mit den meisten Feldherren gefangen, sein Heer aber beynahe gänzlich zu Grunde gerichtet wurde.

Mitten unter diesem Unglücke war es ein Glück für Frankreich, welches so sehr nöthig Zeit brauchte, sich wieder zu erholen, daß sich Coligny in Saint Quentin eingeschlossen hatte, und noch immer fortfuhr, sich gegen die Spanier zu wehren. Sie berathschlagten würklich darüber, ob sie gleich nach dem Siege auf Paris los gehen, oder erst die oftgedachte Stadt erobern sollten. Das erstere schien überaus leicht zu seyn, und die wichtigsten Folgen zu versprechen; allein sie zogen das sicherere vor, und wollten diesen feindlichen festen Platz nicht im Rücken lassen. Coligny konnte zwar kaum mehr Arbeitsleute bekommen;

men; eine ſo gewaltige Beſtürzung hatte ſich der Einwohner bemächtigt. Doch da er außer friſchen Soldaten, ſeinen Bruder zum Beyſtande bekommen hatte, den er ſein anderes Ich nannte, und der ſich eben ſo geſchäftig und erfindungsreich als tapfer bey der fortdauernden Belagerung bezeigte, wagte er es, ſich noch länger, mit ſo geringen Kräften, gegen einen ſiegenden Feind zu vertheidigen. Er ſah ſich ſogar noch einmal nach einer Gegend um, durch welche ihm eine Anzahl Scharfſchützen, deren er beſonders benöthigt war, zugeſchickt werden könnten; er fand ſie auch, und meldete ſolches dem Herzoge von Nevers. Dieſer ſandte ihm deren dreyhundert; von denen aber, weil ihre Anführer ſich übel betrugen, nicht die Hälfte, und auch dieſe nur ſchlecht bewaffnet, in die Stadt kamen. Von dieſer Zeit an ſuchte Coligny, der auch immer enger von den Feinden eingeſchloſſen wurde, ihnen die Einnahme der Stadt hauptſächlich durch Gegenminiren zu erſchweren. Allein er konnte ihren Fortgang überhaupt nicht hindern; ſie ſchoſſen bald einen Theil der Feſtungswerke nieder, die am ſtärkſten zu ſeyn ſchienen, und wurden endlich Meiſter von dem Graben.

Die Muthloſigkeit der Einwohner pflanzte ſich mittlerweile auch auf die Beſatzung fort. Coligny hörte, als er des Nachts unbekannt herumgieng, viele Reden von Mißvergnügten; ob er es ſich gleich nicht merken ließ, ſie vernommen zu haben. Doch ſagte er in Gegenwart der meiſten Befehlshaber und vieler Soldaten öffentlich, er ſey entſchloßen, die Stadt ferner zu behaupten: und er bäte ſie alle, wenn ſie von ihm das geringſte Wort hörten, welches auf eine Uebergabe zielte, ihn als einen Feigen von der Mauer herab in den Graben zu ſtürzen; er würde

aber auch mit einem jeden so umgehen, der ihm einen solchen Antrag thun möchte. Es war freylich nicht leicht, in den damaligen Umständen der Stadt noch standhaft zu bleiben. Die feindlichen Minen sprangen, und machten einige Oefnungen in der Mauer; eine Feuersbrunst verzehrte einen Theil der Stadt, und die Soldaten waren schon nirgends mehr vor dem Geschüze der Spanier sicher. Sie sagten daher laut, es sey vergebens daß man einen so schwachen Platz weiter zu befestigen, und zu vertheidigen suchte. Coligny gab sich von neuem Mühe, sie beherzter und zur Arbeit unverdroßen zu machen. Unterdeßen mußte er besorgen, daß man seinen beharrlichen Sinn vor eine unzeitige Hartnäckigkeit auslegte. Man war ohnedieß nicht wohl damit zufrieden, daß er so selten Kriegsrath hielt; allein außerdem, daß ihm bey der Nothwendigkeit, oft geschwinde Maaßregeln zu nehmen, dergleichen langsame Berathschlagungen mit vielen hinderlich gewesen seyn würden, vermied er es auch gern, Leute anzuhören, die über die Erhaltung der Stadt ganz anders als er dachten. Uebrigens hatte jeder Befehlshaber und Soldat vollkommene Freyheit mit ihm zu reden: und er fragte die erstern täglich, wenn er die verschiedenen Posten besuchte, um ihre Meinung. Da er, außer seinem Bruder, auf niemanden ein stärkeres Vertrauen seßte, als auf den Hauptmann Saint Remy: so eröfnete er ihnen beyden allein, nachdem ihm der leztere den unvermeidlich baldigen Verlust der Stadt vorgestellt hatte, seine äusserste Entschließungen in Absicht auf dieselbe.

„Ich bin sehr unruhig darüber, sagte er zu ihnen, da ich höre, daß kein Mittel mehr übrig ist, die Unternehmung der Feinde zu zernichten; was ich aber am wenigsten bedaure, ist dieses, daß ich meine Per-

son

son zum Dienste des Königs und meines Vaterlandes aufopfern soll, indem ich wohl weiß, wie viel nicht nur an den Tagen, sondern selbst an den Stunden gelegen sey, welche hindurch wir diesen Platz noch behaupten würden. Eines schwebt mir nur beständig vor den Augen: die Vorwürfe, welche man dem Herrn von Montmorency machte, daß er, als er in Terouenne belagert wurde, und bereits ohne Rettung war, nicht bey Zeiten darauf bedacht gewesen sey, einen anständigen Vergleich zu schließen, den die Feinde willig angenommen hätten. In solchen Umständen werden auch diejenigen getadelt, die alles so gut machen als sie können. Ich muß also auch befürchten, daß man sage, ich hätte mit weniger Ueberlegung darinne gehandelt, daß ich in einem so hülflosen Zustande den Kern unserer Reiterey, der sich hier befindet, und der zur Vertheidigung anderer Plätze, ja des ganzen Reichs, gebraucht werden könnte, einer offenbaren Gefahr ausgesetzt hätte. Aber ich denke, fuhr der Admiral fort, daß die Feinde, nachdem sie uns so heftig beschossen haben, einen Sturm wagen werden. Wenn wir denselben zum erstenmal tapfer abschlagen: so werden sie alsdenn versuchen, uns durch die Länge der Zeit zu bezwingen; und kommt es so weit, so kann ich ein Mittel finden, jemanden an den König zu schicken, um ihm unsere Noth vorzustellen; unterdessen aber haben wir Zeit gewonnen. Glauben Sie jedoch, daß ich lieber sterben will, als daß man ein Wort von mir hören sollte, dessen ich mich zu schämen hätte. Es giebt zwar viele Uebelgesinnte unter der Besatzung; aber man muß sie überreden, daß sie noch einmal so muthig sind als sie denken. Jetzt bitte ich Sie nur, daß ein jeder sich anschicke, den ersten feindlichen Anfall zurück zu schlagen; alsdenn wird uns Gott schon rathen, was wir weiter zu thun haben.

Was der Admiral von den Absichten der Feinde vermuthet hatte, traf noch an demselben Tage ein. Sie hatten nunmehro an eilf Orten ziemliche Mauerlücken durch ihr Geschütz gemacht, und versuchten also einen Hauptsturm auf die Stadt. Der Admiral konnte ihnen zwar nicht völlig mehr achthundert Mann an Fußvolk und Reiterey entgegen stellen; doch übergab er jeder dieser Lücken einem Befehlshaber zur Vertheidigung: und auch sich behielt er eine derselben vor. Gegen diese rückten die Spanier zuerst an; wandten sich aber, mit Vorübergehung derselben, sogleich an eine der nächsten. Damit war der Admiral anfänglich wohl zufrieden, weil sie eben an einen Ort geriethen, wo die Mauer am schwersten zu ersteigen war. Allein plötzlich sah und hörte er, daß sie Meister davon wären: er eilte dahin mit seinem Hauffen zur Hülfe; man meldete ihm aber, daß die seinigen alsbald bey Annäherung der Feinde, sich ohne Gegenwehr von dort weggeflüchtet hätten: und er fand, daß die Stadt völlig verloren sey. Drey von seinem Gefolge blieben nur bey ihm: und da er es nun nicht mehr vermeiden konnte, in die Hände der Feinde zu gerathen, suchte er wenigstens ein Gefangener von einem Spanier, nicht von einem Deutschen unter dem feindlichen Heere, zu werden. Es scheint, daß er die Deutschen vor wilder und unbändiger in einer mit Sturm eingenommenen Stadt hielt, als die Spanier: mit welchem Rechte, läßt sich nicht wohl bestimmen; genug daß er, seinem Wunsche gemäß, sich einem Spanischen Soldaten ergeben konnte. Er hatte sich seit der Niederlage seines Oheims, des Connetable, noch siebzehn Tage in Saint Quentin vertheidigt, und war versichert, daß er es noch länger hätte thun können, wenn er nicht, nach seinem Ausdrucke, eben sowohl mit Freunden als mit Feinden hätte fechten müssen.

müssen. Dergleichen verborgenes Unglück, setzte er hinzu, geht nicht ohne Zulassung und Willen Gottes vor: dieser ist beständig gut und heilig; ich weiß zwar seine Ursachen nicht; aber ich brauche auch dieselben nicht zu untersuchen, und demüthige mich bloß unter seinen Willen. Man hat auch einen Brief, welchen der Admiral in seiner Gefangenschaft an den König schrieb. Er rechtfertigt darinne sein Verhalten, bedauert es insonderheit, daß die Stadt eben von der festesten Seite her, so geschwind eingenommen worden sey; hält es aber doch vor billig, daß diejenigen welche daran Schuld wären, gehört würden. Sein Bruder Andelot, der, so wie auch einige andere Befehlshaber, seinen Platz noch eine Stunde lang behauptete, als die Festung bereits übergegangen war, wurde zwar ebenfalls gefangen; wußte sich aber bald wieder selbst in Freyheit zu setzen.

Der Admiral wurde nach Sluys geführt, wo er eine lange Krankheit auszustehen hatte. Als er von derselben zu genesen anfieng, ließ er sich die heilige Schrift bringen, um aus dem Lesen derselben Trost für seinen unangenehmen Zustand zu schöpfen. Er ergab sich dieser Beschäftigung so sehr, daß er eben von dieser Zeit an, eine stärkere Neigung zu der Religion und Gottseligkeit, wie sie die heilige Schrift lehrt, gewann. Dieses hatte einen ungemeinen Einfluß in sein folgendes Leben. Nachdem er sein Lösegeld vonfunfzig tausend französische Thalern bezahlt hatte, und nach Chatillon zurück gekehrt war, suchte er, ermüdet von den Partheyen und Ränken des Hofs, desto mehr aber mit Gedanken von der Religion erfüllt, seine wichtigen Bedienungen niederzulegen. Mit Bewilligung des Königs trat er die Stelle eines Obersten des Fußvolks an seinen Bruder Andelot, und die Statthalterschaft

von Isle de France, an seinen Vetter, den Marschall von Montmorency, ab. Nicht lange darauf bat er den König, jemanden zu ernennen, dem er auch die Statthalterschaft der Picardie übergeben könnte. Allein er bekam von diesem Fürsten zur Antwort, sein Entschluß komme ihm etwas sonderbar vor, und er handle nicht verständig genug, daß er sich auf einmal so ansehnlicher Würden und Befehlshaberstellen entschlagen wolle. Bey vielen erregte auch dieses Ansuchen den Verdacht, daß der Admiral die Religion, zu der er sich bisher öffentlich bekannt hatte, möchte verändert haben.

Nach dem Tode Heinrichs des zweyten, der im Jahr 1559. erfolgte, beschloß Coligny von neuem, die Statthalterschaft von der Picardie aufzugeben. Heinrichs ältester Sohn, Franz der zweyte, regierte nunmehro in einem Alter von sechszehn Jahren: und unter seiner kurzen und schwachen Regierung wurde der Grund zu allen den Unruhen und Kriegen gelegt, welche nachmals Frankreich fast vierzig Jahre nach einander erschüttert haben. Eigentlich war bereits die Niederlage bey Saint Quentin die erste Veranlassung dazu gewesen, daß sich eine wichtige Veränderung in den Gesinnungen des französischen Hofs ereignet hatte. Da der alte Connetable, ein kluger und friedliebender Mann, der einer besondern Gnade des Königs genoß, in die Gefangenschaft gerathen war, wußte sich das auf sein Ansehen eifersüchtige Haus Guise seiner Abwesenheit so geschickt zu bedienen, daß es nicht nur, an Statt seiner, an der Staatsverwaltung Antheil bekam, sondern auch die Liebe der Nation, welche er verloren hatte, an sich zog, und durch vielfache Künste bis auf einen hohen Grad vergrößerte. Die Herren dieses Hauses, besonders der Herzog Franz von

Guise,

Digitized by Google

Guiſe, und ſeine Brüder, die Cardinäle von Lothringen und Guiſe, wurden bald die mächtigſten nach dem Könige; wollten ſelbſt den mit dem Königlichen Hauſe verwandten Prinzen keine Stelle neben oder über ſich in der Regierung einräumen; nahmen, um zu ihren herrſchſüchtigen Abſichten zu gelangen, die Religion zum Vorwande, und ſtürzten darüber ihr Vaterland in die unglücklichſte Verwirrung. Man konnte zwar dem Herzoge von Guiſe den Ruhm eines trefflichen Feldherrn nicht verſagen; aber im übrigen kannte ſein Ehrgeiz keinen Unterſcheid zwiſchen den Mitteln, durch welche derſelbe befriedigt werden konnte: und er gab, wie ſeine Brüder, einen blutdürſtigen Feind der Proteſtanten ab. Als auch Franz der zweyte ihre Schweſtertochter, die Königinn Maria von Schottland, zur Gemahlinn nahm, ſtiegen ſie plötzlich zu einer faſt unumſchränkten Gewalt.

Die genaue Kenntniß welche der Admiral von den Leidenſchaften und Ränken dieſer Herren beſaß, brachte ihn hauptſächlich zu dem erneuerten Vorſatze, ſich von den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr zu entfernen. Der Herzog von Guiſe hatte eben erſt im Jahr 1558. dem Bruder des Admirals, Andelot, auf eine tückiſche Art zu ſchaden geſucht. Denn als die Friedensunterhandlungen zwiſchen Frankreich und Spanien angiengen, und der niederländiſche Biſchof Granvella ſich bey dieſer Gelegenheit gegen den Cardinal von Lothringen beſchwerte, daß Frankreich voll von Lutheranern wäre, ja daß dieſe Seuche ſelbſt die Großen des Reichs ergreiffe, indem Andelot vor kurzem dem Admiral ein heftig wider die Meſſe geſchriebenes Buch zugeſchickt hätte: ſo erzählte dieſes der Cardinal ſeinem Könige, und der Herzog ſetzte hinzu, man könne von der Kriegsunternehmung, in welcher er jetzt begriffen ſey, nichts Gutes erwarten,

wenn

wenn Andelot dabey Befehlshaber des Fußvolks bliebe; — gerade als wenn der vermeinte Ketzer kein geschickter Feldherr seyn könnte; oder als wenn die vermeinten Rechtgläubigen, so lasterhaft sie auch seyn möchten, schlechterdings mit einem glücklichen Fortgange ihrer Waffen gesegnet werden müßten. Heinrich der zweyte, der, aus Freundschaft für den Connetable, den Andelot schonen wollte, trug deßen Bruder, dem Cardinal von Chatillon, ingleichen dem Marschall von Montmorency, auf, ihn zu bewegen, daß er vor dem Könige von der Meße ehrerbietig sprechen möchte. Aber Andelot, ungeübt in der Verstellungskunst, antwortete dem Könige, als derselbe ihn auf Verlangen des Cardinals von Lothringen, in Gegenwart des Hofs fragte, was er von der Messe dächte, mit aller ersinnlichen Freyheit: da man die Messe ein Opfer für die Lebendigen und Todten nenne, welcher Nahme sich doch allein auf das von Christo dargebrachte, und niemals zu wiederholende Opfer schickte, so halte er sie vor eine verabscheuungswürdige Erfindung, die aus willkührlichen Einfällen der Menschen entstanden sey. Da ihm der Cardinal von Lothringen wegen dieser Reden einen Verweis gab, machte ihm Andelot den Vorwurf, er bestreite die erkannte Wahrheit, seinem Gewissen zuwider. Der König, der darüber zornig wurde, ließ den Andelot gefangen setzen, und nahm ihm seine Befehlshaberstelle; doch gab er ihm dieselbe einige Zeit darauf wieder. Aus diesen und andern Begebenheiten zog der Admiral eine Vorbedeutung, was man künftig im Staate von dem Hause Guise zu erwarten habe. Er brachte also den Prinzen von Condee, der sich mit seiner Schwester Tochter vermählt hatte, dahin, daß er sich die Statthalterschaft Picardie von dem Könige ausbat, der sie ihm auch ertheilte.

In

In der Art von ruhigern Freyheit, welche der Admiral nunmehro zu Chatillon genoß, fieng er an, ernſtlicher als jemals über die Religion nachzudenken. Seine Gemahlinn, Charlotte de Laval, die gleich ihm, aus einem alten und anſehnlichen Geſchlechte entſproßen war, trug dazu vieles bey, indem ſie ihm unaufhörlich anlag, den Glauben der Römiſchen Kirche zu verlaßen, und das durch die Reformation in ſeine alte Reinigkeit wieder hergeſtellte Chriſtenthum öffentlich anzunehmen. Auf ihre ſo häuffige und nachdrücklich dringende Vorſtellungen, eröfnete er ihr endlich ſeine Geſinnungen über dieſe Angelegenheit. Er zeigte ihr ausführlich, daß ihm ſeit vielen Jahren niemand in Deutſchland oder Frankreich, der ſich zu der verbeſſerten Religion mit einem gewißen Eifer gewandt hätte, bekannt wäre, den nicht deswegen ſo viel Elend und Noth betroffen hätte, daß er darüber beynahe umgekommen ſey. Es wären Geſetze Franz des erſten und Heinrichs des zweyten vorhanden, die auch von allen Parlements auf das ſtrengſte beobachtet würden, nach welchen diejenigen die wegen der gedachten Religion verurtheilt wurden, lebendig verbrannt, und alle ihre Güter zur königlichen Kammer geſchlagen werden ſollten. Gleichwohl, ſetzte er hinzu, wenn ſie das Vertrauen zu ſich hätte, ſo bereitwillig zu ſeyn, daß ſie ſich dem gemeinen Schickſal der Freunde der Reformation unterwerfen wolle: ſo werde er auch ſeine Pflicht nicht vergeßen. Sie gab ihm darauf zur Antwort, eben dieſes Schickſal habe zu allen Zeiten in der Kirche Gottes über die Anhänger der wahren Religion geherrſcht, und werde auch ohne Zweifel bis an das Ende der Welt unveränderlich bleiben. — Solche Erklärungen vereinigten dieſe beyden Gemüther vollkommen zu wechſelſeitigen Verſicherungen einer gleichen Treue in der Religion.

Der

Der Admiral führte von dieser Zeit an, seine Hausgenossen und Bekannten, fleissiger zur Erkenntniß Gottes an, und gab ihnen die heilige Schrift und einige französisch geschriebene Bücher von Religionslehren in die Hände, verbot ihnen auch das in Frankreich, besonders am Hofe, damals sehr übliche Gotteslästern und leichtsinnige Schwören. Er wählte nächstdem solche Lehrer für seine Kinder, die ihnen ähnliche Begriffe von der Religion beybrachten. Sein Schloß zu Chatillon gewann in wenigen Monathen eine ganz neue Gestalt: und seine beyden Brüder wurden durch sein Beyspiel sehr kräftig zur Nachahmung angefeuert. In seinen jüngern Jahren war er mitten unter den üppigen Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen des Hofs erzogen worden, auch nicht völlig frey von denselben geblieben. Sobald er aber richtigere Einsichten über die Religion erlangt hatte, sah man eine so merkliche Veränderung in seinen Sitten, daß die Erfahrung der ältesten Zeiten dadurch bestätigt wurde, das Christenthum kläre nicht bloß den Verstand auf, sondern beßere auch die Menschen durchaus, wenn man ihm nur in seiner ersten unverminderten Stärke den Eingang in das Herz verstatte.

Coligny ließ es auch nicht an einer Wahrheitliebenden Untersuchung der Religion fehlen, die ihn vor einer schwärmerisch hitzigen Neigung zu neuen Meinungen bewahren konnte. Er hatte sich öfters mit den gelehrtesten Predigern der Reformirten in Frankreich über die Lehre vom heiligen Abendmahl unterredet. Es kostete ihm keine Mühe, die Erklärungsart der Römischen Kirche darüber, oder die sogenannte Brodtverwandlung, zu verwerfen; aber er glaubte doch, daß man eine wahre und körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in seinem Nachtmahl,

neben

neben und mit dem Brodte und Wein, zugeben müsse: er war also der Meinung der Evangelischen Kirche hierinne zugethan. Als er sich nun bey einer gottesdienstlichen Versammlung eingefunden hatte, welche einige Reformirten, oder Hugonotten, wie man sie um diese Zeit spottweise zu nennen anfieng, zu Vatteville heimlich, aus Furcht vor ihren Verfolgern, hielten: bat er die Anwesenden, sie möchten sich an seiner Schwachheit nicht ärgern; sondern vielmehr zu Gott für ihn beten. Hierauf ersuchte er den Prediger, sich über die Lehre vom heiligen Abendmahl etwas deutlicher zu erklären. Dieser erfüllte sein Verlangen, und trug dieselbe nach den Begriffen welche die Reformirten angenommen hatten, vor, indem er die äusserliche menschliche Handlung, welche im Genuße des Brodtes und Weins bestünde, von der göttlichen, himmlischen und unsichtbaren unterschied, welche darinne zu setzen sey, daß man durch Glauben, und Vertrauen, alle von Gott im heiligen Abendmahle dargebotene Früchte des gekreuzigten und wieder lebendig gewordenen Leibes Christi genieße; ohne daß man dabey nöthig habe, an irgend einen leiblichen Genuß zu denken. Nachdem der Admiral dieses angehört hatte, dankte er Gott und der Gemeine für diesen Unterricht, und beschloß, das erstemal, wenn man jene geheiligte Handlung wieder vornehmen würde, auch daran Theil zu haben.

Die Nachricht von diesem feyerlichen Uebergange des Admirals zu den Protestanten, stiftete unter ihnen, nachdem sie sich sehr bald in ganz Frankreich verbreitet hatte, eine unbeschreiblich große Freude und Aufmunterung. Es waren jetzt, gegen das Jahr 1560. beynahe vierzig Jahre verfloßen, seitdem sie alles erduldet hatten, was die äusserste Standhaftigkeit ermüden

den konnte. Sie hieſſen anfänglich Lutheraner, und waren würklich in den erſten Zeiten der Reformation, Luthers Lehrbegriffe am meiſten zugethan. Nachmals machte die Nachbarſchaft der Schweiz, wo Zwingli an der Kirchenverbeſſerung arbeitete, auch insbeſondere der Geiſt und Eifer des Franzoſen Johann Calvin (der eigentlich Chauvin hieß,) daß ſie den Religionsbegriffen dieſer Lehrer näher traten. Wie in andern Ländern, ſo hatten ſie ſich auch in Frankreich, bloß durch das Annehmungswürdige und die innere Stärke ihrer Lehrſätze, ohne alle Gewaltthätigkeit, ausgebreitet, waren durch die Beförderung der wahren Gelehrſamkeit beliebt worden, und hatten daher auch in dieſem Reiche die trefflichſten Köpfe zu öffentlichen oder geheimen Anhängern bekommen. Aber da ſie der Römiſchen Kirche ſo ungemein ſchnellen und großen Abbruch thaten: ſo ſuchten die Lehrer dieſer letztern auch daſelbſt, den fernern Abfall derſelben von ihrer Herrſchaft nicht, wie es Chriſten gebührte, durch Unterricht, ſanfte Wiederlegung ihrer Grundſätze, oder ähnliche Mittel, ſondern durch Bedrückungen, Martern und grauſame Todesſtrafen, zu verhüten. Franz der erſte und ſein Nachfolger ließen ſich von der römiſchcatholiſchen Geiſtlichkeit verführen, dieſes Verfahren durch Geſetze zu beſtätigen. Der König war zuweilen ſelbſt bey dem abſcheulichen Schauſpiel der Verbrennung eines ſolchen vermeinten Ketzers, das heißt, ſeines Mitchriſten und chriſtlichen Unterthanen, gegenwärtig, deßen Verbrechen darinne beſtand, daß er die Religion und Kirchenverfaßung der Chriſten aus ihren heiligen Schriften verbeßert wiſſen wollte. Dennoch waren die Proteſtanten in Frankreich, mitten unter ſo vielen Verurtheilungen und Hinrichtungen, ſo wenig ausgerottet worden, daß ſie ſich vielmehr, wie die eifrigern Unterthanen der Päbſte

ſelbſt

ſelbſt klagten, ohngefähr gleich den erſten Chriſten unter den heidniſchen Verfolgungen, zuſehends vermehrten.

In dieſem ihrem Zuſtande, da der Admiral ſich völlig auf ihre Seite wandte, wurde ihre Sache mit den Staatsangelegenheiten des Reichs gewaltſam in Verbindung gezogen. Man ſah damals den König von **Navarra** und den Prinzen von **Condee**, als die Oberhäupter der Proteſtanten an; obgleich der erſtere ein ſchwacher wankelmüthiger Fürſt war. Aber eben dieſe beyden Prinzen des Hauſes **Bourbon** waren mit dem königlichen Hauſe **Valois** verwandt, und, wenn dieſes ausſtarb, die allernächſten an der Thronfolge. Deſto gerechter war ihr Unwille darüber, daß der Herzog von **Guiſe**, und ſein Bruder, der Cardinal von **Lothringen**, allein, und ſehr willkührlich, die ganze Staatsverwaltung führten. Viele Großen ſahen dieſes eben ſo ungern; aber für die erſtere Parthey erklärten ſich hauptſächlich die Reformirten: und das Haus **Guiſe** hingegen wußte die meiſten Römiſch-catholiſchen zu Stützen ſeiner Macht zu gebrauchen, indem es ſeinen Ehrgeitz unter dem Scheine eines ausnehmenden Eifers für ihre Religion verſteckte. Es konnte nicht fehlen, daß es zwiſchen beyden ſo anſehnlichen und gegen einander erbitterten Partheyen, zumal unter einem Könige, der es nur dem Nahmen nach war, bald zu einem heftigen Ausbruch von Feindſeeligkeiten kommen mußte. Die Proteſtanten, welche jetzt hitziger als jemals verfolgt wurden, vereinigten ſich, unter der geheimen Anführung des Prinzen von **Condee**, zu dem Entwurfe, daß zuerſt ein großer unbewafneter Hauffen von Edelleuten und Soldaten, ſich zu **Blois**, wo der König mit dem ganzen Hofe war, einfinden, und dem Könige eine Bittſchrift überreichen

sollten; darauf sollte eine Schaar ihnen nachfolgender Reiter die Guisen, wenn sie sich weigerten, die Staatsverwaltung nieder zu legen, gefangen nehmen oder umbringen, und endlich sollte der Prinz vor ihr Oberhaupt, zugleich auch zum Reichsverweser erkläret werden. So entstand die Verschwörung von Amboise im Jahr 1560; ein Name den sie davon erhielt, weil die Guisen, sobald ihnen einige Nachricht davon gegeben worden war, den König mit seinem Gefolge in das feste Schloß von Amboise führten, wo sie die ankommenden Verschwornen großentheils niederhauen, oder ergreiffen und sogleich hinrichten ließen. Obgleich diese Unternehmung das Ansehen hatte, wie sie auch von vielen Römischcatholischen vorgestellt wurde, als wenn sie bloß aus Religionsabsichten geflossen wäre; so hatten doch die vorher beschriebenen Staatsränke, oder die Eifersucht der beyden Häuser Bourbon und Guise den Hauptantheil an derselben. So wenig dieser Schritt der Protestanten gerechtfertiget werden kann; so gab ihm doch die so sehr gemißbrauchte Herrschaft der Guisen, die im Grunde Ausländer waren, einen ziemlichen Schein: und diese rächten sich auch dafür mit einer fast unersättlichen Blutbegierde.

Die Verschwornen hatten es nicht gewagt, dem Admiral das geringste von ihrem Vorhaben anzuzeigen. Sie kannten seine feste Treue gegen den König zu wohl, als daß sie hoffen dürften, er würde daßelbe nur einigermaaßen billigen. Der Hof selbst, das heißt die mächtige Parthey, die an demselben regierte, und ihm keinesweges günstig war, hatte doch eben dieselbe Meinung von seinen Gesinnungen. Daher suchte auch der Herzog von Guise um diese Zeit, mit einem anscheinenden Reste von alter Vertraulichkeit, ein

Mißver-

Mißverständniß, zwischen ihm und dem Prinzen von Condee zu stiften; allein der Admiral merkte, sogleich die hinterlistige Absicht, und entgieng dem Fallstricke. Als der Hof die erste Kundschaft von der Verschwörung erhalten hatte, ließ er den Coligny nebst seinen Brüdern kommen: da gab dieser den Rath, man möchte zur Besänftigung des großen Haufens, den der Hof fürchtete, eine Verordnung ausfertigen lassen, durch welche die Verfolgung der Reformirten etwas gehemmt würde. Diese Verordnung wurde zwar aufgesetzt; allein die Verschwörung gab Vorwand genug, alle Bewaffnete, die man unter ihnen antraf, aus dem Wege zu räumen. Man trug bald nachher dem Admiral auf, die Normandie in Ruhe zu erhalten, und dem Hofe von demjenigen Bericht abzustatten, was daselbst vorgehen möchte. Er glaubte daher, es sey überhaupt seine Schuldigkeit, der Königinn zu sagen, was er von dem Zustande des Reichs dächte, und war kühn genung, ihr schriftlich vorzustellen, wie groß ihr Fehler sey, daß sie ein gefährliches Haus so hoch erhebe, und durch die härtesten Bedrückungen einen Theil der Unterthanen zur Verzweifelung bringe. Dazu setzte er noch den Rath, daß man die bisherigen Maaßregeln so lange einstellen möchte, bis eine Versammlung der Reichsstände gehalten worden wäre. Allein die Königinn, welche bereits durch die in Frankreich herumfliegenden Schriften erbittert war, in welchen eben diese Forderungen geschahen, hielt eben so wie die Guisen, einen jeden vor einen Verbrecher, der diese gehäßige Materie berührte. Der Admiral zog sich also durch seinen Vorschlag einen unversöhnlichen Haß des Hofes zu.

Dennoch bezeigte er bey einer ähnlichen Gelegenheit gleich darauf eine eben so unerschrockene Freymü-

thigkeit. Der Hof befand vor gut, an Statt der Reichsstände, wenigstens eine Anzahl von Grossen im Jahr 1560 zu Fontainebleau zusammen kommen zu laßen. Auf dieser Versammlung trat Coligny, ehe noch die Reihe zu reden an ihn kam, auf, und überreichte dem Könige auf das ehrerbietigste zwo Bittschriften. Sie wären ihm, sagte er, bey seinem neulichen Aufenthalte in der Normandie, von einer grossen Anzahl Menschen aus allen Ständen eingehändigt worden, und er habe es ihnen im Vertrauen auf seine Treue gegen den König, und auf sein bisheriges Betragen, nicht abschlagen können, sich dieser Bittschriften anzunehmen. Der König befohl, sie vorzulesen: man fand, daß sie folgenden Inhalts waren. Diejenigen welche Gott, fromm und rechtmäßig verehrten, bedienten sich dieser bequemen Gelegenheit, den König unterthänigst anzuflehen, er möchte einer so großen Anzahl seiner Unterthanen, die bisher bloß wegen ihrer Neigung zur wahren Religion sehr viel Elend und Noth ausgestanden hätten, seine Gnade und Milde angedeihen lassen. Sie verlangten demüthigst, er möchte ihre Sache untersuchen und es geschehen laßen, daß die heilige Schrift zur Beurtheilung dieser so wichtigen Streitigkeit angewandt würde. Es sey überaus leicht einzusehen, wie viel Abscheu sie nicht allein vor der Ketzerey, deren man sie sonst immer beschuldigt habe, sondern auch vor dem Aufruhr hätten, indem sie in ihren höchsten Bedrängnißen nicht zur Gewalt oder zu den Waffen, sondern bloß zu der Gnade des Königs, ihre Zuflucht hätten nehmen wollen. Unterdeßen möchte der König dem gerichtlichen Verfahren Einhalt thun, das bisher gegen sie ausgeübt worden, und das so viel Blut seiner Unterthanen im ganzem Reiche vergoßen hätte. Denn sie hätten sich vor Richtern verantworten müßen, die wegen ihrer Ergebenheit gegen den

Pabst

Pabst, von dem sie Pfründen erhalten hätten, mehr ihre Feinde gewesen wären. Der König möchte sich also so vieler unglücklichen Familien unter seinen Unterthanen erbarmen, die ihn stets vor ihren gnädigsten König und Herrn erkannt, auch nach dem Befehle Gottes eifrig verehrt hätten, und alle bereit wären, im Nothfall auch ihr Leben in seinem Dienste hinzugeben. Da sie Gott ihm zur Beschützung anvertrauet habe: so sey es billig, daß er sie gegen ihre mächtige und grausame Feinde in Sicherheit setze. Sie bäten insonderheit, daß er ihnen erlauben möchte, künftig in öffentlichen Gebäuden Gott anzurufen, sich von ihren Predigern in der wahren Religion unterrichten zu lassen, und die von Gott gestifteten Sacramente zu geniessen; damit sie nicht ferner, weil ihre Religion unbekannt bliebe, und ihr Gottesdienst im Verborgenen gehalten werden müßte, von ihren Feinden falsche Beschuldigungen ausstehen möchten.

Alle Anwesende erstaunten über den dreisten Schritt des Admirals: nicht bloß, weil er ungewöhnlich war; sondern hauptsächlich, weil man den Haß des Königs gegen die Protestanten kannte, und die Macht der Guisen jedermann fürchterlich vorkam. Unterdeßen lobte der König die Gesinnungen und Verdienste des Admirals, und ließ zuerst die Prälaten ihre Stimme ablegen. Zween darunter hielten sehr scharfe Reden über den verdorbenen Zustand der französischen Kirche, suchten die Mittel zu ihrer Verbeßerung anzugeben, und verlangten insonderheit eine allgemeine oder wenigstens eine in Frankreich zu haltende Kirchenversammlung, ingleichen eine Versammlung aller französischen Reichsstände. Ob sie gleich beyde Gönner der Reformation, und keine Freunde der Guisen waren; so könnte ihnen doch vielleicht die Handlung des Admirals noch

mehr Muth gemacht haben. Dieser sprach am folgenden Tage, seinem ersten Bezeigen gemäß. Er sagte unter andern von den überreichten Bittschriften, man habe ihm, als er verlangte, daß sie unterschrieben werden möchten, geantwortet, es würden sich, wenn es nöthig wäre, funfzigtausend Menschen zur Unterschrift finden. Hierauf drückte er sich über die nothwendige Erhaltung der Liebe der Unterthanen gegen den König, noch freyer als einer von den Bischöfen gethan hatte, aus. Nichts sey schädlicher, sagte er, als wenn sich ein Fürst vor seinen Unterthanen, oder diese sich vor ihm, fürchteten. Es scheine also kein guter Rath zu seyn, daß der junge König in einer solchen Furcht, mitten unter Wachen und einer furchtbaren Leibwache, erzogen würde. Denn durch einen solchen Anblick werde die Zuneigung des Volks nach und nach ausgelöscht, und es trete Haß an die Stelle derselben. Die nächsten Rathgeber des Königs sollten ihn vielmehr belehren, kein Reich sey stark und dauerhaft genug, das bloß durch Furcht und Haß behauptet werde; der Gehorsam verschwinde allmählich, wenn er durch etwas anders als durch die alten Gesetze des Reichs unterstützt würde. Der Admiral schloß also damit, daß er verlangte, die Kirche müße auf die schicklichste Art verbeßert, die Leibwache des Königs müße abgeschaft, und sobald als möglich ein Reichstag gehalten werden.

Die Guisen, welche sogleich merkten, wie sehr dieser Vortrag gegen sie gerichtet sey, weil sie es gewesen waren, welche im Nahmen des Königs Kriegsvölker aufgebracht, und unter dem Vorwande seiner Sicherheit, ob es gleich eigentlich die ihrige war, den Hof mit einer starken Wache umgeben hatten, warfen einen desto ärgern Haß auf den Admiral. Besonders mach-

machten die Worte einen tiefen Eindruck bey ihnen, deren er ſich bedient hatte, die königliche Gewalt ſey in Frankreich ſo wohl gegründet, daß jeder Aufruhr durch die Ankunft eines einzigen Gerichtsbedienten, der eine Vollmacht des Königs hätte, leicht gedämpft werden könne. Der Herzog von Guiſe rühmte, indem er die Rede des Coligny nahmentlich angriff, die Erziehung, welche dem Könige ertheilt würde, und verſicherte, die Unternehmung einiger Böſewichter habe es nothwendig gemacht, das Leben des Königs durch eine Leibwache zu beſchützen: denn gegen daßelbe, nicht gegen ſeine Diener, wie man vorgäbe, wäre die neuliche Verſchwörung geſtiftet worden. Der Cardinal von Lothringen hingegen eiferte wider die übergebenen Bittſchriften: ſie wären, ſagte er, wenn ſie gleich einen Anſchein von Beſcheidenheit hätten, höchſt übermüthig, und ihre Verfaßer würden dem Könige nur ſo weit gehorchen, als er ihren ſchlimmen Lehrſätzen Beyfall geben würde. Eben dieſe würde man billigen, wenn man ihnen die begehrte öffentliche Religionsübung verſtattete. Man müße ſie ferner ſcharf beſtrafen; doch nicht die unbewaffneten, welche nur glaubten, ihrem Gewißen folgen zu müßen. Endlich erklärte er auch die vorgeſchlagene Kirchenverſammlung vor überflüßig. Allein der Admiral behielt doch gewißermaaſſen auf dieſer Verſammlung die Oberhand. Auch der Canzler von Hopital, einer der rechtſchaffenſten Männer ſeiner Zeit, gab gemäßigte Rathſchläge: und die königliche Mutter fieng bereits an, die allzu große Macht der Guiſen zu ſcheuen. Man beſchloß daher, daß noch in eben dieſem Jahre 1560. zu Meaux ein Reichstag gehalten werden, und wenn keine allgemeine Kirchenverſammlung zu Stande kommen könnte, wenigſtens doch eine franzöſiſche zuſammen berufen werden ſollte; unterdeßen ſollten alle Hinrichtungen der

Protestanten aufhören; nur mit der Ausnahme, daß gegen aufrührische Köpfe nach den Gesetzen verfahren würde. Von dieser Zeit an gewann die Protestantische Religion in Frankreich durch öffentliche Freyheiten mehrere Festigkeit. So verlangte sie überall nur die gesetzmäßigen Rechte aller Christen.

Coligny und seine Brüder blieben noch eine Zeitlang am Hofe, und bezeigten demselben so viele Ergebenheit, daß sie selbst den Prinzen von Condee dahin zu bringen suchten, sich auch an denselben zu verfügen, um sich wegen der Beschuldigung, daß er das Haupt der letzten Verschwörung gewesen sey, zu rechtfertigen. Der Prinz hatte alle Ursache, nicht daselbst zu erscheinen: und er gab es zu erkennen, wie gewiß er sey, daß die Guisen auf seinen Untergang bedacht wären. Zuletzt berückte ihn gleichwohl der Hof durch so viele Kunstgriffe, daß er sich nebst seinem Bruder, dem Könige von Navarra, einfand. Beyde wurden gar bald gefangen genommen: und man berathschlagte eben darüber, sie aus dem Wege zu räumen, als sich der König Franz der zweyte seinem Ende näherte. In der Bestürzung welche die Guisen darüber empfanden, gaben sie der Königinn-Mutter den Rath, mit der Verurtheilung der beyden Prinzen von Bourbon zu eilen. Allein der Kanzler stellte ihr die Folgen einer solchen grausamen Uebereilung so nachdrücklich vor, daß sie sich vielmehr plötzlich mit dem Könige von Navarra aussöhnte, und sich mit ihm zu den Aussichten der bevorstehenden Staatsveränderung vereinigte. Dieser Fürst war zwar mehr scharf beobachtet und von allen Seiten umgeben, als würklich in der Gefangenschaft gehalten worden; doch hatten ihn fast alle Großen und Hofleute verlaßen. Nur Coligny und sein Bruder, der Cardinal von Chatillon, achteten die Gefahr nicht,

nicht, leiſteten ihm in ſeinem Zimmer Geſellſchaft, und begleiteten ihn öffentlich.

Kurz darauf ſtarb Franz der zweyte am Ende des Jahrs 1560. Sein Bruder, der ihm in der Regierung nachfolgte, und Carl der neunte genannt wurde, war damals erſt zehn Jahre alt. Deſto mehr Bewegungen erhoben ſich darüber, wer die Regierung während ſeiner Minderjährigkeit führen ſollte. Doch die Mutter des Königs theilte dieſelbe bald mit dem Könige von Navarra dergeſtalt, daß ſie zwar einigermaaßen die oberſte Gewalt bekam; an dieſen hingegen, als Reichsverweſer, die wichtigſten Angelegenheiten gebracht werden ſollten, um nach ſeiner und des Staatsrathes Meinung, von der Königinn beſorgt zu werden. Im Grunde blieb würklich, bey der geringen Fähigkeit des ebengedachten Fürſten, der ſich mehr dazu ſchickte, von andern regiert zu werden, die vornehmſte Macht in den Händen der Guiſen. Man tadelte den Admiral, daß er zu dieſer Einrichtung der Staatsverwaltung viel beygetragen hatte. Sie hatte nicht nur einen übeln Erfolg; ſondern wurde hauptſächlich deswegen von vielen Patrioten gemißbilligt, weil man in der franzöſiſchen Geſchichte immer fände, daß die Regierung den königlichen Müttern nicht ohne Schaden des Reichs, beſonders wenn ſie Ausländerinnen waren, übertragen worden ſey. Allein für die damalige Verwirrung von Frankreich war es wenigſtens das Beſte, und was ſich auch am erſten ausführen ließ, das Haus Bourbon aus ſeiner nahen Unterdrückung zu dem ihm gebührenden Range wieder zu erhöhen, den erſten mit dem königlichen Hauſe verwandten Prinzen auch zum eigentlichen Staatsverweſer zu ernennen, und ihn mit der Königinn-Mutter, die um dieſe Zeit auch den Proteſtanten

günstiger zu seyn schienen, wider die Guisen zu vereinigen. Es stand in beyder Gewalt, sich von der Herrschaft dieser letztern unabhängig zu machen, den Rath weiser Männer zu nützen, und das Reich völlig zu beruhigen; aber den Willen und die Geschicklichkeit die dazu erforderlich waren, konnte ihnen niemand, als sie selbst, geben.

Es wurde nun der Reichstag, welcher schon unter der vorhergehenden Regierung ausgeschrieben worden war, noch im Jahr 1560 zu Orleans angefangen. Der Kanzler eröfnete ihn mit einer Rede die seiner würdig war, indem er darinne den Haß und alle Gewaltthätigkeiten in Religionssachen widerrieth; und dagegen zeigte, wie viele, unter dem Vorwande des Eifers für ihre väterliche Religion, bloß ihre Leidenschaften zu befriedigen suchten. Der protestantische Adel verlangte in einer Bittschrift, daß ihm zur Uebung seiner Religion, Kirchen bewilligt werden möchten. Allein der Redner des geistlichen Standes widersetzte sich, im Nahmen desselben, diesem Begehren mit großer Heftigkeit: er drang auf Lebensstrafen gegen die Ketzer, und rechnete darunter auch diejenigen, welche Bittschriften für dieselben überreichten. Bey diesen Worten warf jedermann die Augen auf den Admiral: dieser beschwerte sich auch darüber bey dem Könige, und der Redner wurde genöthigt, ob er gleich nur abgelesen hatte, was ihm von den Prälaten aufgesetzt worden war, in einer andern Rede die er zu halten hatte, feyerlich zu versichern, daß er bey jenen Worten an den Admiral nicht gedacht habe.

Der Muth und die Klugheit des letztern wurden damals auf sehr häuffige Proben gestellt. Als der König von Navarra sich bald nach dem Antritte seiner schein-

scheinbaren Würde, darüber beklagte, daß ihm die Königinn verächtlich begegne, und deswegen schon im Begriff war, den Hof zu verlassen: machten sich auch andere Großen, und darunter selbst der Connetable, mit seinen Neffen, dem Coligny, und dessen ältern Bruder, fertig, ihm nachzufolgen. Doch der König von Navarra wurde wieder besänftigt, und die Königinn zog sogar den Connetable völlig auf ihre Seite. Sie selbst stellte sich den Protestanten geneigt, damit sie den oftgedachten König nicht beleidigte; Montmorency aber erklärte sich, um ihn verhaßt zu machen, öffentlich wider die Neuerungen welche in der Religion vorgenommen würden. Er nahm insonderheit dazu Veranlassung von den Predigten, welche in den Zimmern des Prinzen von Condee und des Admirals, die sie im königlichen Palaste hatten, gehalten wurden. Da er unterdessen fand, daß ihn die Königinn bloß zu ihren Absichten mißbrauchte, und gleichwohl zu einer ansehnlichen Parthey gehören wollte: verband er sich mit dem Herzoge von Guise, dem ärgsten Feinde seines Hauses, und mit dem Marschall von Saint Andree. Diese drey Großen machten seitdem das sogenannte Triumvirat, (den Bund der dreye) aus. Es war auch die Gemahlinn des Connetable, eine hitzige Feindinn der Protestanten, welche glaubte, daß er seine Schwestersöhne allemal eifriger als ihre Brüder zu hohen Aemtern befördert habe, sehr geschäftig, ihn durch allerhand Ränke von jenen abwendig zu machen. Andere, von den Guisen abgeschickt, thaten eben dieses: sie schwärzten insonderheit die unschuldigsten Handlungen des Coligny dergestalt bey seinem Oheim an, als wenn er an demselben einen heimlichen Feind hätte. Der alte Mann konnte sich aus so vielen Nachstellungen nicht loßwickeln. Vergebens warnte ihn sein ältester Sohn, der

Mar-

Marschall, auch durch andere, zu einer so bedenklichen Zeit für das Vaterland, sich nicht selbst so wichtiger alter Freunde und Stützen zu berauben, als Condee und die Coligny wären; es sey für ihn anständiger, bey ihren Händeln mit den Guisen eine Zeitlang zuzuschauen, um endlich, als der vornehmste Befehlshaber des Reichs, einen richterlichen Ausschlag zu geben. Der Admiral selbst und seine Brüder stellten ihm vor, daß ihre Uneinigkeit mit den Guisen bloß die Angelegenheiten des Staats betreffe, nicht persönliche Feindschaft sey, und daß er durch seine neue Maaßregeln dem Könige und dem Reiche schaden könne. Allein der Connetable war außer andern Vorurtheilen zu sehr von dem Gedanken eingenommen, die Religion leide Gefahr, und mit derselben werde auch die alte Staatsverfassung fallen.

Obgleich Coligny nunmehro seinen Oheim als einen Feind betrachten mußte; so blieb er doch standhaft bey den Absichten, die er vor die besten erkannt hatte; zugleich aber fest entschloßen, keine Unruhen bey der jetzt überhand nehmenden öffentlichen Uebung des protestantischen Glaubens zu verstatten. Zwar konnte er allein dieselben nicht überall verhüten. Die neue Freyheit, deren sich die Protestanten auf das begierigste, und bisweilen über ihre Gränzen hinaus, bedienten, die durch ein im Jahr 1561. zu Poissy in Gegenwart des Hofs, zwischen einigen von ihren und von Römischcatholischen Gottesgelehrten gehaltenes Religionsgespräch viel gewonnen hatte, und durch königliche Verordnungen in dem erstgedachtem und im folgenden Jahre noch mehr bestätigt wurde, brachte dreiste Reden, Schimpfnahmen zwischen beyden erbitterten Religionspartheyen, hin und wieder auch Feindseeligkeiten und Aufstände hervor. Die meisten Römischcatholischen

wand-

wandten jedes Mittel an, um die Protestanten aus dem Genuße dieser Freyheit zu vertreiben. Sie fanden auch in dem eben um diese Zeit veränderten Zustande des Hofs eine Begünstigung ihrer Absichten. Der schwachsinnige König von Navarra, der bey keiner Parthey in Ansehen stand, aber doch für sein Haus, für die Protestanten zu denen er sich bisher bekannt hatte, und für die Regierung, an welcher er Antheil hatte, einen großen nicht unwirksamen Namen hergab, entsagte selbst diesen Vortheilen, trat zu den Guisen und ihren Mitverbundenen, erklärte sich auch nach und nach für die Römische Kirche, und wurde, wenn gleich ein Mitglied der mächtigsten Parthey im Staate, doch verächtlicher und unbedeutender als jemals. Dadurch bekamen die Feinde der Protestanten mehr Muth, und die Guisen behielten desto leichter die Oberhand über den Prinzen von Condee, der jetzt das Haupt der Protestanten und der den Guisen entgegen gesetzten Parthey wurde.

Man war bereits nicht weit davon entfernt, die Waffen gegen einander zu ergreiffen, als die sogenannte Ermordung von Vaßy im Jahr 1562. es selbst für den Admiral unmöglich machte, dieselben länger zurück zu halten. Der Herzog von Guise reiste mit seinem Bruder, dem Cardinal von Guise, und einem starken Gefolge, durch das erstgenannte Städtchen, als eben die Protestanten in einer benachbarten großen Scheune ihren Gottesdienst anfangen wollten. Die Bedienten des Herzogs fielen wütend über die unbewaffnete Versammlung her: und ob er gleich hinzu eilte, um ihnen Einhalt zu thun, wurden doch gegen dreyhundert Protestanten beyderley Geschlechts, theils umgebracht, theils verwundet. Der Herzog versuchte umsonst, den letztern die Schuld von diesem unglücklichen Vorfall beyzumessen. Seine Bedienten, der

catholiſche Pöbel und einige Soldaten welche ebenfalls daran Theil nahmen, kannten ſeine Geſinnungen zu gut, als daß ſie darum Strafe befürchtet hätten: er war auch würklich in der Abſicht hingekommen, die Verſammlung der Proteſtanten, die doch durch öffentliche Geſetze erlaubt war, wenigſtens durch ſeine Gegenwart zu zerſtreuen; und ſchwerlich konnte er ſelbſt ſich einbilden, daß ſie ſeinen Befehlen gehorchen, oder daß Gewaltthätigkeiten dabey unterbleiben würden. Genug, ganz Frankreich gerieth über dieſe unmenſchliche Handlung in Bewegung. Auf der einen Seite war ſie gleichſam die Loſung zu einer Menge ähnlicher Mißhandlungen und Mordthaten, welche gleich darauf in vielen der vornehmſten Städte des Reichs über die Proteſtanten ergiengen. Der Prinz von Condee hingegen bat die Königinn, jene Schandthat zu beſtrafen, und beſonders nicht zuzugeben, daß der Herzog von Guiſe ſich nach Paris begäbe, weil ſeine Ankunft daſelbſt zu eben ſolchen Ausſchweifungen aufmuntern würde. Sie verlangte würklich von dem Herzoge, daß er an den Hof nach Meaux kommen ſollte; er gehorchte aber nicht. In dieſer Verlegenheit ſchien ſie anfänglich zu einer Verbindung mit den Proteſtanten geneigt zu ſeyn, und erkundigte ſich auf dieſen Fall ſorgfältig nach ihrer Stärke, um zu ſehen, wie viel Hülfe ſie ſich von ihnen verſprechen könnte. Aber man meldete ihr nicht mehr, als daß es zweytauſend ein hundert und funfzig proteſtantiſche Gemeinen im Reiche gebe, deren Mitglieder ſich bereit erklärten, für die Königinn, den jungen König und das Vaterland die Waffen zu ergreiffen. Als ſie genauer wiſſen wollte, wer die Oberhäupter der Proteſtanten wären, befanden ſie nicht vor gut, ihre geheimere Verfaſſung einer Fürſtinn zu entdecken, deren Gewogenheit gegen ſie nur alsdenn auf eine kurze Zeit ſich blicken ließ,

wenn

wenn ſie mit ihrem Beyſtande ſich im Beſitze der Macht zu befeſtigen hoffte. Ihre Schreiben alſo, die ſie in dieſer Abſicht an den Prinzen von Condee und an den Admiral abließ, konnten nicht alsbald viele Würkung thun. Mittlerweile als ſie noch berathſchlagte, nöthigte ſie der Herzog von Guiſe durch den König von Navarra, ſich mit ihrem Sohne als Gefangene nach Paris führen zu laſſen. Condee glaubte nun nicht länger einen friedfertigen Zuſchauer abgeben zu können, und ſtellte ſich bald an die Spitze einer Anzahl proteſtantiſcher Edelleute, die ihn ſelbſt darum baten, um die Guiſen, mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, daß ſie dem Könige ſeine Freyheit wieder gäben. Er berief ſich darauf, daß er den Krieg nicht anfienge; ſondern nur diejenigen, an welchen, den Geſetzen zum Troße, Feindſeeligkeiten begangen würden, dagegen zu beſchützen ſuche.

Ohngeachtet dieſer dringenden Gründe fanden es doch die Brüder des Admirals und andere vornehme Proteſtanten, die ſich bey ihm zu Chatillon verſammelt hatten, überaus ſchwer, ihn zu einem Antheil an dem ausbrechendem Kriege zu bewegen. Zwey Tage lang ſetzte er ihnen ſeine Gegengründe und Beſorgniſſe mit ſolcher Stärke entgegen, daß ſie alle Hoffnung beynahe aufgaben, ihn zu ihrer Meinung zu bringen. Aber in der nächſten Nacht erfolgte dieſe Aenderung bey ihm auf eine außerordentliche Art. Er wurde in derſelben durch das tiefe Seufzen und Aechzen ſeiner Gemahlinn aufgeweckt. Auf ſein Befragen um die Urſache deßelben, gab ſie ihm dieſe Antwort: „Ich ſtöre Ihre Ruhe ungern durch meine Bekümmerniße; aber wenn die Glieder Chriſti zerfleiſcht werden, wie es würklich geſchieht, und da wir zu dieſem Körper gehören, welcher Theil deßelben kann wohl unempfindlich blei-

bleiben? Sie besitzen zwar eben so viele Empfindung; aber mehr Stärke, dieselbe zu verbergen. Sollten sie es wohl Ihrer treuen Gattin übel auslegen, daß sie mit mehr Freymüthigkeit als Ehrerbietung, ihre Thränen und Gedanken in ihren Schooß fliessen läßt? Wir liegen hier vergnügt, und die Körper unserer Brüder, Fleisch von unserm Fleische, und Bein von unsern Beinen, liegen zum Theil auf den Feldern den Hunden und Raben überlaßen. Dieses Bette ist für mich ein Grab, weil sie keine Gräber haben: diese Bettücher werfen mir vor, daß sie nicht eingewickelt sind. Können wir wohl im Schlafe schnarchen, und man soll die Todesseufzer unserer Brüder nicht hören? Ich erinnere mich hier an die weisen Reden, durch welche Sie Ihres Herren Brüder zum Stillschweigen gebracht haben: wollen Sie ihnen auch ihr Herz entreißen, und machen, daß es ihnen eben sowohl an Muth als an Antwort fehle? Ich zittere vor Furcht, daß eine solche Klugheit für die Kinder der Welt gehören möchte, und daß man so viele Weisheit für die Menschen nicht wohl Weisheit gegen Gott nennen könne, der Ihnen die Geschicklichkeit eines Feldherrn geschenkt hat. Können Sie wohl nach ihrem Gewißen den Gebrauch derselben seinen Kindern versagen? Sie haben mir gestanden, daß Sie durch dieselbe zuweilen erweckt werden: sie ist würklich der Dolmetscher Gottes. Glauben Sie denn, daß Sie vor Gott strafbar werden, wenn sie demselben folgen? Tragen Sie den Degen eines Ritters, um die Unglücklichen zu unterdrücken? oder um sie aus den Klauen der Wüteriche zu reißen? Sie haben bekannt, daß man mit Recht die Waffen gegen dieselben ergreiffe: sollte wohl Ihr Herz der Liebe zum Rechte aus Furcht vor dem Erfolge entsagen? Gott selbst hat denen welche ihm unter dem Vorwande, Blut zu ersparen, widerstanden, den Verstand genommen; er weiß die

Seele

Seele welche ſich verderben will, zu retten, und die Seele welche ſich erhalten will, zu verderben. Mein Herr, ich habe ſo viel vergoßnes Blut der unſrigen auf meinem Herzen: dieſes Blut und Ihre Gemahlinn ſchreyen gen Himmel zu Gott, und in dieſem Bette wider Sie, daß Sie ein Mörder an denen ſeyn werden, welche ſie nicht verhindern werden, ermordet zu werden.

Gerührt durch dieſe Vorſtellungen antwortete ihr der Admiral: Weil ich denn durch meine an dieſem Abend vorgebrachten Gründe über die Eitelkeit der unruhigen Bewegungen eines Volks, über die bedenkliche Theilnehmung an einer noch nicht gebildeten Parthey, über den ſchweren Anfang der Verbindung, nicht wider die Monarchie, ſondern wider die Beſitzer eines Staats, der auf ſehr alten Wurzeln ruht, an deſſen Erhaltung ſo vielen Menſchen gelegen iſt, der von außen nicht angegriffen wird, und vielmehr eines allgemeinen, neuen, und in ſeiner erſten Blüthe ſtehenden Friedens genießt; eines Friedens, welches noch ſchlimmer iſt, der zwiſchen verſchwornen Nachbarn, und ausdrücklich zu unſerm Untergange geſchloſſen worden, weil ich, ſage ich, durch alle dieſe Vorſtellungen nichts ausgerichtet habe; und weil der neulich erſt erfolgte Abfall des Königs von Navarra und des Connetable von unſerer Parthey, ſo viel Stärke von Seiten der Feinde, ſo viel Schwäche von unſerer Seite, Sie nicht zurückhalten können: ſo legen Sie Ihre Hand auf Ihre Bruſt, und prüfen Sie nach Ihrem beſten Wiſſen Ihre Standhaftigkeit, ob dieſelbe die allgemeinen Niederlagen, die Beſchimpfungen von Ihren Feinden, und ſelbſt von den Mitgliedern Ihrer Parthey, die Vorwürfe, welche der gemeine Hauffen zu machen pflegt, wenn er die Angelegenheiten nach ihrem übeln Fortgange beurtheilt, die Verrätherеyen der Ihrigen,

die Flucht und den kümmerlichen Aufenthalt in fremden Ländern, daselbst die Bedrängnisse von den Engländern, die Händel mit den Deutschen, Ihre Schande und Blöße, Ihren Hunger, und welches noch härter ist, den Hunger der Ihrigen ertragen können. Forschen Sie sich ferner aus, ob Sie es ausstehen können, wenn Sie vorher Ihren Gemahl fortgeschleppt, und der Mishandlung des Pöbels ausgesetzt gesehen haben, durch einen Henker hingerichtet zu werden, und endlich Ihre Kinder, als schändliche Knechte Ihrer Feinde zu sehen, die durch den Krieg mächtiger geworden, und über die von Ihnen ausgestandenen Mühseligkeiten gesiegt haben. Ich gebe Ihnen drey Wochen Zeit, um sich darüber zu prüfen: und wenn Sie alsdenn sich vollkommen bewußt sind, daß sie gegen alle solche Zufälle hinlängliche Stärke besitzen: so will ich mich aufmachen, und mit Ihnen und unsern Freunden umkommen. — Die Gemahlinn des Admirals versetzte hierauf: „Diese drey Wochen sind schon vorbey: niemals werden Sie durch die Tugend Ihrer Feinde überwunden werden; bedienen Sie sich der Ihrigen, und laden Sie nicht diejenigen auf Ihr Haupt, die innerhalb drey Wochen das Leben verlieren können. Ich fordere Sie im Nahmen Gottes auf, unser Vertrauen nicht länger zu hintergehen; oder ich werde gegen Sie vor seinem Gerichte zeigen.“ — Einem solchen Angriffe konnte endlich der Admiral nicht länger widerstehen.

Es war rühmlich für ihn, daß er sich erst nach langem Weigern und Selbstkampfe, in einen bürgerlichen Krieg verwickeln ließ. Aber es gereicht ihm auch nicht zur Beschämung, daß es seine Gemahlinn gewesen ist, die ihn zur Aenderung seiner Gesinnungen gebracht hat, nachdem es Brüder und Freunde

umsonst

umſonſt verſucht hatten. Man ſieht, daß ihre beyderſeitige Liebe nicht allein den Ausſchlag gegeben habe; ſondern daß Bedenklichkeiten des Gewiſſens, welche von einer Freundinn rege gemacht wurden, die ihn zuerſt zu ſtandhaften Entſchlieſſungen über die Religion aufgemuntert hatte, kräftiger als alles übrige geweſen ſind. Auch ſcheint es nicht, daß man ihren Reden eine bloß ſchwärmeriſche Hitze vorwerfen dürfe. Sehr wenige können ſich in unſern gegen die Religion ſo kalten Zeiten einen Begriff von dem Feuer machen, das in dem Jahrhunderte der Kirchenverbeſſerung ſo viele tauſend Freunde derſelben eingenommen hatte. Denkt man aber hinzu, unter welchen großen Gefahren und fürchterlichen Verfolgungen ſie ein kaum erworbenes unſchätzbares Gut zu behaupten ſuchten: ſo müßte man ſie vor Empfindungslos halten, wenn ſie weniger begeiſtert geſprochen und gehandelt hätten.

Gleich darauf alſo eilte der Admiral nach Meaux zu dem Prinzen von Condee, der von allen Proteſtanten als ihr Anführer erkannt worden war, und der hinwiederum den Admiral, als den größten Kriegshelden ihrer Parthey, der auch wegen ſeiner Weisheit und Gerechtigkeitliebe allgemein verehrt wurde, zu ſeinem Unterbefehlshaber oder Verweſer (Lieutenant General) ernannte. Man bemächtigte ſich Orleans, welches der Hauptſitz der Proteſtanten in dieſem Kriege wurde: und bald wußten ſie auch viele andere wichtige Städte in ihre Gewalt zu bringen. Bey dieſer Gelegenheit, und da überhaupt beyde Partheyen ſich überall zu verdrängen ſuchten, wurden viele Gewaltthätigkeiten begangen; doch immer die ärgſten und unverantwortlichſten gegen die Proteſtanten, weil man ſie nicht bloß als Feinde mißhandelte, ſondern als vermeinte Ketzer ohne Unterſcheid des Geſchlechts ermor-

dete. Anfänglich stellte man jedoch auch Unterhandlungen an. Die Königinn und der König von Navarra unterredeten sich zu Toury mit dem Prinzen von Condee, und dem Admiral auf freyem Felde; allein sie schlug dem Prinzen seine beyden vornehmsten Forderungen ab: die drey verbundenen Großen vom Hofe zu entfernen, und die letzte königliche Verordnung zum Besten der Protestanten in ihrer Gültigkeit zu erhalten; ob sie sich gleich stellte, als wenn sie das letztere nur gezwungen verweigern müsse. Nicht lange darauf kam es zu einem andern eben so fruchtlosen Gespräche zwischen der Königinn und dem Prinzen, zu Talsy. So sehr er, auf die vorgeschlagenen Bedingungen, zum Frieden geneigt war; so viele Mühe gab sie sich nur, ihn nebst seinen Bundsgenossen zu berücken, und Zeit zu gewinnen. Der Admiral und die übrigen Großen seiner Parthey willigten darein, daß sich der Prinz auf das Verlangen der Königinn, als Geisel für ihre Friedensliebe und Unterwürfigkeit, zu ihr begeben möchte. Sie wollten auch die Gefahr, in welche er sich dadurch stürzte, mit ihm theilen, oder durch ihre Gegenwart mindern, und bezeigten freywillig, ob sie gleich Nachricht von heimlichen Ränken gegen sich erhielten, der Königinn ihre persönliche Ergebenheit. Allein hier sahen sie es am deutlichsten, daß es dieser Fürstinn an Aufrichtigkeit fehle. Sie machte nicht nur unerwartete Schwürigkeiten in Absicht auf die Religionsübung der Protestanten; sondern nahm auch, als der Prinz im Eifer seiner Versicherungen, sich mehr als einmal erbot, das Reich auf eine Zeitlang zu verlassen, wenn dadurch die öffentliche Ruhe wieder hergestellt werden könnte, ihn sogleich beym Worte, und drang sehr begierig auf seine und seiner Freunde Entfernung. Den Tag darauf stellte der Admiral in einer Versammlung der Vornehmsten,

nehmſten, die er zuſammen berief, vor, der Prinz habe ſich mit dieſem Erbieten übereilt, und ſie müßten ſchlechterdings erſt alle in daſſelbe willigen, wenn es erfüllt werden ſollte. Doch alle Anweſende erklärten ſich dagegen. Der Admiral hielt dem Prinzen ſeine erſten und höchſten Verbindlichkeiten gegen Gott und ſeine Freunde, vor; Andelot aber begehrte, man möchte nur die Soldaten denen welche ſie nöthigen wollten aus Frankreich zu gehen, auf eine halbe Meile entgegen führen, ſo würde es ſich nach einer halbſtündigen Unterredung zeigen, wer von beyden Theilen Beſitzer der Wohnung bliebe. Condee war alſo von ſeinem Antrage loßgebunden, und erfuhr bald, wie treulos man mit ihm gehandelt habe, indem ſein eigener Bruder, der König von Navarra, die Stadt Baugency, die er im Fall, daß der Friede nicht zu Stande käme, verſprochen hatte zurück zu geben, dennoch nunmehro für ſich behielt. Der Verfaſſer von dem Leben des Admirals erzählt ſogar, daß er dem Prinzen, den die Königinn bereits habe gefangen nehmen laſſen, durch den geſchwinden Anzug mit ſeiner Reiterey, die Freyheit wieder verſchafft habe. Gewiß iſt es, daß er Baugency in kurzem wieder eroberte; ob er gleich auch damals ſeinen älteſten Sohn Caſpar verlor, der in einem Alter von acht Jahren große Hoffnungen erweckte.

Ueberhaupt kannte Coligny die Königinn und ihre Vertrauten weit beßer als der Prinz: auch urtheilte er am richtigſten über die Vortheile beyder Partheyen. Als daher in einem Kriegsrathe zu Orleans die Frage aufgeworfen wurde, ob man dem Feinde eine Schlacht anbieten, oder ſich nur im Vertheidigungsſtande halten ſollte, rieth er das erſtere an. „Das Zaudern, ſagte er, iſt den königlichen, wohlbezahlten Kriegsheeren

„nützlich; nicht aber freywilligen Soldaten, wie die „unsrigen sind, welche einem bürgerlichen Kriege und „Aufruhr nahe kommen. Der Staat ist wenigstens „dem Scheine nach, in den Händen der Feinde: ihnen „gehört die Erhaltung der Dinge in ihrem alten Zu„stande, uns aber die Veränderung zu. Für denjeni„gen der zu erhalten sucht, schickt es sich, alle Sachen „zu verzögern: denn der Lauf der Natur begünstigt ihn; „aber für den welcher zerstören oder verändern will, ist „es dienlich, alles in hitziger Eile zu thun, um die un„erwarteten Zufälle dem eingewurzelten Irrthum des „alten Besitzes entgegen zu setzen. Das leichte Ver„ständniß mit den Ausländern, die Menge Menschen, „die Bequemlichkeit von Waffen, Pferden, großen „Städten und Festungen, alles dieses hilft unsern Fein„den lange beysammen zu bleiben. Die unsrigen hin„gegen haben alle ihre Kräfte sammlen müßen, um sich „in Kriegsrüstung zu setzen: dieses ist eine außeror„dentliche Anstrengung zu einer Unternehmung, die sie „nicht in die Länge fortführen können. Sie sind daher „bereit und sehr begierig zum Gefechte. Laßt uns diese „Zeit anwenden, so lange noch die Beleidigungen der „Feinde in frischem Andenken sind, und laßt uns bald ei„nes siegreichen Lebens, oder des Trostes, den der Todt „giebt, genießen!“ Gegen diese Gründe des Admirals wandten die übrigen ein, die Protestanten wären zu schwach, als daß sie etwas Entscheidendes wagen dürften, ohne sich der äußersten Gefahr auszusetzen; man müße also erst auf den Beystand der Ausländer warten. Diese Meinung behielt die Oberhand; aber zum Schaden der Protestanten. Da sehr viele unter ihnen von dem ihrigen lebten: so fehlte es manchem bald an Unterhalt; zum Theil mußten sie sich auch zurück begeben, um ihre Güter zu vertheidigen. Auf der andern Seite wurden sie von dem Hofe durch häufige Friedens-

densvorſchläge aufgehalten: und er zog mittlerweile deſto mehr fremde Hülfsvölker an ſich. Daher nahm er auch die Schlacht nicht an, welche ihm Condee und der Admiral anboten, nachdem ſie, von ihren Wegweiſern falſch geführt, einen vergeblichen Anſchlag auf das Geſchütz ihrer Feinde gemacht hatten.

Als die königliche Parthey ſich damals um fremde Kriegsvölker bewarb, die ihr auch nicht lange darnach aus Deutſchland, Italien und der Schweitz zugeführt wurden, behauptete der Admiral, die Guiſen und ihre Freunde begiengen dadurch das Verbrechen der beleidigten Majeſtät, zeigten ſich auch als Aufrührer und feindſeelig gegen den Staat geſinnt. Denn wenn dieſe Händel, nach Art der Alten, den Vortheilen und öffentlichen Rechten Frankreichs gemäß, erörtert werden ſollten: ſo gebe es die Verſammlungen der Stände, deren Verordnungen ſeit der Stiftung der Monarchie, immer ein uneingeſchränktes Anſehen hätten. Wenn aber der Streit durch die Waffen entſchieden werden müßte: ſo ſehe jedermann, daß die meiſten Franzoſen auf der Seite der Proteſtanten wären. Ausländer hingegen kommen zu laßen, um die Eingebohrnen zu unterdrücken, ſey kein Merkmal eines franzöſiſchen Muths; ſondern wilder und barbariſcher Geſinnungen. Unterdeßen da einmal die ſogenannte königliche Parthey (im Grunde wurde nur der Nahme des Königs von derſelben gemißbraucht,) durch die ausländiſche Hülfe noch mehr Ueberlegenheit über die Proteſtanten gewann: hielt es der Admiral auch vor erlaubt, ſich der Zuneigung einiger deutſchen Fürſten gegen die franzöſiſchen Proteſtanten zu bedienen, um von ihnen Beyſtand zu erlangen, und alſo Ausländern auch Ausländer entgegen ſetzen zu können. Er ſchickte daher ſeinen Bruder d' Andelot nach Deutſchland, der inſonderheit

von dem Landgrafen von Heßen so nachdrücklich unterstützt wurde, daß er ein Heer von dreytausend Reitern und zwölf Compagnien Landsknechte, (wie man das deutsche Fußvolk damals nannte,) zusammen brachte. Sie vereinigten sich gegen das Ende des Jahrs 1562. mit dem Prinzen von Condee: und es war nun die Frage, was die Protestanten unternehmen sollten. Der Admiral, der immer geschäftig war, hatte vor kurzem einen ansehnlichen Vorrath von Kriegsbedürfnißen der Feinde vernichtet: zog aber nunmehro mit dem Prinzen vor Paris, wo sich das königliche Heer großentheils befand. Es hatte auch völlig das Ansehen, daß man bey einem geschwinden wiederholten Angriffe entweder diese Hauptstadt erobern, oder doch das königliche Heer einschließen und schwächen könne. Allein der Prinz ließ sich von neuem bereden, sich bey einer friedlichen Unterredung einzufinden, zu welcher ihn die Königinn unter der verführerischen Anreitzung eingeladen hatte, daß er, da sein Bruder, der König von Navarra, vor kurzem gestorben sey, die Stelle deßelben in der Regierung einnehmen könne. Der Prinz schlug es anfänglich mit einer hochlautenden Erklärung aus, bey der Zusammenkunft zu erscheinen, und sandte den Admiral an seiner Statt hin; endlich aber kam er doch selbst, und eben so vergeblich als ehemals. Während dieser Zeit war Paris in einen beßern Vertheidigungsstand gesetzt worden. Dazu kam, daß einer von den Protestantischen Befehlshabern sich der Untreue sehr verdächtig machte. Da auch mehrere Französische, und selbst Spanische Kriegsvölker sich gegen die Hauptstadt zogen: so beschloßen der Prinz und der Admiral, vielmehr den Hülfsvölkern und dem Gelde entgegen zu gehen, das sie beydes aus England erwarteten, nachdem sie und ihre Parthey überhaupt, kurz vorher mit der Königinn Elisabeth ein Bündniß

geschlos-

geſchloßen, und ihr zur Verſicherung und zum Eingange in Frankreich, die Stadt Havre de Grace eingeräumet hatten, wo die Proteſtanten auch künftig unter ihrem Schutze eine ſichere Zuflucht haben könnten.

Condee und Coligny unterſchieden ſich um dieſe Zeit durch ihre Meinungen über die Führung des Kriegs von einander; aber der letztere zeigte ſich immer als den größern Feldherrn. An Statt daß der Prinz noch einen zu ſpäten und ſehr gefährlichen Verſuch auf Paris wagen wollte, rieth er vielmehr, wie eben gedacht worden, die Vereinigung mit den Engländern in der Normandie zu eröffnen. Zwar hatte auch dieſer Zug nicht geringe Schwürigkeiten; allein da die Deutſchen, welche den anſehnlichern Theil des proteſtantiſchen Kriegsheeres ausmachten, ſich bereits über ihren außenbleibenden Sold mißvergnügt bezeigten: mußte man auf ein geſchwindes Mittel bedacht ſeyn, dieſen Klagen, zu welchen leicht der Mangel an Lebensmitteln ſtoßen konnte, abzuhelfen. Indem das Heer fortzog, behauptete der Prinz öfters, daß eine Schlacht bevorſtünde: und dieſes nicht allein aus Gründen, ſondern auch aus Erſcheinungen und Träumen, die er gehabt haben wollte. Der Admiral aber, der auf ſolche Anzeichen nichts hielt, beſtritt dieſe Meinung deſto mehr, da der damalige Entwurf ſeiner Parthey es gar nicht erlaubte, ſich in ein Hauptgefechte einzulaſſen. Gleichwohl erfolgte die Schlacht; aber durch einen Fehler einiger Befehlshaber des Condee, der den Admiral mit dem rechten Flügel über eine Meile hinter ſich zurück ließ, und durch die Zeit welche er ihm zugeſtehen mußte, um ſich mit dem übrigen Heere zu verbinden, auch den Feinden Zeit gab, an dieſes näher zu bringen, ohne daß es Condee genugſam bemerkte. D' Andelot rieth noch damals,

eine Schlacht zu vermeiden; aber Condee selbst, der nun gleicher Meinung war, fand es nicht mehr möglich.

Beyde Heere trafen also bey Dreux, einer Stadt auf dem Wege von Paris in die Normandie, am Ende des Jahrs 1562 auf einander: und hier fiel es wiederum in die Augen, daß die zween obersten protestantischen Feldherren einander an Gaben nicht gleich wären, und daher zum Besten ihrer Parthey, die Gewalt welche sie besassen, mit einander hätten wechseln sollen. Condee stürzte seiner Seits mit der Reiterey, den rechten feindlichen Flügel vorbey, auf das Schweitzerische Fußvolk, welches im mitten Treffen stand, loß, und entblößte dadurch sein eigenes Fußvolk, das nun dem Angriffe jenes Flügels zu sehr ausgesetzt war; an Statt daß er vielmehr die Reiterey der Feinde hätte angreiffen sollen. Er war eine Zeitlang sehr glücklich; aber die Schweitzer konnten, so viel sie auch litten, doch nicht ganz überwunden werden: und als endlich der frische rechte Flügel der Feinde auf die zerstreuten und entkräfteten Kriegsvölker des Prinzen den Angriff that, wurden sie in die Flucht geschlagen, und er selbst gefangen. Der Admiral fochte auf der andern Seite mit eben solchem Nachdruck und in besserer Ordnung: er bekam den Connetable, den Oberfeldherrn des königlichen Heeres, gefangen; zuletzt aber nöthigte ihn das Unglück des andern Flügels, auf den Rückzug zu denken. Die Feinde suchten ihm denselben zu erschweren, und eine völlige Niederlage beyzubringen. Da setzte er sich ihnen mit einem großen Hauffen, den er schnell gesammlet hatte, und mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit, so heftig entgegen, daß er sie mit vielem Verluste zurücktrieb. Es fehlte ihm nur wenig noch, um

den

den Sieg ganz auf seine Seite zu lenken: sie waren froh, als er sich eine Meile von dem Schlachtfelde entfernte. Noch an demselben Tage munterte er seine Deutschen Soldaten auf, die Schlacht am folgenden Morgen zu erneuern, weil die Feinde, welche fast zweymal so viel als er verloren hatten, alsdenn ohne Zweifel gänzlich überwunden werden müßten. Allein, ob sie gleich selbst erkannten, daß diese Erwartung höchst wahrscheinlich sey, war doch auch ihre Entschuldigung, von dem beträchtlichen Verluste hergenommen, den sie an Mannschaft, Waffen und Pferden erlitten hatten, nicht ungegründet.

Die Gefangenschaft des Prinzen von Condee veranlaßte das Kriegsheer der Protestanten, dem Admiral die oberste Befehlshaberstelle aufzutragen. Er bezeigte sich dabey so aufmerksam und thätig, als man es immer nach einem vollständigen Siege hätte erwarten können. Nachdem er allen ansehnlichen Städten seiner Parthey Nachricht von der Schlacht gegeben, und die eroberten Fahnen nach Orleans geschickt hatte: bemächtigte er sich der meisten Städte in der Gegend von Bourges und Tours. Seine Deutschen, welche wieder ansehnliche Rückstände an Solde zu fordern hatten, befriedigte er durch die nahe Hoffnung des Englischen Geldes, und selbst einer neuen Schlacht, so sehr, daß sie ihm feyerlich versprachen, ihre Dienste noch ferner geduldig fortzusetzen. Daher beschloß er auch in die Normandie zu ziehen, um sich mit den Engländern zu vereinigen. Vorher aber versah er Orleans, welches der Herzog von Guise, wie er wußte, im Begriff stand zu belagern, mit einer hinlänglichen Besatzung, und ließ seinen Bruder D' Andelot zur Beschützung der dortigen ganzen Gegend daselbst. Vergebens suchten ihm die Feinde den Weg in die Normandie zu versperren;

sperren; auch that die Königinn eben so fruchtlos, nach ihrer alten Gewohnheit, einige Friedensvorschläge. Coligny drang im Februar des Jahrs 1563. in die gedachte Landschaft ein. Die Deutschen erinnerten ihn hier an die Erfüllung seines Versprechens: und er wußte ihnen nicht gleich eine beßere Antwort zu ertheilen, als daß er sie bat, auf die Fluthen des Meeres zu sehen, bey welchem sie vorbey zogen, und das durch heftige Winde bewegt wurde. Auch ihm, sollten sie dabey denken, sey noch ein ungünstiges Schicksal auf seiner Fahrt zuwider. Doch nicht lange darauf wurde er in den Stand gesetzt, ihnen treffender zu antworten. Es langten nicht nur Geld, Geschütz und Soldaten, für ihn aus England an; sondern er nahm auch die Stadt Caen weg, wo ihm königliche Gelder in die Hände fielen.

Seine Absicht war, sobald als möglich nach Orleans zu eilen, wo die Angelegenheiten der Protestanten durch die Abwesenheit seines Heeres immer bedrängter werden mußten. Die Stadt wurde nicht allein von dem Herzoge von Guise belagert; sondern war auch bereits so weit gebracht, daß er sich zu einem Hauptsturme anschickte. Allein, ehe er denselben unternehmen konnte, wurde er vom Poltrot, einem protestantischen Edelmann, ermordet. Es war bloß ein schwärmerisch rasender Haß gegen den Herzog, der ihn zu diesem Verbrechen angereizt hatte: und seine Thorheit war bereits vorher so merklich gewesen, daß er öfters vor mehrern auf eine tollkühne Art sagte, er werde den Herzog umbringen. Dennoch versicherte er, als er darüber gerichtlich befragt wurde, der Admiral und andere Protestanten hätten ihn zu dieser Mordthat angetrieben, und jener habe noch mehrere verborgene Meuchelmörder in das königliche Lager abgeschickt. Diese

Aussage

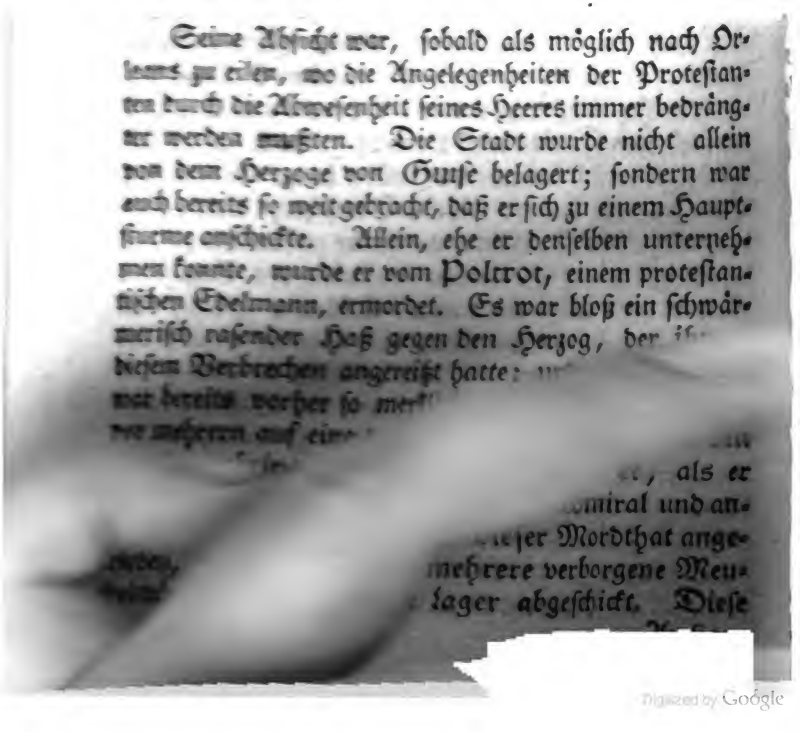
Außage veränderte er in der Folge mehr als einmal: und ob er gleich endlich ſeine Beſchuldigung auf den Admiral allein einſchränkte; ſo erklärte er ihn doch darauf vor unſchuldig: und wiederum behauptete er noch zuletzt, daß derſelbe und ſein Bruder d'Andelot um dieſe Sache gewußt hätten.

In dem ganzen bisherigen Leben des Coligny war nichts, das ihn einer ſo abſcheulichen Handlung nur verdächtig machen konnte. Offenbare Gewalt gegen ſeine Feinde, nicht Meuchelmord, durfte man von einem ſolchen Manne erwarten: und der Ankläger ſelbſt hatte alle Merkmale von Wahnwitz und Verwirrung wider ſich. Unterdeßen vertheidigte ſich doch Coligny gegen dieſe Verleumdung ſogleich ſchriftlich, indem er noch zu Caen war. Er rief Gott und Menſchen zu Zeugen an, daß er den Poltrot erſt vor kurzem durch die Empfelung einiger Proteſtantiſchen Befehlshaber, die ihn als einen tapfern jungen Mann rühmten, kennen gelernet, und nur zum Kundſchafter in dem königlichen Lager für Geld gebraucht habe. Freymüthig ſetzte er hinzu, er betrübe ſich zwar nicht ſehr über den Tod des Herzogs von Guiſe, indem er ſolchen als eine für das Reich und für die beßere Religion heilſame Begebenheit betrachte; aber niemals habe er davon mit dem gedachten Mörder geredet, oder durch andere handeln laßen; vielmehr habe er der Königinn und dem Connetable ähnliche Anſchläge, die man wider ſein und ſeiner vornehmſten Freunde Leben gefaßt hatte, auf das deutlichſte vor die Augen gelegt. Zugleich bat er dieſe Fürſtinn in einem eigenen Schreiben ſehr eifrig, den Poltrot nicht eher hinrichten zu laßen, bis man aus deßen Bekenntniß ſeine Unſchuld und die wahre Beſchaffenheit der Sache genau erfahren hätte. Allein ſo wenig man einen ſichern Beweis

auf

sperren; auch that die Königinn eben so fruchtlos, nach ihrer alten Gewohnheit, einige Friedensvorschläge. Coligny drang im Februar des Jahrs 1563. in die gedachte Landschaft ein. Die Deutschen erinnerten ihn hier an die Erfüllung seines Versprechens: und er wußte ihnen nicht gleich eine beßere Antwort zu ertheilen, als daß er sie bat, auf die Fluthen des Meeres zu sehen, bey welchem sie vorbey zogen, und das durch heftige Winde bewegt wurde. Auch ihm, sollten sie dabey denken, sey noch ein ungünstiges Schicksal auf seiner Fahrt zuwider. Doch nicht lange darauf wurde er in den Stand gesetzt, ihnen treffender zu antworten. Es langten nicht nur Geld, Geschütz und Soldaten, für ihn aus England an; sondern er nahm auch die Stadt Caen weg, wo ihm königliche Gelder in die Hände fielen.

Seine Absicht war, sobald als möglich nach Orleans zu eilen, wo die Angelegenheiten der Protestanten durch die Abwesenheit seines Heeres immer bedrängter werden mußten. Die Stadt wurde nicht allein von dem Herzoge von Guise belagert; sondern war auch bereits so weit gebracht, daß er sich zu einem Hauptsturme anschickte. Allein, ehe er denselben unternehmen konnte, wurde er vom Poltrot, einem protestantischen Edelmann, ermordet. Es war bloß ein schwärmerisch rasender Haß gegen den Herzog, der [illegible] diesem Verbrechen angereizt hatte: [illegible] war bereits vorher so mer[illegible] [illegible] mehrern auf ein[illegible] [illegible], als er [illegible]miral und an[illegible] [illegible]ieser Mordthat ange[illegible] [illegible] mehrere verborgene Meu[illegible] [illegible] lager abgeschickt. Diese



Außage veränderte er in der Folge mehr als einmal: und ob er gleich endlich seine Beschuldigung auf den Admiral allein einschränkte; so erklärte er ihn doch darauf vor unschuldig: und wiederum behauptete er noch zuletzt, daß derselbe und sein Bruder d'Andelot um diese Sache gewußt hätten.

In dem ganzen bisherigen Leben des Coligny war nichts, das ihn einer so abscheulichen Handlung nur verdächtig machen konnte. Offenbare Gewalt gegen seine Feinde, nicht Meuchelmord, durfte man von einem solchen Manne erwarten: und der Ankläger selbst hatte alle Merkmale von Wahnwitz und Verwirrung wider sich. Unterdeßen vertheidigte sich doch Coligny gegen diese Verleumdung sogleich schriftlich, indem er noch zu Caen war. Er rief Gott und Menschen zu Zeugen an, daß er den Poltrot erst vor kurzem durch die Empfelung einiger Protestantischen Befehlshaber, die ihn als einen tapfern jungen Mann rühmten, kennen gelernet, und nur zum Kundschafter in dem königlichen Lager für Geld gebraucht habe. Freimüthig setzte er hinzu, er betrübe sich zwar nicht sehr über den Tod des Herzogs von Guise, indem er solchen als eine für das Reich und für die beßere Religion heilsame Begebenheit betrachte; aber [illegible] be er davon mit dem gedachten Mörder [illegible] durch ande[illegible] laßen; vielmehr habe er [illegible] niginn[illegible] nnetable ähnliche [illegible] [illegible] seiner vornehmsten [illegible] [illegible] das deutlichste vor die Augen [illegible] [illegible] diese Fürstinn in einem [illegible] [illegible]ng, den Poltrot nicht [illegible] [illegible] man aus deßen [illegible] [illegible] wahre Besch[illegible] [illegible] [illegible]te. Allein [illegible]

auf die Aussage des Mörders bauen konnte; so war doch das Lothringische Haus entschlossen, den Admiral bloß vermöge derselben als schuldig zu verfolgen. Es ließ sich auch dadurch nicht abschröcken, daß der Prinz von Condee nachmals im königlichen geheimen Rathe auf das nachdrücklichste die Unschuld des Admirals behauptete; wiewohl er hinzufügte, er wolle gar nicht verhindern, daß die Sache vor unverdächtigen Richtern auf dem Wege Rechtens getrieben würde; nur möchte die Königinn nicht zugeben, daß die bekannte Feindschaft der Guisen gegen die Coligny, bey dieser Gelegenheit die Religion zum Vorwande mißbrauchte. Der Marschall von Montmorency that ohngefähr eine gleiche Erklärung im Nahmen seines Hauses. Weil nun eben damals die Ruhe im Reiche wieder hergestellt war, und die Coligny nicht ohne Ursache das Parlement von Paris in ihren Angelegenheiten vor partheyisch ausgaben: befohl der König, daß dieser Streit vor den großen Rath gebracht werden sollte. Hierüber beschwerten sich die Guisen, weil er eigentlich für das Parlement gehörte: und daher zog ihn der König zu seiner eigenen Untersuchung an sich; setzte aber dieselbe auf drey Jahre aus.

Als hierauf der König Carl der neunte, nachdem er das vierzehnte Jahr seines Alters angetreten hatte, noch im Jahr 1563. vor volljährig erklärt worden war, damit die Königinn dem Condee und dem Connetable alle Hoffnung benehmen möchte, an der Regierung Theil zu nehmen, erschienen die Mutter und die Gemahlinn des ermordeten Herzogs, dessen Kinder und Anverwandte beyderley Geschlechts, alle in tiefer Trauer, und unter vielem, Wehklagen vor dem Könige, vor welchem sie sich niederwarfen, und ihn um die Bestrafung jener Mordthat anflehten.

Man

Man ſah leicht ein, daß dieſer Aufzug nicht ſowohl zur Erregung des Mitleidens, als darum angeſtellt wurde, damit der große Hauffen, der den verſtorbenen Herzog, beſonders als einen vermeinten Eiferer für die Religion, ſehr geliebt hatte, zu gleicher Gewogenheit gegen ſeine Nachkommen angefeuert werden möchte. Und durch eben dieſen Kunſtgriff ſollte Coligny deſto verhaßter gemacht werden. Der König verſprach, ihrer Klage alle Aufmerkſamkeit zu ſchenken; verſchob aber ſolches auf eine bequemere Zeit. Endlich wurde dieſer Handel im Jahr 1566. auf der Verſammlung eines Theils der Reichsſtände zu Moulins, die hauptſächlich deswegen gehalten ward, beygelegt. Der Admiral bekräftigte ſeine Unſchuld durch einen Eid: und die Guiſen ſöhnten ſich auf Befehl des Königs, feyerlich mit ihm aus. Doch der noch ſehr junge Herzog, Sohn des umgebrachten, behielt unter der Verſtellung, die er damals gebrauchte, eine unauslöſchliche Begierde bey, den Todt ſeines Vaters zu rächen.

Dieſer Todt hatte nicht nur für den Admiral, ſondern auch für ganz Frankreich, noch andere und weit wichtigere Folgen. Er beförderte ſehr geſchwind den Frieden, nachdem nunmehro auch der dritte von den drey großen Verbundenen aus dem Wege geräumt war: denn der Marſchall von Saint Andree war bey Dreux geblieben, und der Connetable lebte in der Gefangenſchaft. Unglücklicher Weiſe war der Admiral bey den Friedenshandlungen, welche die Königinn eröffnete, nicht zugegen. Condee und der Connetable, als die vornehmſten Großen beyder Partheyen, führten die Berathſchlagung; allein der letztere wollte aus Haß gegen die Proteſtanten durchaus nicht zugeben, daß die letzte königliche Verordnung, vom Jahr 1561 gegen

Manne

durch welche ihnen die freye Religionsübung zugestanden worden war, eben diejenige Verordnung, wegen deren Uebertretung der Krieg sich erhoben hatte, in ihre vorige Gültigkeit gesetzt werden sollte. Der Prinz, dem die Königinn mit der ihr eigenen Arglist Hoffnung machte, daß er die Stelle seines verstorbenen Bruders in der Regierung bekleiden könnte, und der außerdem zur Ruhe geneigt war, hatte die Schwachheit, von einer so wichtigen und gerechten Forderung der Protestanten nachzulassen. Es wurde also zwar der Friede im März des Jahrs 1563 geschlossen; aber die öffentliche Uebung der protestantischen Religion bekam durch denselben eine starke Einschränkung. Coligny, der unterdessen in der Normandie sehr glücklichen Fortgang gehabt hatte, kam nunmehro nach Orleans zurück, und beklagte es in Gegenwart des Prinzen selbst und anderer vornehmen Protestanten, daß man einen so übereilten und ihnen so nachtheiligen Frieden geschlossen hätte, da man unter solchen Umständen die billigsten und vortheilhaftesten Bedingungen hätte erlangen können. Er sagte unter andern, daß man in jedem Amtbezirke den Protestanten nur Einen Ort zu gottesdienstlichen Versammlungen erlaube, sey eben so viel, als Gott, dem wir mit dem unsrigem allem zugehören, ein Stück davon zum Erbtheil anweisen, und den Feinden, die kaum mit dem Schwerdte in der Hand den Sieg erfechten konnten, denselben ungemein erleichtern. Diese und andere Vorstellungen machten solchen Eindruck, daß der protestantische Adel beynahe die Waffen wieder ergriffen hätte, und daß jedermann dem Prinzen Vorwürfe machte. Der Admiral mußte endlich diese Gährung selbst stillen: und der Friede wurde durchgängig angenommen.

Aber er ward so schlecht beobachtet, daß man den Protestanten nicht einmal die wenigen Rechte und Freyheiten ließ, die ihnen durch denselben waren zugestanden worden. Vermuthlich hatte der Admiral dieses vorausgesehen: denn der Mangel an Standhaftigkeit, der sich bey der Errichtung des Friedens zeigte, mußte Verachtung und eine kühne Verletzung desselben hervorbringen. Daher lachte man auch über die Klagen der Protestanten, warf diejenigen welche sie bey Hofe anbrachten, ins Gefängniß, und gab allen Vergünstigungen, die man ihnen ertheilt hatte, eine willkührliche Erklärung, um ihnen den Genuß davon zu rauben. Den Prinzen von Condee machten seine Schwachheiten gegen das Frauenzimmer verächtlich, indem sich die Königinn einer Hof-Fräulein, in die er außerordentlich verliebt war, bediente, ihn in einer üppigen Sorglosigkeit in Absicht auf die wichtigsten Angelegenheiten zu erhalten. Nur der Admiral war ihr und ihrer Parthey vor andern furchtbar: man suchte daher um diese Zeit sich seiner zu entledigen. Er hatte seit einigen Jahren unter seinen Hausgenossen einen Edelmann, den er zu manchen erheblichen Geschäften gebrauchte. Plötzlich fiengen die Freunde des Admirals am Hofe Briefe von diesem Edelmann auf, worinne er gewissen Personen meldete, er werde seinen Auftrag bald erfüllen, und dem Admiral den bewußten Schlaftrunk reichen. Als diesem letztern die Briefe zugeschickt worden waren, ließ er den Schuldigen vor sich kommen, und einige Zeilen auf ein Papier schreiben. Diese Schrift verglich er mit der in den Briefen befindlichen, und fragte ihn, indem er ihm dieselben zeigte, ob er seine Hand kenne. Der Verräther konnte nichts antworten, als daß er sich zu den Füssen des Admirals warf, und ihn um Gnade bat. Er erlangte auch dieselbe von dem großmüthigen

Manne mit der Bedingung, daß er sogleich sein Haus verlassen, und sich niemals wieder vor ihm blicken lassen sollte.

Coligny, der so leicht Beleidigungen vergab, und keine vorsetzlich zufügte, wurde doch im Jahr 1565. von neuem in einen Handel mit dem Hause Guise eingeflochten. Es war von dem Hofe scharf verboten worden, daß niemand bewaffnet herumziehen und in die Städte kommen sollte. Der Cardinal von Lothringen hatte zwar durch einen besondern Befehl die Erlaubniß dazu erhalten, sich eine Leibwache aufzurichten, und machte sich daher, nicht ohne Mißbrauch dieser Freyheit, fertig, mit einem ansehnlichen kriegerischen Gefolge in Paris, wo der Hof damals nicht zugegen war, einzuziehen, um sich nebst dem Herzoge von Guise, seinem Neffen, den Einwohnern, die ihnen grossentheils sehr ergeben waren, zu zeigen. Gleichwohl wollte er dem Marschall von Montmorency, der daselbst Befehlshaber war, keine vorläufige Nachricht von der Erlaubniß, die er besaß, geben. Der Marschall, welcher besorgen mußte, daß ein so sehr zur Unzeit prahlender Trotz die kaum gedämpften Unruhen wieder erwecken möchte, ließ den Cardinal warnen, mit seiner bewaffneten Menge, zu welcher viele aus der Hauptstadt selbst kamen, in dieser nicht zu erscheinen; indem er ihn sonst mit Gewalt daran hindern würde. Da aber der Cardinal dieses nicht achtete, wurde sein Gefolge von dem Marschall zurück getrieben und zerstreuet; er selbst aber genöthigt, mit seinem Neffen und Bruder, dem Herzoge von Aumale, die Stadt wieder zu verlassen. Der letztere fuhr fort, um dieselbe mit Soldaten herum zu schwärmen, und die beyden erstern sagten mehrmals, diese Handlung sollte dem Montmorency das Leben kosten:

ſten: ſie konnten auch in Paris gegen ſechszig tauſend Mann wider ihn aufwiegeln. Alles dieſes bewog ihn, den Admiral, zu Hülfe zu rufen, der auch gleich darauf mit dreyhundert Reitern ſich einfand. Seine Gegenwart breitete ſo viele Furcht in der Stadt aus, daß die meiſten Einwohner ſchon auf die Flucht bedacht waren. Denn die Guiſen hatten ausgeſtreuet, er komme nur, um dieſelbe zu plündern. Allein der Marſchall ließ die Vornehmſten der Stadt zu ſich kommen, und er ſowohl als der Admiral beruhigten ſie durch eine Erklärung ihrer Abſichten. Beſonders ſprach der letztere mit dem ungekünſtelten Zutrauen zu der Gerechtigkeit ſeiner Sache, und mit der edeln Dreiſtigkeit, woran man ihn immer erkannte.

Ich weiß das Gerücht lange, ſagte er, das die Uebelgeſinnten von mir ausbreiten, als wenn ich geſonnen wäre, mich dieſer Stadt zu bemächtigen. Aber ein ſolcher Vorſatz ſchickt ſich nur für diejenigen, welche ſich ein Recht an die Thronfolge beymeſſen, und behaupten, daß ihnen gewiſſe Herzogthümer und Grafſchaften wieder eingeräumt werden müßten. Was mich anlangt, ſo habe ich keinen Anſpruch an das Reich, oder an irgend einen Theil deſſelben; wenn ich ihn aber hätte, ſo glaube ich, daß ſeit fünfhundert Jahren kein Menſch unter dem franzöſiſchen Adel ſo viele Mittel gehabt habe, als ich, den Staat zu beunruhigen. Erinnert euch, was ich nach dem Tode des Herzogs von Guiſe, und da ich den Connetable zu Orleans in meiner Gewalt hatte, vor Gelegenheit gehabt habe, Bewegungen zu ſtiften, wenn anders mein Gemüth dazu geneigt geweſen wäre; auch daß die Königinn-Mutter, und der Staatsrath des Königs den Frieden nicht eher begehrt haben, als da die Sachen meiner Glaubensgenoſſen in dem blühendeſten Zuſtande

waren. Und wem ist es unbekannt, daß ich den Frieden mit dem dringendsten und sehnlichsten Anhalten gesucht habe, als eben mehrere der mächtigsten Städte sich bereits unter meinen Schutz begeben hatten, und verschiedene andere in der Normandie und in Bretagne, ihre Freundschaft und Verbindung freywillig anboten? Wer weiß nicht, daß ich nach dem Frieden, da ich meinen Ehrgeitz befriedigen, und von dem Könige Aemter und Würden erlangen konnte, mich lieber in meine Wohnung begeben, und bis jetzt das eingezogenste und ruhigste Privatleben geführt habe? — Hierauf zeigte er die Ursache an, warum er nach Paris gekommen sey, und fuhr fort: Ihr wisset alle das Vertrauen, welches die Bekenner der reinen Religion in mich setzen. Verschiedene unter ihnen, die durch diese neuen Ränke beunruhigt, und durch die aufrührischen Entwürfe der Anhänger der Guisen erschröckt worden sind, kommen täglich zu mir, und zeigen mir aufgefangene Briefe von versammleten Befehlshabern, welche ihren alten Soldaten melden, sie möchten sich mit ihren Waffen bereit halten, um sich auf den ersten Befehl, da wo es nöthig wäre einzufinden. — Er las auch ein Stück aus einem solchen Briefe vor, wovon die Urschrift der Königinn Mutter übergeben worden war, und worinne die Hugonotten als Stützen des regierenden Hauses angegeben wurden, die man wegräumen müsse, damit die französische Krone denjenigen zu Theil werde, die ein altes Recht daran hätten. Außerdem berief er sich darauf, es sey etwas Bekanntes, daß seit dem Frieden über fünfhundert seiner Glaubensgenossen an verschiedenen Orten ermordet worden wären, ohne daß die Obrigkeit den Todt eines einzigen darunter geahndet hätte; vielmehr brächten diejenigen welche sich bey Hofe darüber beklagten, nichts als Worte, ein Blatt Papier oder ein Stück Pergament, dafür

zurück.

zurück. Endlich setzte er hinzu, es sey sonderbar, daß nach der öffentlichen Sage, einige Catholische Geistliche aus Furcht vor ihm die Stadt verlassen wollten; da es doch im ganzen Reiche keinen so festen Platz gäbe, wo die Geistlichen dieser Kirche mit mehr Ruhe und Sicherheit wohnten, und ihre Cärimonien ausübten, als in seiner Stadt Chatillon.

Eine Folge dieser Händel war es, außer einigen heftigen Schriften von beyden Seiten, daß der Admiral bald nach seiner Zurückkunft in die ebengedachte Stadt, nahe dabey einen Meuchelmörder entdeckte, der ihm, durch einige Versprechungen des Herzogs von Aumale gewonnen, auf der Jagd nach dem Leben trachten wollte, und der, als er auch wegen anderer Ursachen, vor Gericht gestellt wurde, sich umsonst erkühnte, den Admiral zu beschuldigen, daß er ihn vor einigen Jahren habe bewegen wollen, die Königinn Mutter umzubringen. Doch die versteckten Anschläge des Hofs und der Guisen waren nicht auf den Admiral allein, sondern überhaupt auf die Protestanten gerichtet. Die Reise welche der König mit seiner Mutter im Jahr 1565. nach Bayonne vornahm, hatte zwar dem Scheine nach, nur eine Unterredung zwischen ihm und seiner Schwester, der Königinn von Spanien, zur Absicht; allein die vornehmsten Geschichtschreiber dieser und der nächstfolgenden Zeit, und dieses selbst Römischcatholische, gestehen, daß daselbst heimliche Verabredungen zum Nachtheil der Protestanten, zwischen beyden Höfen genommen worden sind. Es entstanden eben damals die ersten Bewegungen in den Niederlanden, die nachher den langwierigen Krieg hervorbrachten, unter welchem sich der Freystaat der vereinigten Niederlande bildete. Die Bedrückungen der Protestanten waren auch dort eine

Veranlassung dazu; aber Philipp der zweyte, König von Spanien, verletzte überdieß die bürgerlichen Rechte und Freyheiten dieser Länder eben so gewaltsam. Wegen ihrer Nachbarschaft mit Frankreich, besorgten beyde Höfe, daß die Protestanten ihres Gebiets sich einander unterstützen möchten. Der berühmte Feldherr, der Herzog von Alba, besprach sich daher im Nahmen Philipps, bey der gedachten Unterredung, mit der Königinn-Mutter, über die würksamsten Mittel, wie man zugleich in Frankreich und in den Niederlanden die sogenannte Ketzerey ausrotten könnte. Er soll den Rath gegeben haben, die Protestanten, auf ein gegebenes Zeichen, alle anzufallen und umzubringen: so wie es ehemals mit den Franzosen, bey der Sicilianischen Vesper, gegangen war. Man erzählt auch den bittern Scherz von ihm, daß zehntausend Frösche nicht so viel werth wären, als der Kopf eines Lachses: um anzuzeigen, daß weit mehr daran gelegen sey, den Prinzen von Condee oder den Admiral aus dem Wege zu räumen, als eine Menge geringerer Protestanten. Diese beyden Herren wurden daher von ihren Freunden die sich am Hofe aufhielten, gewarnet, und fiengen würklich an, vorsichtige Maaßregeln für ihre Sicherheit zu nehmen.

Sie konnten auch durch vieles andere was um diese Zeit vorfiel, gewarnet werden. Obgleich der Hof die öffentliche Verbindung einiger catholischen Großen wider die Protestanten unterdrückte: so bezeigte er doch übrigens gegen die letztern nichts als feindseeligen Widerwillen, und überließ sie im ganzen Reiche der fortdaurenden Verfolgung ihrer Feinde. Zugleich ließ er sechstausend Schweizer unter dem Vorwande anwerben, daß die Gränzen des Reichs gegen das spanische Kriegsheer unter dem Herzoge von Alba, das im Begriff war,

war, vorbey in die Niederlande zu ziehen, bedeckt werden müßten; obgleich in der That Frankreich und Spanien damals in dem besten Vernehmen mit einander lebten. Unterdeßen schlug der Admiral, um die Absichten des Hofes beßer kennen zu lernen, im königlichen geheimen Rathe vor, daß die erstgenannten Kriegsvölker in das Herzogthum Burgund, als eine Gränzlandschaft, verlegt werden möchten: zumal da in derselben, weil beide Religionspartheyen darinne stark wären, Unruhen entstehen könnten, wenn französische Soldaten hineingelegt würden. Allein der Hof war vielmehr gesonnen, die Schweitzer in das Innerste des Reichs aufzunehmen, und sie wider die Protestanten zu gebrauchen. Diese, welche nicht lange daran zweifeln konnten, bereiteten sich um desto mehr zu einem unvermeidlichen Kriege.

Auch diesesmal war Coligny einer der letzten, der sich in denselben verwickeln laßen wollte: und an kriegerischen Helden sind Bedenklichkeiten dieser Art immer am schätzbarsten. Er und andere mit ihm gleichgesinnte behaupteten bey einer Versammlung der Grossen ihrer Parthey, man müße erst die äußersten Hülfsmittel versuchen, ehe man sich durch die Ergreifung der Waffen verhaßt machte. Die Versammleten waren dazu geneigt; aber bald darauf erfuhren sie, daß der Hof würklich beschloßen habe, den Prinzen von Condee gefangen setzen, und den Admiral umbringen zu laßen; daß auch die Schweitzer, gegen alle Vorstellungen des Prinzen, immer näher anrückten. Diese Nachrichten erhitzten die Gemüther der Protestanten so sehr, daß sie ausriefen, sie wären es der Religion, sich und den ihrigen schuldig, gegen so viele Treulosigkeit und Grausamkeit sich zu vertheidigen. Noch gaben sich Coligny und einige mit ihm, viele Mühe es zu

verhüten, daß man zu keinen Feindseeligkeiten schreiten möchte. „Laßt uns, sagte er zuletzt, lieber unschuldig, nach dem Beyspiele unserer Vorfahren, Unrecht leiden, als die Schuldigen angreifen, damit wir nicht, indem wir eine gute Sache übel verfechten, die Gerechtigkeit verlieren, welche bisher für uns gestritten hat." Seine Rede machte bey den meisten Eindruck; aber d'Andelot, sein Bruder, ein eben so rechtschaffener als feuriger Mann, stellte dagegen vor, daß diese Entschließung, so gerecht und klug man sie auch nennen könne, doch dem durchaus verdorbenen Zustande des Reichs nicht gemäß sey, der vielmehr gewaltige Mittel, große und standhafte Unternehmungen, fordere. Was wird uns unsere Geduld helfen, sagte er, wenn wir lange warten, bis wir in auswärtige Länder verwiesen, im Gefängniß gefeßelt sind, oder aus unsern Häusern vertrieben, in Wäldern und Einöden herumirren, wenn wir der Wuth des Pöbels ausgesetzt, von kriegerischen Männern verachtet, und auf Entscheidung der Grossen verurtheilt werden? Was vor Hülfe werden wir alsdenn in unserer Unschuld finden? Vor wen wollen wir alsdenn auch unsere gerechtesten Klagen bringen? Wer wird uns hören, mit uns reden, uns nur sehen wollen? Es ist also nun Zeit, meine Freunde, daß wir, nachdem man uns so oft, zum großen Nachtheil der Religion und der öffentlichen Ruhe, hintergangen hat, endlich lernen, nicht hintergangen zu werden, und uns der gerechten und nothwendigen Waffen zu unserer Vertheidigung bedienen, ohne uns darum zu bekümmern, ob uns unsere boshaften Feinde, die alle Rechte und Gesetze so oft übertreten, und uns in der That schon den Krieg angekündigt haben, vor die erste Ursache deßelben ausgeben.

Den

Den Admiral und alle übrigen rißen diese Gründe und die Begeisterung mit welcher sie d'Andelot vortrug, fort: man trat ihm auch darinne bey, daß die Protestanten gleich anfänglich einen kühnen Streich wagen müßten, um sich Ansehen und die Oberhand zu geben. Man hatte sie im vorigen Kriege darüber verspottet, daß sie sich nicht bemüht hätten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, deßen Gegenwart jeder Parthey eine besondere Stärke, und in der That den Anschein von Rechte, verschaffen mußte. Sie beschloßen daher dieses jetzt zu versuchen: und Condee bestellte die Vornehmsten unter ihnen, worunter auch der Admiral war, gegen den Ausgang des Septembers im Jahr 1567. zu dieser Absicht nach Rozoy in der Landschaft Brie. Der Hof, der sich in der Nähe befand, und von ihrer Unternehmung Nachricht erhielt, eilte mit einer geringen Bedeckung nach Meaux. Die Protestantischen Edelleute aber, die bis auf vierhundert bereits angewachsen waren, wurden durch den Marschall von Montmorency, der mit Friedensvorschlägen an sie abgeschickt ward, etwas aufgehalten: und da unterdeßen die Schweitzer sich Meaux näherten, mußten jene die Ausführung ihres Entwurfs gänzlich aufgeben. Sobald sie jedoch verstärkt worden waren, rückten sie mit einem kleinen Heere vor Paris, wohin sich der Hof begeben hatte, und schnitten dieser Hauptstadt die Zufuhr ab. Es fielen damals allerhand Unterhandlungen vor, auch ein Gespräch zwischen beiden Partheyen, wobey sich der Admiral ebenfals befand; aber der Connetable versicherte ausdrücklich, der König werde den Protestanten niemals eine uneingeschränkte Religionsübung zugestehen, noch überhaupt zwo Religionen in seinem Reiche dulden, und die vorigen Gesetze zu ihrem Besten wären nur auf eine Zeitlang gegeben worden. Sie wurden

daher von neuem überzeugt, daß man nicht anders als gezwungen, Willens sey, ihnen Verträge und ertheilte Freyheiten zu halten. Endlich da der Connetable mit einem wenigstens sechsmal stärkern Kriegsheere, als sie zusammen gebracht hatten, ihnen aus Paris entgegen rückte, kam es noch im Jahr 1567. zu der Schlacht bey Saint Denys.

Condee und der Admiral erwarben sich in derselben einen größeren Ruhm, als durch alle ihre bisherige Kriegsunternehmungen. Ob sie gleich nur an der Spitze von dreytausend Mann waren, und gar kein Geschütze hatten, thaten sie doch selbst den Angriff mit so vieler Tapferkeit und wohl unterstützter Ordnung, daß es einigermaaßen zweifelhaft blieb, welcher von beyden Theilen Sieger zu nennen sey. Zwar behaupteten die königlichen das Schlachtfeld; allein sie verloren den Connetable: und da am folgenden Tage d'Andelot mit einer Verstärkung bey den Protestanten anlangte, bot er den Feinden, die er bis in die Vorstädte von Paris angriff, von neuem, aber vergebens, ein Treffen an. Der Admiral wurde in dieser Schlacht durch sein muthiges Pferd tief unter die Feinde hineingetragen; sie erkannten ihn nicht, und er zog sich unbeschädigt zurück. Sein Rath war es keineswegs gewesen, daß man sich, bey einer solchen Schwäche an Kriegsvölkern, in ein entscheidendes Gefechte einlaßen sollte: er wollte nur durch Scharmützel die Zeit hingebracht wißen, bis sein Bruder zu ihm stoßen könnte. Allein der Prinz drang auf eine Schlacht, um die Ehre der Protestantischen Waffen zu behaupten: und ein Entschluß, der viel von Verwegenheit an sich hatte, nahm doch, wie öfters, einen glücklichen Ausgang, der ihn rechtfertigte.

Jetzt

Jetzt wurden die Proteſtanten furchtbarer als ſie vor der Schlacht geweſen waren. Sie beſaßen bereits Orleans, nahmen Rochelle, eine beſonders feſte Seeſtadt, und andere wichtige Plätze weg, wurden aus vielen Gegenden des Reichs verſtärkt, und bekamen auch Nachricht, daß der Pfalzgraf Johann Caſimir, Sohn des Kurfürſten von der Pfalz, ſich fertig mache, ihnen mit zehntauſend Mann zu Hülfe zu ziehen. Dazu kam noch, daß die königliche Parthey, nach dem Tode des Connetable, keinen anſehnlichen Oberbefehlshaber mehr hatte, und die Königinn-Mutter dieſe Würde, bloß, um ihre Macht zu befeſtigen, dem Herzoge von Anjou, Bruder des Königs, ertheilte. In dieſen Umſtänden wandte ſie ſich zu ihren alten Künſten, und ließ den Proteſtanten Friedensvorſchläge thun. Ihre Oberhäupter waren ſo geneigt, dieſelben anzuhören, daß der Admiral, auch nachdem die königlichen Abgeordneten ſich an dem beſtimmten Orte nicht eingefunden hatten, dennoch daſelbſt noch verweilen wollten. Aber es wurde vielmehr nach der Meinung der übrigen beſchloßen, daß man den deutſchen Hülfsvölkern entgegen ziehen müße: und da der Admiral auch darein willigte, folgte man ſeinem Rathe, dieſes nicht bloß mit der Reiterey, wie man geſonnen war, ſondern mit dem ganzen Heere zu thun. Indem dieſes geſchah, wurden auf der einen Seite die Feindſeeligkeiten, auf der andern die Friedenshandlungen immer fortgeſetzt; allein der Bruder des Admirals, der Cardinal von Chatillon, der zur Führung der letztern an den Hof geſchickt wurde, und mit vieler Standhaftigkeit billige und dauerhafte Bedingungen verlangte, fand wiederum, daß man nur darauf bedacht wäre, zum Schaden ſeiner Parthey alles in die Länge zu ziehen.

Nachdem

Digitized by Google

Nachdem das Kriegsheer der Protestanten bis in Lothringen vorgedrungen war, nicht ohne von dem feindlichen, das unter den Befehlen des Herzogs von Anjou stand, auf seinem Zuge sehr beunruhigt zu werden, traf es die erwarteten Hülfsvölker daselbst nicht an. Es gehörte alle leutseelige Frölichkeit des Prinzen von Condee, und das ganze ernste Ansehen in den Vorstellungen des Admirals dazu, um das Murren ihrer Soldaten, die zum Theil sich beynahe der Verzweifelung ergaben, zu besänftigen. Als jedoch wenige Tage darauf das Kriegsheer des Pfalzgrafen Johann Casimirs sich näherte, erhob sich eine neue große Schwierigkeit. Condee hatte versprochen, demselben, sobald es in Frankreich einrücken würde, hundert tausend Thaler zu zahlen. Die Deutschen verlangten nun das Geld; aber die französischen Feldherren hatten kaum selbst so viel, daß sie die nöthigen Bedürfnisse für sich und ihre Soldaten auf eine Zeitlang damit bestreiten konnten. In dieser Verlegenheit wandten Condee und Coligny, was sie nur an Kunst und Beredsamkeit besassen, an, um die ihrigen zu bewegen, daß ein jeder von ihnen, bey einer Angelegenheit, auf welche ihr gemeinschaftliches Beste ankäme, etwas von seinem Vermögen hergeben möchte, um die Hülfsvölker einigermaaßen zu befriedigen. Sie thaten aber noch mehr, und machten selbst den Anfang dazu. Coligny, von dem dieser Vorschlag hauptsächlich herkam, legte sogleich zu dieser Absicht fünfhundert Thaler hin. Alles folgte ihm darinne nach; nicht nur die Befehlshaber und Soldaten, sondern selbst die Bedienten, und die zum Troß gehörigen Leute. So brachte man ohngefähr hundert tausend Livres zusammen: und die Deutschen begnügten sich einstweilen daran, als sie sahen, mit welchem freywilligen Wetteifer dieselben gesammlet worden waren. Diese

seltene

seltene Großmuth von Leuten, die selbst ihren Sold fordern konnten, brachten der königlichen Parthey einen hohen Begriff von dem unüberwindlichen Muthe der Protestanten bey.

Sie zogen hierauf nebst ihren Bundsgenossen auf Paris loß; aber sie litten dabey an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen ziemlichen Mangel. Dieser würde noch schlimmere Folgen gehabt haben, wenn nicht Coligny vortreffliche Anstalten zum Unterhalte des Heeres getroffen hätte. In dieser Art von Fürsorge war er besonders geübt, und pflegte mit einem gemeinen Sprüchworte zu sagen, wenn man ein solches Ungeheuer (so nannte er ein Heer in den bürgerlichen Kriegen,) bilden wollte, so müsse man vom Bauche anfangen. Die Protestanten belagerten nunmehro Chartres; wurden aber hierinne im März des Jahrs 1568. durch die Nachricht unterbrochen, daß der Friede zwischen ihrer und der Königlichen Parthey zu Stande gekommen sey. Diese letztere that abermals den Antrag dazu: und Condee bezeigte sich gleich willig ihn anzunehmen. Aber der Admiral, dessen Klugheit weiter sah, bemerkte dabey, daß der Friede nur deswegen angeboten würde, um Chartres zu retten, und damit man die Protestanten getrennt desto leichter überwinden könnte. Doch da viele unter ihnen in ihre Heimath zurückkehrten, und es von neuem an Gelde für die Deutschen fehlte: wurde endlich der Friede angenommen. Er enthielt eine Bestätigung der im Jahr 1563. für die Protestanten ertheilten Verordnung, und hob alle Einschränkungen oder Mißdeutungen derselben auf.

Während der Belagerung von Chartres erfuhr der Admiral, daß seine Gemahlinn, welche sich mit ihren Kin-

dern nach Orleans begeben hatte, daselbst gefährlich krank liege. Er eilte sogleich mit mehrern Aerzten dahin; fand aber daß die Krankheit stärker als alle Hülfsmittel wäre. Bey diesem Anblicke empfol er zwar ihre Seele Gott, und wurde von einigen Freunden, die ihn zu trösten versuchten, in sein Zimmer begleitet. Allein der Schmerz überwältigte ihn so sehr, daß er unter Thränen und Seufzen ausrief: „Mein Gott, was „habe ich dir gethan? Was vor eine Sünde habe ich „begangen, daß ich so hart gezüchtigt, und von so vie„lem Unglück niedergedrückt werde?“ Seine Freunde richteten ihn einigermaaßen wieder auf: und er bekam Muth genug, seine Kinder vor sich kommen zu laßen, die er ermahnte, sich durch diesen großen Verlust von der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge zu überzeugen; die Wohnung auf der Welt nur als eine Herberge die uns geliehen sey, zu betrachten, und sich auf Gott allein zu verlassen. Die Gemahlinn des Admirals hatte nicht nur als eine eifrige und heldenmüthige Christinn, als eine Frau von besonderer Stärke des Geistes, gelebt; sie starb auch als eine solche, indem sie sich ihre tödtliche Krankheit durch die unabläßigen Besuche zuzog, welche sie zur Pflegung der Kranken und verwundeten Soldaten zu Orleans, bey denselben ablegte.

Er selbst genoß auch der öffentlichen Ruhe nicht lang, die durch den Frieden in Frankreich wieder eingeführt werden sollte. Man hatte diesen würklich den Protestanten nur darum bewilligt, um sie zu entwaffnen, und die fremden Hülfsvölker von ihnen zu entfernen. Daher giengen ihre Klagen beynahe sobald wieder an, als er im Reiche bekannt gemacht worden war. Die ihnen durch denselben zugestandene Freyheit wurde an vielen Orten zurückgenommen; an noch mehrern fiel man über sie her, mißhandelte und ermordete

sie

sie ungestraft; man nahm ihnen ihre Bedienungen, behielt die Italiänischen und Schweizerischen Miethvölker im Reiche, und die catholischen Geistlichen, sonderlich die Jesuiten, verhetzten überall das Volk durch ihre Predigten, daß es weiter keine Ketzer neben sich dulden möchte. Daher weigerten sich auch die Protestanten, die königlichen Besatzungen in verschiedene Städte aufzunehmen, weil sie an dem Beyspiel anderer gesehen hatten, daß dieses ihren Untergang beschleunige. Besonders setzten sie sich zu Rochelle dagegen, welcher Platz seitdem, sechszig Jahre nacheinander, ihr festester Sicherheitsort in Frankreich geblieben ist. **Condee** und **Coligny**, welche verschiedene gegen sich gerichtete Anstalten bemerkten, und außerdem zuverlässige Warnungen von ihren ansehnlichsten Freunden erhielten, daß der Hof gesonnen sey, sie gefangen nehmen zu lassen, mußten sich daher abermals entschließen, für ihre Sicherheit zu sorgen. Sie rechtfertigten in einem langen Schreiben an den König, durch alle vorher angeführte Gründe, den Schritt, welchen sie thun wollten, und retteten sich darauf nebst ihren ganzen Familien, nicht ohne Gefahr, nach Rochelle.

Noch im Jahr 1568. also, sechs Monathe nach geschloßenem Frieden, nahm der dritte bürgerliche Krieg in Frankreich seinen Anfang. **Coligny** hatte ihn dadurch zu verhüten gesucht, daß er an die Herzoginn von Savoyen, eine Tochter **Franz des ersten**, schrieb, und sie auf das eifrigste bat, alles ihr Ansehen bey der Königinn-Mutter anzuwenden, damit das Vaterland vor dem neu einbrechenden Unglück bewahrt werden möchte. Da aber dieses keine Würkung that, führte er den unvermeidlich gewordenen Krieg desto lebhafter. Er nahm nebst seinem Bruder d'Andelot zween feste Plätze, Niort und Angouleme, weg; konnte

te es jedoch bey der Eroberung eines andern Städtchen, deßen Besatzung sich auf Gnade und Ungnade ergab, durchaus nicht verhüten, daß seine Soldaten darinne alles was ihnen vorkam, niedermachten. Dieses war vom Anfange der bürgerlichen Religionskriege in Frankreich her, eine ihrer traurigsten Eigenschaften, daß sehr oft kein Theil dem andern die Verträge und Erwartungen erfüllte, unter welchen sich Städte und Ueberwundene in Schlachten ergaben. Auf das erste Beispiel dieser Art folgten bald zur Wiedervergeltung mehrere: daher hatte eben der Admiral sich viele, aber vergebliche Mühe gegeben, seine Soldaten abzuhalten, daß sie nicht in diesem Kriege die ersten seyn möchten, eine Grausamkeit und Treulosigkeit zu begehen, die durch den Religionshaß oder bösen Vorgang von der andern Seite nicht gerechtfertigt werden konnte. Unterdeßen würde man eben deswegen diese und andere ähnliche Ausschweifungen, die von den Soldaten unter seiner Anführung ausgeübt worden sind, nur mit Unrecht ihm zur Last legen.

Er hatte ferner einen Hauptantheil an allen beträchtlichen Unternehmungen des protestantischen Heeres in diesem Kriege. Eine darunter war sonderbar und gefährlich, als der Prinz von Condee, in der Absicht, die Königlichen, die sich ihm genähert hatten, anzugreiffen, den Admiral mit dem Vortrabe voranschickte; aber, indem er ihm nachfolgte, auf einen andern Weg sich verirrte, indem ihn ein starker Nebel, jenen die unkundigen Wegweiser verführt hatten. Condee gerieth also mit dem Theil des Heeres den er bey sich hatte, wider alles Vermuthen, auf das Königliche, und sah sich genöthigt, ein Gefechte mit demselben anzufangen; zugleich aber schickte er auf verschiedene Wege, aus, um den Admiral eilfertig zurück zu rufen. Doch

dieser

dieser wandte sich selbst um, so bald er das Geschütze losbrennen hörte, und opferte dieser dringenden Nothwendigkeit den vollständigen Sieg über einen großen feindlichen Haufen auf, den er bereits in den Händen hatte. Da der Prinz unterdeßen ein allgemeines Treffen vermied, und durch den Admiral wieder verstärkt worden war, schieden beyde Heere von einander, um sich durch Belagerungen und auf andere Weise Abbruch zu thun.

Während des Winters vom Jahr 1568. verloren die Protestanten durch eine unter ihnen eingerißene Seuche, einige tausend Soldaten. Sie suchten daher eine Schlacht so lange zu vermeiden, bis die Deutschen Kriegsvölker, die der Herzog von Zweybrücken herbeyführte, zu ihnen gestoßen seyn würden. Allein die Königlichen, die desto mehr Verstärkung an sich zogen, waren auch eben darum äußerst begierig, es zu einer Schlacht zu bringen. Es kam hauptsächlich darauf an, ob das protestantische Heer, das sich bey Chateauneuf und Baßac an der Charente gelagert hatte, seine Feinde würde verhindern können, über diesen Fluß zu gehen. Der Admiral traf deswegen alle nöthige Anstalten, indem er hinlängliche Kriegsvölker dahin stellte, um den Uebergang zu verwehren. Allein diese entfernten sich, um mehrerer Bequemlichkeit Willen, von dem Flußе, und zerstreueten sich dergestalt, daß das königliche Heer ohne Widerstand darüber zog. Zu spät wurde der Admiral davon benachrichtigt: und obgleich er sowohl als Condee es versuchten, sich mit den ihrigen zurück zu ziehen; so konnten sie doch die Schlacht nicht vermeiden, welche von Jarnac, wo der Prinz stand, den Nahmen bekam, und am 13 März des Jahrs 1569. vorfiel. Die überlegene Macht der Königlichen, und der Ueberfall den die Prote-

teſtanten gelitten hatten, trugen das meiſte dazu bey, daß ihre Feinde ſiegeten. Aber ſie verloren auch den Prinzen von Condee, der, nachdem er ſich bereits zum Gefangenen ergeben hatte, vermuthlich auf geheimen Befehl des Herzogs von Anjou, getödtet wurde. Ohngeachtet dieſer Herr einige Fehler nie abgelegt hat; ſo machten ihn doch ſeine Großmuth, Tapferkeit und Leutſeeligkeit, ſein Verſtand und ſeine Beredſamkeit vor den meiſten Großen ſeines Vaterlandes liebenswürdig.

Durch ſeinen Todt ſchien die Sache der Proteſtanten einen unerſetzlichen Verluſt erlitten zu haben; allein der Admiral wußte ſie gar bald wieder aufzurichten. Auch kam die verwittwete Königinn von Navarra, eine Prinzeßinn von männlichem Geiſte, die ſich beym Anfange des Kriegs mit ihrem Sohne, dem jungen Heinrich, der damals der Prinz von Bearn hieß, nachmals König von Navarra, und endlich auch von Frankreich, unter dem Nahmen Heinrichs des vierten, wurde, nach Rochelle geflüchtet hatte, in das Lager der Proteſtanten. Daſelbſt hielt ſie zu einer zahlreichen Menge eine Anrede, um zu zeigen, daß man aus mehrern Urſachen nicht muthlos werden dürfe: beſonders da nicht nur der Sohn des verſtorbenen Prinzen, ſondern auch ihr eigener Sohn bereit wären, alles für ihre Angelegenheiten zu thun. Der letztere wurde auch bald darauf zum Oberhaupte der Proteſtanten erklärt; allein da er erſt funfzehn Jahre alt war, behaupteten die beyden Coligny das vornehmſte Anſehen bey der Führung der öffentlichen Geſchäffte. Der Admiral inſonderheit wurde von allen Großen und Befehlshabern der proteſtantiſchen Parthey als ihr würklicher Anführer im Kriege erkannt, weil keiner unter ihnen allen ſich ſo frühzeitige, ſo viele und große

Ver-

Verdienste um ihre gemeinschaftliche Sache erworben, keiner als Feldherr so viele Vorzüge gezeigt, und überhaupt einen so erhabnen Geist, als er, unter einer Menge von Gefahren hatte blicken laßen.

Er brauchte seine Standhaftigkeit nach dem Tode des Prinzen desto mehr, da er wenige Wochen darauf auch seinen Bruder d'Andelot, einen so treuen und geliebten Gefährten seiner Unternehmungen verlor. Dieser Held, deßen Tapferkeit immer auch durch viele Klugheit geleitet wurde, starb plötzlich nicht ohne Verdacht, daß ihm die Feinde Gift beygebracht haben möchten. Denn von ihrer Denkungsart konnte man, außer so vielen muthwilligen Verletzungen kaum eingegangener Verträge, auch aus den verabscheuungswürdigen Worten urtheilen, die man den Siegelbewahrer und nachmaligen Canzler, Birague, einen gebohrnen Italiäner, oftmals sagen hörte, der damalige Krieg werde nicht durch Gewalt der Waffen, sondern weit leichter durch Köche, geendigt werden. Der Admiral schrieb bey dieser Gelegenheit an seine und die von seinem Bruder hinterlaßne Kinder, welche gemeinschaftlich zu Rochelle erzogen wurden, zu ihrem Troste einen Brief, der nicht unwürdig zu seyn scheint, hier zu stehen. „Ob ich gleich nicht zweifle, „fängt er an, daß der Todt meines Bruders d'Andelot euch sehr betrübt haben werde; so habe ich euch „doch erinnern wollen, daß ihr glücklich seyd, Söhne „oder Neffen eines so großen Mannes zu seyn, von dem „ich mir zu behaupten getraue, daß er ein sehr treuer „Diener Gottes, und ein sehr vortrefflicher und berühmter Feldherr gewesen sey. Das sind Tugenden, „deren Andenken und Beyspiel euch stets vor den Augen seyn muß, um ihnen, so weit es euch möglich „seyn wird, nachzuahmen. Und ich kann mit Wahr-

„heit sagen, daß ihn in Frankreich niemand in der „Kriegskunst übertroffen habe: auch zweifle ich nicht, „daß ihm die Ausländer eben daßelbe Zeugniß geben „werden; besonders diejenigen, welche ehemals seine „Tapferkeit empfunden haben. Nun aber hatte er sich „diesen hohen Ruf nicht durch Trägheit oder Müßig„gang, sondern durch sehr große Arbeiten, die er für „sein Vaterland ausstand, erworben. Und gewiß, ich „habe keinen Menschen gekannt, der billiger gedacht, „und der Gottseeligkeit eifriger ergeben gewesen wäre. „Zwar weiß ich auch wohl, daß es für mich nicht an„ständig seyn würde, sein Lob den Ausländern zu „verkündigen. Aber euch stelle ich es desto freyer dar, „um euch zur Nachahmung so großer Tugenden aufzu„muntern, und anzureitzen. Denn ich setze mir diese „selbst zum Beyspiel vor und bitte Gott und unsern „Herrn unterthänigst, daß ich dieses Leben eben so „gottseelig und glücklich, als ich ihn sterben sah, möge „verlassen können. Und je mehr ich seinen Verlust mit „dem äußersten Bedauern beklage, desto mehr verlan„ge ich von euch, zur Linderung meines Schmerzens, „daß ich jene Tugenden an euch hervorleuchten und „wieder aufleben sehen möge; und daß ihr euch von „ganzem Herzen der Gottseeligkeit und Religion erge„ben, und während eures jetzigen Alters eure Zeit auf „die Erlernung der Wißenschaften wenden möget, die „euch auf den Weg der Tugend führen werden. Und „ob ich gleich den Stunden nicht zuwider bin, die euch „euer Lehrer verstattet, um euch zu ergötzen, und von „euren Büchern zu entfernen; so nehmt euch doch in „Acht, daß ihr bey euren Ergötzlichkeiten nichts thut „oder sagt, was Gott beleidigen könnte. Vor allen „Dingen ehret euren Lehrer, und gehorchet ihm wie mir „selbst: denn ich bin gewiß, daß er auch nichts lehren „oder rathen wird, als zu eurer Ehre und Nutzen. Uebri-

gens,

„gens, wenn ihr mich, oder vielmehr euch ſelbſt liebt: „ſo bemühet euch, daß ich beſtändig angenehme Nach„richten von euch erhalte, und daß ihr eben ſo ſehr an „Frömmigkeit und Tugend, als an Alter und Leibe „wachſet. Gott ſegne und beſchütze euch, und erhalte „euch durch ſeinen heiligen Geiſt ewiglich!“ — Daß dieſe Geſinnungen aus der Fülle ſeines Herzens gefloſſen ſind, nicht bloß, um Kinder zu ermahnen, ausgeſonnen wurden, zeigte auch das übrige Betragen des Admirals. Er pflegte oft, wenn er von den Angelegenheiten der Proteſtanten ſprach, zu ſagen, daß die Regierung ihrer Kirche nicht von menſchlichen Rathſchlägen, noch der Fortgang ihres Heeres von der Tapferkeit ihrer Anführer, abhänge. Und indem er den Muth ſeines verſtorbenen Bruders häuffig rühmte, rief er dabey aus: „O wie ſeelig iſt d'Andelot, daß er „ſo fromm und glücklich den Lauf ſeines Lebens geen„digt hat!“

Nach ſo mannigfaltigem Verluſte öffnete ſich dem Admiral um eben dieſe Zeit eine Gelegenheit, ſeiner Parthey von neuem das völlige Gleichgewicht mit der Königlichen, oder gar die Oberhand, zu verſchaffen. Der Herzog Wolfgang von Zweybrücken näherte ſich mit einem Heere von mehr als 13000 Mann, das er zur Hülfe der Proteſtanten in Deutſchland aufgebracht hatte, den Gränzen von Frankreich. Er mußte zwar, vom Rheine an, durch das ganze Reich, beynahe bis gegen das Weltmeer hin, ziehen, um ſich mit dem Admiral zu vereinigen, hatte ein feindliches Heer an der Seite, das ſeinen Zug auf alle Art zu verhindern ſuchte, und fand noch andere Schwierigkeiten in dieſem fremden Lande. Allein er überwand ſie alle, und ſtarb nur etliche Tage vorher, ehe die gedachte Vereinigung beyder Heere, von welchen das Deutſche

nunmehro den Grafen Wolrad von Mansfeld zum Oberbefehlshaber hatte, im Junius des Jahrs 1569. erfolgte. Diese ansehnliche Verstärkung erregte große Hofnungen für die Protestanten; wie sie denn auch bald darauf einen beträchtlichen Vortheil über die Königlichen erfochten. Coligny hingegen glaubte, man müße sich dieser glücklichen Veränderung nur dazu bedienen, um auch, ehe die Waffen den Ausschlag gäben, einen rühmlichen und sichern Frieden zu erlangen. Da ihm der Herzog von Anjou ein sicheres Geleite für die Abgeordneten, die er in dieser Absicht an den König schicken wollte, verweigerte: so sah er sich genöthigt, nur eine Bittschrift an denselben im Nahmen seines Heeres ergehen zu laßen. In derselben wurde der König angefleht, sich seines Volks, und deßen Elendes zu erbarmen, auch zu bedenken, wie viel Frankreich, wenn der Krieg fortdauern sollte, leiden müßte, da beyde Theile zusammen zwanzig tausend Ausländer an sich gezogen hätten. Es wurde ihm ferner vorgestellt, die Sachen wären so weit gekommen, daß weder die Aussöhnung der Gemüther, noch Liebe und Mitleiden gegen das Vaterland, sondern allem Ansehen nach, bloß das Verderben deßelben, dem bürgerlichen Kriege ein Ende machen könnten, indem es unaufhörlich bey Blutvergießen, Plündern und ähnlichem Ungemach, bleiben müße. Man hat ihn daher, seiner Unterthanen, die bereits so lange und so viel gelitten hätten, zu schonen, den Cardinälen und Italiänern, die an seinem Hofe zu mächtig wären, nicht so viel zu trauen, indem die Ausländer durch das Elend der Franzosen nicht so sehr gerührt würden, als die Franzosen selbst. Diese Zeit, setzte man hinzu, wäre zu Friedenshandlungen sehr geschickt, weil noch jede Parthey ein Vertrauen auf ihre Stärke sezte, und die Bedingungen des Friedens wären auch

leicht,

leicht, weil alle diejenigen, welche sich mit dem Admiral unter den Waffen befänden, nichts weiter verlangten, als die freye Uebung ihrer Religion, die ihnen schon so oft durch das Ansehen der Stände, und durch mehrere Verordnungen des Königs, zugestanden worden sey. Endlich sey es ein sehr thörichter Gedanke einiger wenigen Italiäner, und anderer, die um den König wären, daß zweymal hundert tausend Protestanten leicht ausgerottet werden könnten; indem der Erfolg genugsam das Gegentheil bewiesen habe.

Doch dieser Versuch war vergeblich: und Coligny bekam sogar darauf die Antwort, der König werde nicht eher eine Bittschrift von den Protestanten annehmen, bis sie sich ihm völlig unterworfen hätten. Da er dieses hörte, schrieb er zurück, und beschwerte sich über das Unrecht, das ihm und den übrigen Protestanten solchergestalt durch die Feinde der öffentlichen Ruhe wiederführe, nahm auch Gott und alle christliche Fürsten über die Gewissenhaftigkeit seines Betragens zu Zeugen. Der Krieg mußte also fortgeführt werden. Die Protestanten besaßen um und von Rochelle an, einen ansehnlichen Strich Landes an der Seeküste: um diese Besitzungen sicher zu stellen, beschloß der Admiral, sich Poitiers zu bemächtigen; zumal da er glaubte, daß die Stadt wegen ihres großen Umfanges nicht lange würde vertheidigt werden können. Es wurde diese Absicht durch die Eroberung des festen Schloßes von Lusignan befördert, wo durch die Sorgfalt des Admirals, der mit der Besatzung geschloßene Vergleich unverletzt blieb, und dadurch zuerst den bisherigen Treulosigkeiten dieser Art Einhalt geschah. Er belagerte hierauf Poitiers; aber da die Stadt, in welche sich der noch junge, und sehr muthige Herzog von Guise selbst mit vielen Großen be-

geben hatte, immer frische Soldaten erhielt, und das Heer der Protestanten durch Mangel an Lebensmitteln, üble Witterung, und zuletzt durch eine Krankheit, die den Admiral selbst und mehrere Befehlshaber niederwarf, angegriffen wurde: mußte er die Belagerung desto mehr aufheben, weil der Herzog von Anjou sich gefaßt machte, der Stadt zu entsetzen. Dagegen nöthigte er auch diesen Herzog von der Belagerung von Chatelleraut abzustehen, und dieser wagte es nicht, das ihm von dem Admiral angebotene Treffen anzunehmen.

Um diese Zeit wurde die Ruhe und Sicherheit des Admirals auf mehr als Eine Weise bestürmt. Im September des Jahrs 1569. fällte das Parlement zu Paris über ihn als einen Aufrührer und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldigen, das Todesurtheil, versprach auch demjenigen, der ihn lebendig würde eingebracht haben, funfzig tausend Goldstücke. Bald darauf wurde eben diese Belohnung auch auf solche erstreckt, die ihn umbringen würden; sie möchten Franzosen oder Ausländer seyn: und sie sollten Gnade erlangen, wenn sie gleich einerley Verbrechen mit ihm begangen hätten. Auf zween andere Protestantische Große wurde eben dieselbe Strafe gesetzt, und man schleppte überdieß ihre und des Coligny Bildniße auf eine schimpfliche Art durch die Straßen von Paris, um sie zuletzt an den Galgen zu heften. Die Guisen ließen dieses Urtheil nicht allein in ganz Frankreich bekannt machen, sondern auch für die Ausländer, in mehrere Sprachen übersetzt ausbreiten; aber Coligny, der einmal seine Vertheidigung in den Waffen gesucht hatte, regte sich gegen diesen Angriff nicht. Seine Feinde bestachen auch damals seinen Kammerdiener, der ihnen versprach, ihn zu vergiften.

Man

Man entdeckte ſeine Abſicht, und der Admiral ſelbſt würkte es durch ſeine Fürbitte aus, daß er mit keiner härtern Strafe, als dem Strange belegt wurde.

Die öffentlichen Angelegenheiten ſeiner Parthey, die ihre Augen auf ihn allein richtete, mußten ihm zu dieſer Zeit mehr Bekümmerniße erregen, als ſeine perſönlichen. Sein Heer war durch Krankheiten, den Abzug mehrerer aus demſelben, und andere Urſachen, ziemlich geſchwächt worden: daher trug der Admiral immer mehr Bedenken, dem ſehr ſtark angewachſenen feindlichen Heere eine Schlacht zu liefern. Allein viele Proteſtanten aus den mittäglichen Gegenden Frankreichs fanden den Krieg ſchon viel zu langwierig, weil er ſie mancher Verlegenheit in Abſicht auf ihren Unterhalt ausſetzte: und ſie drohten, zurück nach Hauſe zu gehen, wenn nicht in kurzem etwas Entſcheidendes unternommen würde. Seine deutſchen Soldaten waren ſogar nicht weit davon entfernt, ſich zu empören, weil ſie viele Rückſtände ihres Soldes zu fordern hatten: deſto lauter begehrten ſie eine Schlacht. Coligny alſo, der ſich zu derſelben gezwungen ſah, gab ſich doch lieber das Anſehen, als wenn er freywillig einem Treffen entgegen gienge. Auf der andern Seite war es zwar dem Vortheil der Königlichen gemäß, den Krieg, welchen ſie am leichteſten aushalten konnten, zu verlängern. Da jedoch die Proteſtanten eben eine anſehnliche Verſtärkung erwarteten, und auch in Deutſchland von neuem Kriegsvölker anwarben, mithin das Reich zulezt in die Gefahr gerathen konnte, daß Ausländer Herren in demſelben würden: ſo entſchloß ſich auch der Herzog von Anjou zu einem Treffen. Der Admiral ſtellte ſich ihm zuerſt bey Moncontour, in der Statthalterſchaft von Poitou, mit ohngefähr achtzehn tauſend Mann entgegen, ohne ſeiner anſichtig zu werden.

den. Seine Kundschafter aber hintergiengen ihn, und er zog sich, in der Meinung, daß die Königlichen noch weit von ihm stünden, wieder zurück. Indem er dieses that, wurde sein Nachtrab von ihnen so unvermuthet und mit solcher Ueberlegenheit angefallen, daß er, ob ihm gleich der Admiral zu Hülfe kam, nicht wenig einbüßte. Dieser hatte, um den seinigen Muth zu machen, eine Anzahl derselben zu einem beynahe verwegenen Entschluße aufgemuntert, mit ihm über den Fluß zu setzen, der sie von den Feinden schied, und diese anzugreiffen, weil er nicht glaubte, daß ihr ganzes Heer in der Nähe wäre: und er war dabey nicht glücklicher gewesen.

Alles schien ihm jetzt zu rathen, daß er unter Begünstigung der Nacht sein Heer in Sicherheit bringen möchte. Denn sein Rückzug im Angesichte der Feinde, sein erlittener Verlust, und die fast zweymal grössere Stärke des Königlichen Heeres, setzten das seinige in eine sehr nachtheilige Stellung. Eben diesen Rath ertheilten ihm zween den Protestanten geneigte Edelleute, welche aus dem Königlichen Lager des Nachts in dieser Absicht zu dem seinigen kamen. Coligny überließ diesen Vorschlag, der ihm nicht mißfiel, dem Gutachten seiner Befehlshaber. Die meisten aber verwarfen ihn, als ihren Umständen nicht angemeßen und sogar gefährlich. Er stellte sich, als wenn er ihnen beyträte, schickte des Nachts sein Gepäcke voraus, ließ das Heer vor Aufgang der Sonne aufbrechen, und traf überhaupt solche Anstalten, daß er der Schlacht ausgewichen seyn würde, wenn seine Befehle von allen genau erfüllt worden wären. Allein das deutsche Fußvolk weigerte sich, fortzuziehen, wenn ihm nicht sein rückständiger Sold ausgezahlt würde. Coligny brachte einige Stunden damit zu,

die

die daraus entſtandene Unruhe zu ſtillen; unterdeßen aber war der Herzog von Anjou, ob er gleich einen längern Weg zurück zu legen hatte, als die Proteſtanten, dergeſtalt vorgerückt, daß ſie nothwendig auf ihn ſtoßen mußten.

Beyde Kriegsheere fochten alſo am dritten October des Jahrs 1569. bey Moncontour mit einander. Der Admiral ſuchte und hoffte noch immer, mit einem leichten Treffen durchzukommen. Er hatte die zween jungen Prinzen von Bearn und von Condee, welche als die Oberhäupter der Proteſtanten angeſehen wurden, zu ſeinem Heere kommen laßen, um daßelbe aufzumuntern: und dieſes that auch ſeine Würkung; obgleich mit ihnen weniger bewaffnete Edelleute ankamen, als er erwartet hatte. Das deutſche Fußvolk küßte, nach ſeiner damaligen Gewohnheit, die Erde, und verſprach, in einen Ehrenvollen Todt zu gehen. Würklich blieb auch der Sieg lange zweifelhaft. Die Proteſtanten eigneten ſich ſchon denſelben durch ein freudiges Geſchrey zu. Aber da ihr Heer durch die Rückreiſe der beyden Prinzen, deren Sicherheit ſolches erforderte, und die von nur gar zu vielen begleitet wurden, aufs neue geſchwächt ward; da der Graf Ludwig von Naſſau, der die deutſche Reiterey unter ihnen anführte, durch einen Mißverſtand ſeine wichtige Stelle verließ, und endlich der Admiral ſelbſt dergeſtalt verwundet wurde, daß man ihn, ob er gleich ſolches verbergen wollte, wegbringen mußte: behielten die Königlichen die Oberhand. Die Proteſtanten erlitten die größte Niederlage, die ſie in den bisherigen Kriegen betroffen hatte; ihre deutſchen Fußvölker inſonderheit wurden beynahe gänzlich niedergehauen, und die übrigen des Heeres retteten ſich auf verſchiedenen Wegen.

Mic-

Digitized by Google

Niemand unter dieser Parthey befand sich damals in einer unglücklichern Verfassung als der Admiral. Er war verwundet und krank; ihm legte man die Schuld der verlornen Schlacht bey, und schwieg geflißentlich von seinen Verdiensten und trefflichen Anstalten; die Ueberbleibsale seines Heeres aber schienen für jede Unternehmung zu gering zu seyn. Er hatte für zween junge Prinzen zu sorgen, die von falschen eigennützigen Leuten dem Scheine nach zwar bedauert wurden; denen aber diese die bisherige Verwaltung ihrer Angelegenheiten nur darum verdächtig zu machen suchten, um sie selbst in ihre Hände zu bekommen. Einige schwache Städte, Besatzungen voll Bestürzung, ausländische Soldaten, die ihr ganzes Gepäcke eingebüßt hatten, er selbst ohne Geld, und dagegen ein mächtiger Feind, der von unversöhnlichen Haße, besonders gegen ihn, getrieben wurde; alles dieses vermehrte das Traurige seines Zustandes. Auch war er von den Großen in der That verlaßen: ausgenommen die Königinn von Navarra, welche Rochelle verließ, um die gemeine Sache in der Nähe zu unterstützen. Der Admiral ließ den Muth noch weniger sinken: und er gestand, daß die Worte eines alten Freundes, und eines seiner vornehmsten Rathgeber, l'Estrange, der, indem er ebenfalls verwundet neben ihm vorbeygetragen wurde, ihm in die Sänfte hinein mit thränenden Augen zurief: „Dennoch bleibt Gott immer gütig," ihn vorzüglich aufgerichtet, ihm neue Entschloßenheit eingeflößt habe. Er nahm die beyden Prinzen abermals in die Gesellschaft seiner Kriegsvölker: theils damit diese durch ihre Gegenwart gestärkt würden; theils, damit sich jene selbst an die Beschwerlichkeiten der Kriege gewöhnen, und bey dieser Gelegenheit vieles lernen möchten. Er zog darauf nach Languedoc, wo die Protestanten ziemlich stark waren, um daselbst wieder ein

Heer

Heer aufzurichten; hoffte auch, daß der Herzog von Anjou ihm dahin nachfolgen, und deſto weniger eine den Proteſtanten gehörige Stadt angreiffen würde. Allein dieſer Prinz begieng, nach dem Befehl des Hofs, ohngefähr eben den Fehler, wie man geurtheilt hat, den ehemals der Admiral durch die Belagerung von Poitiers begangen hatte: an Statt den überwundenen Feind zu verfolgen, belagerte er Saint Jean d'Angeli. Dieſe Stadt wurde von einem der tapferſten proteſtantiſchen Befehlshaber, de Piles, ſo lange vertheidigt, daß ſich unterdeßen ſeine Parthey von ihrer Niederlage deſto leichter erholte.

Ehe der Admiral die Gegend um Rochelle verließ, hatte er eine Nachricht erhalten, die gleichſam das Maaß ſeiner damaligen Leiden völlig ausfüllte. Sein herrliches Schloß zu Chatillon war vor kurzem durch eine Anzahl königlicher Soldaten ausgeplündert, und die darunter liegende Stadt dergeſtalt verbrannt worden, daß man kaum eine Spur davon mehr erblickte. Er nahm dieſes Unglück ohne einige Veränderung in ſeinem Geſichte auf, indem ihn nach der Empfindungsart großer Männer, die öffentliche Noth ſeiner Glaubensgenoſſen mehr als ſeine eigene rührte. Er verſicherte ſeinen Freunden, daß er durch eine beſondere Gnade Gottes wiße, Güter zu beſitzen, aber nicht von denſelben beſeßen zu werden. Sehr wenige unter allen Proteſtanten hatten, während der bürgerlichen Kriege, ſo viel von ihrem Vermögen für ſich und andere aufgewandt, und ſo anſehnliche Schulden gemacht, als er: bis er endlich eben um dieſe Zeit, nachdem er beynahe alles verloren hatte, ſich gedrungen ſah, in dem Rathe der Prinzen um eine Geldhülfe zum Unterhalte der ſeinigen anzuſuchen. Dabey hielt er es vor nüzlich, bey einer ſo rührenden Gelegenheit, als die Zerſtörung

ſtörung ſeiner ſchönſten Beſitzung war, ſeine und ſeines verſtorbenen Bruders Kinder zur Anſtellung gewißer Betrachtungen aufzufordern, welche bey ihnen nicht zu früh aufſteigen konnten. Er ermahnte ſie ſchriftlich, ſich der wahren Gottſeligkeit deſto mehr zu befleißigen, da ſie ſchon aus ihrer geringen Erfahrung hätten lernen können, wie wenig man ſich auf die ſogenannten Güter des Lebens verlaßen dürfe, und wie weit mehr man ſeine Hofnung auſſerhalb der Welt ſetzen müße. Die Mittel, daſelbſt glückſelig zu werden, ſtünden nicht in unſerer Gewalt, und man müſſe daher Gott bitten, daß er uns ſelbſt auf dem rechten Wege führe, auf welchem man auch keine zeitliche Vergnügungen erwarten dürfe. „Die Menſchen, ſetzte er hinzu, haben uns dasjenige, was ſie konnten, entrißen: und wenn dieſes einmal der Wille Gottes iſt, ſo werden wir glücklich, und unſer Zuſtand wird auch gut ſeyn, weil uns dieſer Verluſt wegen keiner Beleidigungen wiederfahren iſt, die wir andern zugefügt hatten; ſondern bloß aus Haß gegen mich, weil es Gott gefallen hat, ſich meiner zu bedienen, um ſeiner Kirche beyzuſtehen. Gleichwohl, wenn wir auch um deswillen viel leiden, ſind wir glückſelig, und werden eine Belohnung erhalten, über welche die Menſchen keine Macht haben werden.“

Der Krieg, welcher damals in verſchiedenen Franzöſiſchen Landſchaften, von beyden Partheyen mit abwechſeln dem Glücke fortgeführt wurde, ſchien gegen das Ende des Jahrs 1569. ſeinem Ziele nah zu ſeyn. Es geſchahen von dem Hofe Friedensvorſchläge, durch welche den Proteſtanten, zwar die Gewißensfreyheit, aber nicht die Erlaubniß öffentlichen Gottesdienſt zu halten, verſprochen wurde: und vermuthlich glaubte man, daß ſie, nach der erlittenen Niederlage, jede angebote-

ne

ne Bedingung begierig ergreifen würden. Allein ſie verlangten durch Abgeordnete, welche ſie an den König ſchickten, vielmehr, daß ihnen die Freyheit, gottesdienſtliche Verſammlungen anzuſtellen, im ganzen Reiche geſtattet, und mit der Wiedereinſetzung in ihre ehemaligen Güter, ein vollkommen ſicherer Friede bewilligt werden möchte. Da der Hof in jenem Begehren beynahe gar nicht nachgeben wollte, wurden die Proteſtanten beſchuldigt, daß ſie keine Neigung zum Frieden hätten. Sie verantworteten ſich aber in einer eignen Schrift, in welcher ſie zeigten, daß der Hof ſelbſt insgeheim ſich mit dem Könige von Spanien und dem Pabſte über die Fortſetzung des Kriegs berathſchlage, und nur ſo lange über die Proteſtanten Zeit gewinnen wolle, bis er von jenen Fürſten gewiße Verſicherungen bekommen hätte; daß ſie aber keinen andern Frieden annehmen könnten, als wodurch ihre Freyheiten und Angelegenheiten auf immer feſtgeſtellt würden. Dieſe ſtandhaften und eben ſo klugen Maaßregeln wurden hauptſächlich auf den Rath des Admirals genommen. An ihn wurden daher auch im Jahr 1570. ſehr gnädige Schreiben des Königs, ſeiner Mutter und ſeines Bruders, des Herzogs von Anjou, abgeſchickt, und der mündliche Antrag mit dem ſie begleitet waren, enthielt wiederum eine Einladung zum Frieden. Der Admiral und alle Großen ſeiner Parthey antworteten darauf mit ehrerbietiger Dankſagung, daß ihnen ihre Pflichten gegen Gott nicht erlaubten, eine Gewiſſensfreyheit ohne öffentliche Uebung ihrer Religion anzunehmen; daß ſie alſo lieber den Krieg mit dem äußerſten Widerwillen fortſetzen wollten, als das Bekenntniß ihres Glaubens menſchlichen Bequemlichkeiten aufopfern.

So

So hatte der Krieg noch weiter seinen Fortgang. Coligny aber faßte einen kühnen Entschluß, den nur ein solcher Mann ausführen konnte. Nachdem er sich in den mittäglichen Gegenden Frankreichs ziemlich verstärkt hatte, nahm er sich vor, mitten durch das Reich, gegen das andere Ende desselben hin, den deutschen Hülfsvölkern, die im Anzuge waren, entgegen zu gehen, und alsdenn mit ihnen auf Paris selbst loszurücken. Denn er war völlig überzeugt, daß der Hof nicht eher mit Ernste an den Frieden denken würde, als bis der Krieg in die Nähe der Hauptstadt versetzt wäre; alsdenn hoffte er, würden diejenigen, die sich durch den Krieg bey dem gemeinen Hauffen beliebt zu machen suchten, das Elend desselben selbst zu sehr fühlen würden, als daß sie Lust haben könnten, ihn fortzuführen. Er war auf diesem Zuge schon weit gekommen, als er in eine so gefährliche Krankheit fiel, daß die Aerzte alle Hoffnung seiner Wiedergenesung aufgaben. Sein Heer hielt sich vor verloren, wenn es seiner beraubt würde, weil es keinen ihm an Ansehen, Klugheit und Mäßigung gleichen Befehlshaber besaß. Es kamen auch abermals Königliche Abgeordnete des Friedens wegen, bey demselben an; sie brachen aber gleich die Unterhandlungen ab, als die Krankheit des Admirals zunahm. Dieses verdroß einige der vornehmsten Protestanten, welche, indem sie sich gegen die Abgeordneten darüber beschwerten, hinzusetzten, daß, wenn er auch sterben sollte, man mit andern genug von ihrer Parthey handeln könnte. Sie mußten jedoch zu ihrem noch größern Verdruße die Antwort hören, man wundere sich darüber, daß sie nicht einsähen, was vor ein wichtiger Mann der Admiral wäre. Wenn er heute stürbe, sagten die Königlichen, würden wir Euch morgen nicht ein Glas Waßer anbieten: und Ihr solltet wohl wißen, daß sein Nahme mehr

dazu

dazu beytrage, Euch Ansehen zu geben, als noch ein so starkes Heer, wie das Eurige ist.“ Unterdeßen erlangte der Admiral seine Gesundheit wieder: und man beschloß darauf, nach seinem Rathe, von Seiten der Protestanten, dem Könige noch einmal vorzustellen, daß sie lieber alles leiden wollten, als wider ihr Gewissen dem Dienste Gottes entsagen; daß sie also um die freye Ausübung deßelben, und um einige Plätze zu ihrer Sicherheit bäten: so würden sie alle, die ihnen ohnedem sehr verhaßten Waffen wegwerfen.

Nach dieser Antwort führte Coligny, der dem Nahmen nach unter den Befehlen der Prinzen von Bearn und von Condee stand, seine Soldaten, die nicht über viertausend Mann stark waren, weiter fort. Der Hof hatte ihm ein Heer von dreyzehntausend Mann unter dem Marschall von Cossee entgegen gesetzt, der den Admiral hindern sollte, näher gegen die Hauptstadt vorzurücken. Doch dieser suchte, ohngeachtet einer solchen Ungleichheit an Macht, und obgleich von seinen Kriegsvölkern, die nunmehro vierhundert französische Meilen zurückgelegt hatten, viele in ihre Heimath zurückgekehrt waren, andere aus Ermüdung die Waffen wegwarfen, seinen Zug ferner zu behaupten. Daher kam es zwischen beyden Feldherren im Sommer des Jahrs 1570 bey Arnay-le-Duc in dem Herzogthum Burgund, zu einem merkwürdigen Gefechte. Der Admiral bediente sich der dortigen Gegend so geschickt, und seine Anstalten wurden überhaupt von den erfahrnen Befehlshabern die er gebildet hatte, so tapfer unterstützt, daß der wiederholte Angriff der Königlichen mit ihrem großen Verluste zurück geschlagen wurde. Schon wollten darauf die Protestanten auf denjenigen Theil des Königlichen Heeres losgehen, der noch unbeweglich stand. Allein ihr alter Feldherr,

der sich an die Schlacht bey Dreux erinnerte, und seine wenige Mannschaft überdachte, hielt sie in ihrer guten Stellung zurück, wohl zufrieden mit dem Vortheil den er erlangt hatte, und leicht wieder verlieren konnte. Den Tag darauf setzte er seinen Zug im Angesichte der Feinde fort, die ihn desto weniger einholen konnten, da er weder Geschütz noch Gepäcke mit sich führte. Er langte bald zu la Charitee, einem festen Platze und wichtigen Uebergange über die Loire an, von welchem aus er der Hauptstadt um vieles näher kam, wo er auch einen Vorrath an Geschütz, und eine beträchtliche Verstärkung an Soldaten fand.

Es fiel ihm jetzt desto leichter, den Krieg mit vielem Vertrauen fortzuführen, da seine Parthey in Poitou und gegen Rochelle zu, mittlerweile sehr glücklich gewesen war. Aber, um die edlern Gesinnungen zu zeigen, mit welchen er mitten unter dem besten Fortgange der Waffen, geneigter war, sie auf billige Bedingungen niederzulegen, als nach einer verlornen Schlacht auf unwürdige Vorschläge, schickten die Protestanten, seinem Rathe zu Folge, Abgeordnete an den König, um über den Frieden zu handeln. Coligny war damals der bürgerlichen Kriege so sehr überdrüßig, daß er versicherte, er wollte lieber eines gewaltsamen und schimpflichen Todes sterben, als noch einmal die Waffen ergreiffen. Da er auch alle Ausschweifungen und Laster von Herzen verabscheuete: so war es ihm schon lange unerträglich gewesen, daß er genöthigt war, während des ihm verhaßten bürgerlichen Kriegs, die strenge Zucht, in welcher er ehemals die Soldaten gehalten hatte, in Verfall gerathen zu lassen. Nächstdem wünschte er eben so sehr, sein Vaterland ruhig zu sehen, als darauf an dem Niederländischen Kriege gegen Spanien Antheil nehmen zu können; wozu man

ihm

ihm auch Hoffnung machte. Der Hof, oder vielmehr die Königinn-Mutter, welche noch immer die vornehmſte Gewalt in den Händen hatte, mußte ihrer Seits ebenfalls Neigung zum Frieden faſſen, da Coligny mit ſeinem Kriegsheere Paris noch weit näher gekommen war, der Hof an Gelde ſowohl Mangel litt, als die Proteſtanten, und es ihm daher ſchwer wurde, viele Soldaten aufzubringen. Es wurde alſo im Auguſt des Jahrs 1570 ein für die Proteſtanten ſehr günſtiger Friede geſchloſſen. Sie bekamen nicht nur die Freyheit des öffentlichen Gottesdienſtes in einer großen Menge von Städten, doch Paris und den Königlichen Hof ausgenommen; ſondern ſie wurden auch vor fähig erkläret, alle bürgerliche Bedienungen zu bekleiden, und man ſorgte zugleich dafür, daß ihnen bey den hohen Gerichtshöfen, welche Parlements heißen, allemal Gerechtigkeit wiederfahren möchte. Zur Verſicherung, daß dieſes alles beobachtet werden würde, überließ ihnen der König Rochelle, Montauban, Cognac und la Charitee dergeſtalt, daß die beyden Prinzen und zwanzig andere Großen der proteſtantiſchen Parthey eidlich verſprachen, dieſe Städte innerhalb zwey Jahren dem Könige wieder einzuräumen.

Nachdem dieſer Friede zu Stande gebracht war, den man als das Werk des Admirals betrachten kann, hoffte er, auf ſo viele Arbeiten, eine Zeitlang der Ruhe zu genießen, indem er dem Verſprechen und dem Eide des Königs, ſeiner Brüder, und der Parlements vollkommen trauete. Er vermählte ſich daher auch nunmehro, auf das Zureden ſeiner Freunde, von neuem mit Jacqueline von Montbet, Tochter des Grafen von Entremont, und Wittwe des Baron von Anton, von deren Frömmigkeit, Beſcheidenheit und andern Tugenden, er ſchon lange die rühmlichſten Nach-

richten gehört hatte. Sie hingegen war so begierig, noch vor ihrem Tode, wie sie sagte, den Nahmen der Martia des Cato zu führen, daß sie, ohngeachtet des Verbots und der Drohungen des Herzogs von Savoyen, deßen Unterthaninn sie war, in dieser Absicht nach Rochelle eilte. Um gleiche Zeit gab der Admiral seine Tochter dem Teligny zur Gemahlinn, einem jungen Herrn von ansehnlichem Hause und trefflichen Eigenschaften. Er schien unter dem ganzen französischen Adel bey dem Könige der beliebteste zu seyn: und er war es daher auch, der den Admiral in dem ungemeinen Vertrauen, welches er jetzt auf die Gewogenheit des Königs zu setzen anfieng, am meisten stärkte.

Das Betragen des Königs gegen den Coligny und die Protestanten überhaupt, mußte ihn nicht weniger beruhigen. Mit dem Anfange des Jahrs 1571. kamen königliche Abgeordnete nach Rochelle, wo sich die Prinzen und der Admiral befanden. Sie hatten den Auftrag, die Beschwerden der Protestanten, die seit dem Frieden vor den König gekommen waren, zu hören, und die noch vorhandenen Schwierigkeiten bey der Beobachtung deßelben zu heben. Zugleich thaten sie einen Antrag zur Vermählung des Prinzen von Bearn, mit der Prinzeßinn Margaretha, Schwester des Königs; ja sie gedachten auch, welches einer der liebsten Entwürfe des Admirals war, wie nöthig es sey, dem Prinzen von Oranien gegen die Spanier in den Niederlanden beyzustehen, und äußerten ihr Befremden darüber, daß die protestantischen Großen sich in Rochelle eingeschloßen hielten. Der Admiral beantwortete alles dieses auf die freymüthigste Art, rechtfertigte das Verhalten seiner Parthey seit dem Anfange der bürgerlichen Kriege, und zeigte, daß sie noch erhebliche Ursachen genug zum Mißtrauen hätten, weil

noch

Digitized by Google

noch beſtändig ungerechte Gewaltthätigkeiten gegen ſie geübt würden, und überhaupt ihre alten Feinde noch immer zu mächtig wären. Hierauf erhielten die Proteſtanten die beſten Verſprechungen, und ſchickten auch ſelbſt Abgeordnete an den Hof, um über jene wichtige Angelegenheiten weiter zu handeln. Zwar litten ſie von neuem durch den Pöbel an verſchiedenen Orten; eine Anzahl von ihnen wurde ſogar bei Gelegenheit ihres öffentlichen Gottesdienſtes ermordet; allein der König ließ dieſe Ausſchweifungen zum Theil ſcharf beſtrafen. Er wiederholte auch ſeine vorhergehenden Anträge an den Admiral, ließ ihn öfters einladen, an den Hof zu kommen, unterredete ſich heimlich und vertraulich mit einigen der vornehmſten Proteſtanten über den gegen Spanien zu führenden Krieg; gab ihnen aber auch zu erkennen, daß er keinen entſcheidenden Entſchluß darüber faßen könne, wenn er nicht vorher die Meinung des Admirals gehört hätte, den er zum oberſten Feldherrn in dem gedachten Kriege beſtimmte.

Durch ſo viele ausnehmende Merkmale der Gnade, durch eine ſchriftliche Erlaubniß des Königs, daß er ſogar bey Hofe ſich von einer adelichen Leibwache von funfzig Mann begleiten laßen dürfe, endlich auch von ſeinen Freunden ſelbſt aufgemuntert, konnte Coligny es nicht länger verſchieben, dem Könige ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Die Aufnahme welche er bey demſelben fand, übertraf alle ſeine Erwartung. Als er ſich vor dem Könige auf die Kniee warf, richtete ihn derſelbe ſogleich wieder auf, nannte ihn ſeinen Vater, umarmete ihn dreymal, und ſagte mit der freundlichſten Miene, indem er ihm die Hand drückte: „Nun halten wir Sie endlich; Sie ſollen uns nicht entwiſchen, wenn Sie wollen.“ Die Königinn-Mutter und der Herzog von Anjou empfingen ihn nicht weniger gütig;

vorzüglich aber der jüngste Bruder des Königs, der Herzog von Alencon, der ihn am aufrichtigsten liebte. Man überhäufte den Admiral mit Wohlthaten: er bekam einen Theil der geistlichen Pfründen seines vor kurzem verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, den Genuß der übrigen die derselbe besetzen hatte, auf ein Jahr lang, hundert tausend Livres, um sein Schloß Chatillon wieder auszuschmücken, und seine vorige Stelle im geheimen Rathe. Als er darauf sich in das eben gedachte Schloß begeben hatte, ließ ihn der König abermals an den Hof rufen, und besprach sich mit ihm über den Niederländischen Krieg, ingleichen über Bündnisse, die er mit der Königinn Elisabeth von England, und mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, zu schließen gesonnen wäre. Wen der Admiral empfol, der erhielt Gnadenbezeugungen von dem Könige; er rettete sogar einem Edelmann durch seine Fürsprache das Leben, für welchen die Mutter und die Gemahlinn des Königs vergebens gebeten hatten. Indem sein Ansehen so hoch stieg, verließen die Guisen den Hof, weil es dem Herzoge dieses Nahmens verboten worden war, den Admiral, welchem er noch immer den Todt seines Vaters zuschrieb, deswegen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie klagten laut darüber, daß ihnen für so viele ausgestandene Beschwerlichkeiten, ihre Feinde vorgezogen würden. Die Königinn-Mutter und der Herzog von Anjou, führten ebenfalls solche Reden, daraus man schliessen konnte, daß sie deswegen mit dem Könige nicht zufrieden wären.

Desto mehr sah der Admiral seine vornehmste Wünsche erfüllt. Die Vermählung des Prinzen von Bearn, welche er als ein glückliches Band zwischen dem Hofe und den Protestanten betrachtete, wurde beschloßen: und die Königinn von Navarra langte zur Voll-

Vollziehung derſelben im Jahr 1572. zu Paris an. Das Engliſche Bündniß kam auch zu Stande: und in Deutſchland ließ der König ein ähnliches wider Spanien vorſchlagen. Gleichwohl warnten die Proteſtanten von Rochelle, in deren Nachbarſchaft einige Befehlshaber ſtarke Kriegsrüſtungen vornahmen, den Admiral, ſich vor dem falſchen Scheine des Hofes zu hüten, und für ſeine und ihre gemeinſchaftliche Sicherheit zu ſorgen. Allein er vermahnte ſie vielmehr, den Krieg zu verabſcheuen, und den Frieden zu lieben, ſich auch an alles das Uebel zu erinnern, das ſie erduldet hätten. Er gab ihnen nächſtdem die Verſicherung, daß jene Rüſtungen auf die Spanier zielten; daß man ſich ganz auf das gute Herz des Königs verlaßen, und vor argwöhniſchen Gedanken in Acht nehmen müße, welche nur von den Feinden ausgeſtreuet würden, oder in einem ſchwachen Gehirne entſtünden; vielmehr müſſe man eilen, die Sicherheitsplätze noch vor der beſtimmten Friſt zurück zu geben, um die Gewogenheit des Königs völlig zu gewinnen.

Zwar ſtarb ſeine große Freundinn, die heldenmüthige Königinn von Navarra, plötzlich im Junius des Jahrs 1572. zu Paris: und, wie man heimlich erzählte, an beygebrachtem Gifte. Doch dieſe Vermuthung allein konnte den Admiral noch nicht zum Mißtrauen verleiten. Der König bezeigte ſich immer auf gleiche Weiſe gütig gegen ihn: und als er demſelben, bey Gelegenheit einer wichtigen Eroberung des Prinzen von Oranien in den Niederlanden, etwas dreiſter vorſtellte, jetzt ſey es Zeit, den Krieg gegen Spanien zu erklären, mußte er einen ſchriftlichen Aufſatz darüber machen, damit der König, wie er ſagte, denen antworten könnte, welche dieſen Krieg mißbilligten. Coligny behauptete darinne, es ſey kein beßeres

Mittel, eine kriegerische Nation, welche bürgerliche Kriege geführt hätte, vor der Erneuerung derselben zu bewahren, als sie in einem fremden Gebiete zu gebrauchen. Andere Nationen kehrten den Tag nach geschloßenem Frieden zu ihren vorigen Beschäftigungen zurück; aber wenige Franzosen legten den Degen ab, wenn sie ihn einmal umgegürtet hätten; brauchte man ihren Muth nicht mehr, so wendeten sie denselben zu Räubereyen und andern Gewaltthätigkeiten an. Der vorgeschlagene Krieg sey eben so gerecht, als nützlich und leicht. Denn Spanien suche Frankreich von allen Seiten, selbst durch Anreitzung seiner Nachbarn, zu schaden. Man könne das verlorne wieder erobern, und sich vor mehrerem Verluste sicher stellen. Spanien sey arm an Menschen; seine Vortheile die es über Frankreich erhalten, habe es den Italiänern, Deutschen und Engländern zu danken; aber eben von diesen Nationen habe es jetzt wenigen oder gar keinen Beystand zu erwarten. Endlich laße sich der Krieg in den Niederlanden für Frankreich weit leichter führen, als in andern Ländern, wo die Kriegsheere ihren Untergang gefunden hätten. Alles dieses unterstützte der Admiral noch durch genauere Erläuterungen, auch durch eine Beantwortung der Einwendungen, die man dagegen vorbringen möchte, und drückte sich in der ungekünstelt lebhaften Sprache aus, die für die neuern Jahrhunderte bisweilen zu rauh klingt. Sagt man, schrieb er unter andern, der König von Spanien sey doch ein christlicher Fürst, so antworte ich: „Der Hund welcher einen andern Hund frißt, ist mehr zu haßen als der Wolf.“ Endlich setzte der Admiral mündlich gegen den König hinzu, daß, wenn er diese Unternehmung fahren ließe, England im Begriff sey, dieselbe auszuführen, und sich vielleicht zu Frankreichs Nachtheil in den Niederlanden fest zu setzen. Die ganze Schrift des Admirals,

rals, die man in der Geschichte des Thuanus findet, zeigte eben sowohl den Freund seines Königs und Vaterlandes, als den Einsichtsvollen Staatsmann. — Um diese wichtige Angelegenheit völlig in ihr Licht zu setzen, ließ der König auf der andern Seite von einem seiner ältesten und erfahrensten Staatsräthe, der aber den empfolnen Krieg verwarf, ebenfalls seine Gründe zu Papier bringen: und diese kamen hauptsächlich auf die veränderlichen und unzuverläßigen Gesinnungen der Niederländer, auf die Verbindung Spaniens mit dem mächtigen Hause Oesterreich, und auf den Geldmangel an, den der französische Hof eben spürte.

Es hatte unterdessen doch immerfort das Ansehen, als wenn die Meinung des Admirals die Oberhand behalten würde. Er gieng wider den Rath seiner Freunde nach Paris, und sorgte dafür, daß an den Gränzen des Reichs eine Anzahl Kriegsvölker zusammengezogen werden könnte. Der König folgte auch in andern Dingen seinen Vorschlägen. Dagegen bekam der Admiral von allen Seiten Warnungen, daß man auf sein Verderben bedacht sey. Erinnern Sie sich, so schrieben oder sagten ihm die Protestanten, daß man es in der Römischen Kirche als eine Religionslehre angenommen habe, man dürfe den Ketzern, (und darunter begreift man uns,) keine Treu noch Glauben halten; daß wir durch die vorhergehenden Kriege in einen unauslöschlichen Haß verfallen sind, und die Königinn-Mutter uns gewiß auf alle Art auszurotten sucht; daß von dieser ausländischen, Italiänischen, mit den Päbsten verwandten, und äußerst arglistigen Frau alles zu befürchten ist; daß ihr Sohn unter ihrer Aufsicht die schlimmste Erziehung erhalten hat, indem er frühzeitig an leichtsinniges Schwören, Meineid, Gotteslästern und Unzucht gewöhnt worden, sich durch

Gesichte, Worte und Handlungen verstellen gelernet, und, damit er das Blut seiner Unterthanen desto leichter vergießen könne, von Jugend auf einen Zuschauer vom Zerfleischen und Zerreissen der Thiere abgegeben habe; daß eben diesem Fürsten von seinen Beichtvätern und Räthen die Grundsätze beygebracht worden sind, er werde so lange nicht ruhig regieren, als er neben seiner Religion noch eine andere dulden würde, deren Anhänger ihm Reich und Leben zu rauben suchten; und er sey nicht verbunden, einen ihm von seinen Unterthanen abgezwungenen Frieden zu halten. Man meldete dem Admiral über dieses, daß die Absichten des Königs gegen ihn kein Geheimniß wären: denn er habe vor kurzem seine Mutter auf seine gewöhnlich scherzhafte Art mit einem Schwure gefragt, ob er nicht seine Rolle gut gespielt habe; worauf sie ihm geantwortet habe: Gut genug sey der Anfang; aber er müsse darinne fortfahren, wenn es Nutzen schaffen sollte; und er habe ihr hierauf mit einem neuen Schwure versichert: Ich will sie Ihnen noch alle in das Netz locken. Man zeigte sogar dem Coligny die Abschrift eines aufgefangenen Briefs von dem Cardinal von Pellevee, an den Cardinal von Lothringen, worinne ausdrücklich erzählt ward, der König habe, bey der Ankunft des Admirals, seine Person weit besser gespielt, als man erwartet hätte, und demselben nicht den geringsten Zweifel an seinen guten Gesinnungen übrig gelassen; welches eben den Fortgang von dem was verabredet worden sey, befördere. Eben deswegen habe auch der König den Antrag des Admirals zum Kriege mit dem Könige von Spanien so wohl aufgenommen; obgleich auch diesem Fürsten eine geheime Nachricht von den zum Scheine angestellten Rüstungen gegeben worden wäre.

An

An Statt daß diese Warnungen den Admiral hätten bewegen sollen, Paris zu verlassen, wie man ihn eifrigst bat, wurde er über dieselben unwillig; beantwortete sie aber doch als solche, die aus sehr freundschaftlichem Herzen kamen. Er erklärte sich, daß er keinen Grund mehr zum Argwohn habe; am wenigsten aber bey einem der besten Könige, die seit mehrern Jahrhunderten über Frankreich geherrscht hätten, eine solche Treulosigkeit glauben könne. Der Herzog von Anjou sey zwar den Protestanten abgeneigt; allein die Verwandtschaft, in welche er bald mit dem Könige von Navarra, (so hieß jetzt der bisherige Prinz von Bearn,) treten würde, werde ihm ganz andere Gesinnungen einflößen. Die Römischcatholischen hätten nunmehro einsehen gelernet, daß ihnen ihre Grausamkeiten keinen Nutzen brächten. Die von dem Könige mit protestantischen Fürsten schon geschlossene oder nächstens zu schliessende Bündnisse wären Beweise seiner Aufrichtigkeit, mit welcher er auch die Anstalten zum Niederländischen Kriege fortsetze, und ihm, dem Admiral, alle Absichten des Herzogs von Alba, die er entdecken könne, bekannt mache. Was seine eigene Sicherheit betreffe, setzte er hinzu, so dürfe man um dieselbe nicht besorgt seyn, weil der König selbst zwischen ihm und den Guisen eine Aussöhnung gestiftet habe, die, wie er glaubte, redlich handelten. Er ersuchte vielmehr diejenigen, welche ihm dergleichen Besorgnisse meldeten, ihn, da er mit so wichtigen Angelegenheiten beschäftigt sey, ferner nicht damit zu beunruhigen; wohl aber Gott mit ihm zu bitten, daß er das wohl angefangene mit einem für die Kirche und das Reich glücklichen Ausgange seegnen wolle. „Ich will, sagte Coligny außerdem, da einmal der Friede alles Vergangene in Vergessenheit gebracht hat, mich lediglich an die Treue des Königs hal-

halten, und lieber als ein Uebelthäter durch die Straſſen von Paris geſchleppt werden, als von neuem mich in einen bürgerlichen Krieg einlaſſen.“ Die Proteſtanten welche ſich ihres Argwohns nicht entwehren konnten, wandten ſich zwar auch an den König von Navarra und an den Prinzen von Condee; dieſe aber nahmen ihre Warnungen noch verächtlicher auf, und belegten die Urheber derſelben, mit dem Nahmen furchtſamer und boshafter Köpfe, welche die Ruhe des Staats zu ſtören ſuchten. Beyde Prinzen verlieſſen ſich auf die Klugheit des Admirals, für welchen auch alles äußerliche Anſehen ſo ſehr ſprach, daß es unmöglich zu ſeyn ſchien, noch kräftigere Verſicherungen zu verlangen.

Dennoch war in der That das ganze Betragen des Hofs gegen ihn die ſchwärzeſte Verſtellung und abſcheulichſte Verrätherey, von der man jemals unter Chriſten ein Beyſpiel geſehen hat. Der König hatte auf den Rath ſeiner Mutter, des Herzogs von Anjou und der Guiſen, den Frieden mit den Proteſtanten nur darum geſchloßen und beſchworen, damit er eine Parthey, die durch die Waffen unbezwinglich war, einſchläfern, und deſto leichter, unter ihrem ſichern Vertrauen, zu Grunde richten könnte. Es war ihnen am meiſten daran gelegen, daß der Admiral in dieſen Fallſtrick gezogen würde. Daher kam die falſche Freundſchaft und Gütigkeit mit welcher er eingenommen wurde: und nicht allein trieb der König den tückiſchen Betrug auf das höchſte; er nahm auch ſolche Maaßregeln, daß, da bey Gelegenheit der Vermählung des Königs von Navarra mit ſeiner Schweſter, die beyden Oberhäupter der Proteſtanten, nebſt einer Menge ihres vornehmſten Adels ſich zu Paris einfanden, ſie alle gleichſam mit einem Streiche geſtürzt werden konnten.

Frey-

Digitized by Google

Freylich hatte dieſe gezwungene Gnade des Königs gegen den Admiral und ſeine Glaubensgenoſſen etwas unnatürliches und faſt unbegreifliches an ſich: und es iſt nicht zu verwundern, daß die ſcharfſichtigern unter ihnen dieſelbe, zumal da auch andere ſchlimme Anzeichen hinzu kamen, vor verdächtig hielten. Von dem äußerſten Haße gegen ſie, ſollte er plötzlich zu einer auſſerordentlichen Gewogenheit und höchſten Vertraulichkeit übergangegen ſeyn: er, der nicht allein ſeit vielen Jahren von ſeiner Mutter beynahe unumſchränkt regiert worden war; ſondern auch in vielen andern Theilen ſeines ehemaligen Betragens gar keine Aenderung merken ließ. Daß aber ein Mann von ſo ungemeiner Menſchenkenntniß und Erfahrung, als der Admiral war, gleichwohl dadurch hintergangen wurde, iſt demſelben in der That nicht ſchimpflich. Der rechtſchaffenſte Mann iſt bey aller ſeiner Klugheit weniger zum Mißtrauen geneigt als ein anderer, und konnte es kaum unter den damaligen Umſtänden ſeyn. Der Admiral ſah und hörte ſelbſt nichts, daß ihm Argwohn zu erregen im Stande geweſen wäre: und die gutmeinenden Erinnerungen anderer hielt er vor übertriebene Beſorgniße, die ihnen das Andenken an die ehemaligen Beleidigungen der königlichen Parthey, und die Liebe gegen ihn eingegeben hätten; die ſich auch wohl auf erdichtete Nachreden gründen möchten. Seinem Fürſten einem Herrn von kaum zwanzig Jahren, der den Frieden mit einem Eide beſtätigt hatte, und auf das ſtrengſte beobachtete, der ſeine wahren Vortheile durchgehends zu kennen ſchien, ihn mit Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen überhäufte, und ſeinen Rath in allem begehrte und befolgte, einem ſolchen Herrn den höchſten Grad von boshafter Verſtellung, für welchen ſich kaum ein Nahme finden läßt, der ſchlimm genug wäre, zuzutrauen, war für ihn ein unmöglicher Gedanke, weil dadurch die

Men-

Menschen überhaupt, eben so sehr als sein Fürst, entehrt wurden.

Diese vollkommenste Fertigkeit in betrügerischen Kunstgriffen, die der König gegen den Admiral anwandte, blieb sich immer ähnlich. Er beschwerte sich gegen ihn, daß der Cardinal von Bourbon, den er einen alten abergläubisch gewißenhaften Mann nannte, durch die Schwierigkeiten, welche er bey der päbstlichen Vergünstigung über die Vermählung der Prinzessin Margaretha fand, diese Angelegenheit verzögerte. Noch mißvergnügter bezeigte er sich gegen den Admiral, der zu oft bey ihm anhielt, daß der Niederländische Krieg nicht länger aufgeschoben werden möchte, über die Saumseeligkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Staatsbedienten, deren keinem er diese Sache anvertrauen könne, zumal da auch einige den Guisen zugethan wären. Doch sagte er zuletzt, daß er sie dem Marschall von Montmorency, der ein Freund des Admirals war, übergeben wolle; im Grunde aber suchte er nur die noch nöthige geringe Zeit zur Ausführung seiner Hauptabsicht zu gewinnen.

Endlich wurde in der Mitte des Augusts vom Jahr 1572. die Vermählung des Königs von Navarra mit der Schwester des Königs, unter vielen Freudenbezeugungen, und in Gegenwart einer großen Anzahl des vornehmsten protestantischen Adels aus dem ganzen Reiche, vollzogen. Der Admiral, dem der König versprochen hatte, bald nach dieser Feyerlichkeit einige Tage darauf zu wenden, um die Klagen der Protestanten über die Verlezung des Friedens, welche aus vielen Gegenden kamen, anzuhören, war überhaupt so voll Vertrauens auf den König, und so sehr überzeugt, daß der Krieg mit Spanien von demselben gewiß beschloßen

ſchloßen ſey, daß er, indem er bey dieſer Gelegenheit die in der Hauptkirche zu Paris aufgehängte Fahnen, die man den Proteſtanten in den vorigen Kriegen abgenommen hatte, betrachtete, zu einem der umſtehenden Herren ſagte: „Bald werden ſie abgerißen, und angenehmere an ihre Stelle aufgehängt werden.“ Allein der König legte ihm, und den übrigen anweſenden Proteſtanten immer mehrere Fallſtricke. Er erinnerte den Admiral, indem er fortfuhr, ihn ſeinen Vater zu nennen, daran, daß er ſowohl als die Guiſen, ihm, den Könige, verſprochen hätten, einander ferner nicht zu beleidigen, und ſetzte hinzu, ihm traue er zwar, aber nicht den Guiſen, welche rachbegierig wären, und das Volk von Paris auf ihrer Seite hätten. Da ſie nun mit vielen Bewaffneten in die Stadt gekommen wären, ſo würde es dienlich ſeyn, damit ſie gegen ihn nicht etwas unternähmen, die ganze Leibwache einrücken zu laſſen. Coligny genehmigte ſogleich dieſen auf eine ſo liebreiche Art zu ſeiner Sicherheit geſchehenen Vorſchlag. Hingegen fiengen einige Proteſtanten an, die Hauptſtadt zu verlaßen: und einer darunter gab ihm auf die Frage, warum er abreiſe, keine andere Antwort als dieſe: „Weil man Ihnen gar zu gut begegnet.“

Hierauf wurde würklich am Hofe die Berathſchlagung vorgenommen, wie man den Admiral am bequemſten aus dem Wege räumen könnte. Die Königinn-Mutter, nebſt dem Herzoge von Anjou, und einigen ihrer vornehmſten Vertrauten, ſtellten dem Könige vor, wie nothwendig dieſes ſey. Es giebt, ſagten ſie, zwo Partheyen im Reiche: die eine wird von den Guiſen, die andere von den Montmorencys angeführt; zu welcher letztern ſonſt auch die Colignys wegen ihrer Verwandſchaft gehört haben, bis ſie ſich um der Religion willen von derſelben trennten, und

eine

eine eigene Parthey errichteten. Die Häupter von beyden müßen abgehauen werden, wenn Frankreich der Ruhe genießen, auch das königliche Ansehen wieder hergestellt werden soll: und sie müßen, weil sie mächtig geworden sind, einzeln und durch einander selbst gestürzt werden. Der Anfang muß mit dem Coligny gemacht werden: denn dadurch wird die Macht der Montmorencys einen großen Stoß leiden; und überhaupt ist es nicht länger auszustehen, daß ein Mann, den bloß sein Adel empfielt, und königliche Wohlthaten empor gehoben haben, den Fürsten an Ansehen gleich, und dem Könige selbst beschwerlich geworden ist; daß er es vor ein Spiel hält, nach seinem Gefallen im Reiche Kriege zu erregen. Auch die Protestanten, deren Seele er ist, werden durch seinen Fall sehr geschwächt werden: und dieses ist desto nothwendiger, da die Erfahrung lehrt, daß in Einem Reiche zwo Religionen nicht neben einander bestehen können. Man wird aber diese Absicht dergestalt am sichersten erreichen, wenn man einen Meuchelmörder gegen den Coligny dingt, der sich nach vollbrachter That auf einem schnellen Pferde rette. Alsdenn werden ohne Zweifel die vielen Protestanten welche sich in der Hauptstadt befinden, aus Argwohn, daß der Mord von den Guisen begangen worden sey, die Waffen wider diese ergreiffen; aber von denselben, weil sie die Pariser auf ihrer Seite haben, leicht überwältigt werden. Daraus wird für den König der Nutzen entstehen, daß er beyde Partheyen desto leichter demüthigen können wird. — Ueber eben diese Sache unterredete sich die Königinn-Mutter noch besonders mit ihren Vertrauten: und da gieng man sogar einen Schritt weiter, indem auch die Ermordung der Guisen selbst, denen sie nicht mehr trauete, in Vorschlag gebracht wurde. Man setzte voraus, daß dieselben, wenn sie gleich die

Prote-

Protestanten bey der vorgedachten Gelegenheit niederhauen würden, doch ebenfals viel dabey verlieren müßten: und endlich, glaubte man, könne der König seine frischen Kriegsvölker über sie als Aufrührer, welche ohne seine Erlaubniß die Waffen ergriffen hätten, schicken. Doch zuletzt blieb man bey dem Hauptentschluße, vor allen Dingen den Admiral umbringen zu laßen. Dem Herzoge von Guise, dem man das übrige verbarg, entdeckte man doch dieses: und Maurevel, der von Jugend auf unter dem Schutze dieses Hauses lebte, der auch bereits einen ansehnlichen protestantischen Feldherrn, seinen Wohlthäter, hinterlistig getödtet hatte, wurde dazu ausgesucht, die Mordthat an dem Admiral zu vollziehen, wenn er aus dem königlichen Palaste, dem Louvre, zurückkehren, und bey einem gewißen Hause vorbeygehen würde.

Auf diesen Entwurf folgte auch bald die Ausführung. Der Admiral wurde auf dem gedachten Wege, als er in einer Schrift lesend langsam fortgieng, von zwey Kugeln getroffen, mit welchen der Mörder aus einem bedeckten Fenster nach ihm geschoßen hatte. Die eine zerschmetterte ihm einen Finger der rechten Hand; die andere brachte ihm an dem linken Arme eine starke Wunde bey. Seine Begleiter, einige Edelleute und Bedienten, geriethen darüber in eine heftige Bestürzung; er aber zeigte bloß mit unverändertem Gesichte das Haus an, aus welchem der Schuß gekommen war, und ließ auch dem Könige davon Nachricht geben. Da man ihn nach Hause führte, und einer von seinem Gefolge die Besorgniß äußerte, die Kugeln möchten vielleicht vergiftet seyn, gab er zur Antwort: Es wird nichts geschehen, als was Gott beschlossen hat. Der König stellte sich, als man ihm die Sache hinterbrachte, gleichsam als über etwas unerwartetes,

sehr bewegt, und rief aus: Werde ich denn niemals ruhig seyn können, und täglich neue Händel sehen? Selbst viele von den Feinden des Admirals verabscheueten diese Handlung. Der König von Navarra und der Prinz von Condee besuchten ihn; zu denen sagte er nur die Worte: „Ist das die schöne Aussöhnung, „für welche der König Bürge geworden ist?“ Man mußte ihm den beschädigten Finger, wegen des entstehenden Brandes, ablösen: wobey er große Schmerzen, mit unveränderlicher Standhaftigkeit erduldete. Sogar, als er die Thränen und Klagen der Umstehenden, selbst des Predigers Merlin, sah, fragte er sie: „Meine Freunde, warum weint ihr? Was mich anlangt, so halte ich mich vor glücklich, diese Wunden um des Nahmens Gottes Willen empfangen zu haben.“ Darauf erklärte er sich insbesondere gegen den Prediger, daß er Gott für die Ehre dieser Wohlthat danke, und ihn bitten wolle, ihn in dieser Gesinnung beharren zu lassen; er wisse auch wohl, daß er weit größere Strafen leiden würde, wenn ihm Gott nach seinem Verdienste begegnete. Der Prediger ermahnte ihn unter andern, die Gedanken von seinen Mördern abzuwenden, und zu Gott zu erheben, von dem dieses Ungemach komme. Er versicherte hierauf, daß er ihnen aufrichtig vergebe, und überzeugt sey, es stehe nicht in ihrer Gewalt, ihm etwas Böses zuzufügen, selbst nicht durch den Todt, welcher für ihn nur ein gewisser Uebergang zum Leben seyn werde. Eine andere Erinnerung des Predigers, daß die Trübsale dieses Lebens, welche rechtschaffene Männer träfen, sie sehr oft anreitzten, desto eifriger zu beten, rührte ihn dergestalt, daß er sogleich anfieng, ein heisses Gebet zu verrichten, in welchem er Gott um Vergebung seiner Sünden und um Geduld anflehte; übrigens aber sich bereit erklärte, nach dem göttlichen Willen

entwe-

entweder zu ſterben, oder länger zu leben. Gleichergeſtalt war er alsbald willig, da ihn Merlin fragte, ob er ein gemeinſchaftliches Gebet für ihn und alle Anweſende vorſprechen ſollte? Er fühlte ſich auch beſonders durch dasjenige geſtärkt, was der Prediger ihm von der Freudigkeit der alten chriſtlichen Märtyrer, und von dem Ungemach ſagte, das die treueſten Diener Gottes zu allen Zeiten gelitten hätten. Unter dieſen Geſprächen verordnete er, daß dem Prediger eine Summe Geldes für die Armen zu Paris ausgezahlt werden ſollte. Sonſt geſtand er noch, daß er wegen des an ihm verſuchten Mordes, auf niemanden als auf den Herzog von Guiſe einen Verdacht werfen könne; doch ſetzte er hinzu, daß er dieſes nicht als gewiß behaupte, und ſchon lange durch die Gnade Gottes gelernet habe, weder ſeine Feinde, noch den Todt zu fürchten. Einige der vornehmſten Kriegsbefehlshaber, die ihn beſuchten, erklärten ſich zugleich, daß ſie nicht kämen, ihn zum Muthe und zur Standhaftigkeit aufzumuntern; dieſes wären vielmehr eigenthümliche Tugenden von ihm, zu welchen er andere zu ermahnen pflegte. Er antworte ihnen mit frölichem Geſichte in ſolchen Geſinnungen, als ſie erwarteten.

Die Nachricht von der Verwundung des Admirals brachte die Maaßregeln des Königs und ſeiner Mutter etwas in Verwirrung: ſie waren dadurch entdeckt, und doch nicht völlig ins Werk geſetzt worden. Deſto tiefer hüllten ſie ſich noch ferner in ihre ausgelernte Verſtellung ein. Als der König von Navarra und der Prinz von Condee ſich bey dem Könige über dieſe That beſchwerten, und um Erlaubniß baten, die Hauptſtadt verlaſſen zu dürfen, weil ſie und ihre Glaubensgenoſſen keine Sicherheit mehr daſelbſt hätten:

bezeigte Carl eine heftige Entrüstung über diese Sache, und betheuerte mit stärkern Schwüren, als er sonst gebrauchte, er würde alle, die daran Theil hätten, so streng bestrafen, daß Coligny und seine Freunde damit zufrieden seyn sollten, indem er selbst die dem Admiral beygebrachten Wunden fühle. Er verlangte daher, daß sie, um Zeugen dieser Bestrafung abzugeben, zu Paris bleiben möchten. Die Königinn sprach auf eine ähnliche Art: und es wurde auch die vergebliche Untersuchung über die Meuchelmörder sorgfältig angestellt. Da der König über dieses hörte, daß der Admiral wünschte, noch, ehe er stürbe, mit ihm sprechen zu können, um ihm einiges seine Person und das Beste des Reichs betreffende zu sagen, das sonst kein anderer sich erkühnen würde, ihm zu hinterbringen: besuchte er ihn selbst mit seiner Mutter, seinen Brüdern, und einem Gefolge vieler Grossen. Man glaubte damals, daß die Königinn-Mutter eine geheime Unterredung ihres Sohns mit dem Admiral verhütet habe, weil sie bereits anfieng zu fürchten, er möchte sich durch denselben zu andern Entschliessungen bringen lassen. Als der König sich dem Bette des Admirals näherte, und dieser ihm für seine Gnadenbezeigung dankte, bekam er ebenfalls von dem Könige die mit Verwünschungen seiner selbst begleitete Versicherung einer schmerzhaften Theilnehmung und eifrigen Begierde, das Verbrechen zu strafen. Darauf sagte der Admiral: „Gott, vor dessen Richterstuhl ich vielleicht bald erscheinen dürfte, ist mein Zeuge, daß „ich in meinem ganzen Leben ein sehr getreuer und ergebner Unterthan von Ew. Majestät gewesen bin, und „immer von Herzen gewünscht habe, daß Sie Ihr „Reich im blühendesten und ruhigsten Zustande lange „besitzen möchten. Ich weiß zwar wohl, daß es Leute „gegeben hat, welche mich einen Verräther und Aufrührer,

„rührer, und Störer Ihres Reichs nannten; aber ich „hoffe auch, daß Gott einst zwischen mir und ihnen „Richter seyn werde: vor welchem ich auch bereit bin, „wenn es sein Wille ist, daß ich sterbe, Rechenschaft „von meiner Treue und Ergebenheit gegen Sie abzu„legen. Ferner, da ich von Dero Herrn Vater, dem „Könige Heinrich, viele Ehrenstellen erhalten habe, „welche Ew. Majestät zu bestätigen geruhten: so sehe „ich mich durch den Eifer für Dero Angelegenheiten „genöthigt, Sie demüthig zu bitten, daß Sie die ge„genwärtige treffliche Gelegenheit, eine glückliche Un„ternehmung auszuführen, nicht vorbeylassen; beson„ders da dieselbe schon zum Theil angefangen ist, und „bereits viele Merkmale von Ew. Majestät Denkungs„art über das Niederländische Geschäfte vorhanden „sind; so daß, wenn man es wieder fahren liesse, die „grösseste Gefahr für Dero Reich zu besorgen wäre. „Ist es nicht sehr unanständig, daß in Ew. Majestät „geheimen Rathe kein Ey bewegt werden kann, ohne „daß es der Herzog von Alba noch eher erführe, als „es umgekehrt worden ist? Ist es nicht eben so schim„pflich, daß mehr als dreyhundert französische Edel„leute oder tapfere Soldaten, welche Genlis anführ„te, von dem erstgedachten Herzoge gefangen, oder „auf mancherley Art getödtet worden sind? Und doch „sehe ich, daß am Hofe darüber gespottet und gelacht „wird. Endlich muß ich Ew. Majestät vorstellen, „daß der letzte Friede von den Obrigkeiten verachtet „wird, indem sie täglich Dero Versprechen auf die „gröbste Art brechen: ein eidliches Versprechen, von „welchem selbst ausländische Fürsten Zeugen sind. „Gleichwohl, wie ich Ew. Majestät und Dero Frau „Mutter öfters gezeigt habe, glaube ich, daß es kein „gewisseres Mittel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe „gebe, als wenn die königlichen Verordnungen gewis-

„senhaft und streng beobachtet werden. Allein sie wer„den vielmehr so gering geschätzt, daß erst vor kurzem „bey Troyes die Unterthanen der Prinzeßinn von Con„dee angegriffen worden sind. Man hat einen Mann „nebst einer Amme und einem neugetauften Kinde um„gebracht, welche von dem Gottesdienste zurück ka„men, der an einem durch den Friedensschluß bestimm„ten Orte gehalten worden war.“

Der König beantwortete alle diese Reden des Admirals, den er fortfuhr, seinen Vater zu nennen, mit neuen Versicherungen der hohen Meinung, die er von dessen Treue, Tapferkeit und Kriegserfahrung hätte. In Ansehung der letzten Verordnung über die Religionsübung der Protestanten, setzte er hinzu, er habe stets gewünscht, daß sie auf das genaueste möchte befolgt werden, und deswegen Abgeordnete in die Provinzen geschickt: wenn diese dem Admiral verdächtig wären, könnten andere an ihre Stelle gesandt werden. Ja, sagte dieser dazu, es sind darunter Leute, welche einen Geldpreiß auf meinen Kopf gesetzt haben. Doch der König erinnerte ihn, daß er mit einer Bewegung spreche, die seinen Wunden schädlich werden könnte, und schwur, seine Meuchelmörder mit aller Schärfe zu bestrafen. Der Urheber der That, versetzte Coligny, darf nicht erst ausgeforscht werden: die Anzeichen sind deutlich genug. Auf den Antrag wegen des Niederländischen Kriegs antwortete der König kein Wort, und fieng, so wie auch seine Mutter, damit die Zeit verstreichen möchte, an, von allerhand Nebendingen zu reden; wie sie sich dann auch die Kugel zeigen liessen, welche man aus der Wunde des Admirals gezogen hatte. Endlich schlug der König vor, daß sich dieser, um mehrerer Sicherheit Willen, in den Königlichen Palast, das Louvre, tragen lassen sollte;

te; allein es unterblieb, weil die Aerzte es vor gefährlich hielten, den Kranken einer solchen Erschütterung auszusetzen. Im Grunde war auch diese anscheinende Fürsorge, nur ein Kunstgriff, den Admiral völlig in die Hände seiner Feinde zu übergeben.

Nachdem der König sich wegbegeben hatte, berathschlagten die vornehmsten protestantischen Grossen in der Wohnung des Coligny darüber, was man nun vor einen Entschluß zu fassen habe. Einer unter ihnen behauptete mit aller Ueberzeugung, der Angriff auf den Admiral sey ein Merkmal, daß man bald über alle Protestanten herfallen würde: und verschiedene Reden welche von den Einwohnern zu Paris geführt wurden, schienen eben dieses zu bestätigen. Er rieth also, daß sie insgesammt die Stadt ohne fernern Verzug verlassen möchten. Einige gaben ihm Beyfall; allein Teligny, der immer darauf bestand, er kenne die guten Gesinnungen des Königs vollkommen, machte, daß diese Meinung verworfen wurde. Dennoch sah sich der Admiral am folgenden Tage, nachdem er erfahren hatte, daß die Pariser lärmend die Waffen ergriffen, genöthigt, den König um eine Wache zur Beschützung seines Hauses bitten zu lassen. Dieses wurde ihm zwar bewilligt; aber unter der Anführung des Cosseins, der ein abgesagter Feind des Admirals war. Zugleich ließ der König den protestantischen Edelleuten, die sich zu Paris befanden, anbefehlen, ihre Wohnung in der Nähe des Admirals zu nehmen; dem Scheine nach, um diesem mehr Schutz zu verschaffen; aber in der That deswegen, damit der Hof die ansehnlichsten von dieser Parthey in einer einzigen Gegend der Stadt einschliessen könnte. Eine neue Berathschlagung, welche sie bey dem Admiral anstellten, und bey welcher wiederum von einigen behauptet

wurde, man müsse sich eiligst, selbst mit einiger Gefahr für die Gesundheit des Admirals, die sich doch zu bessern anfieng, retten, hatte den ehemaligen Ausgang, indem Teligny, mit Beystimmung des Königs von Navarra, und anderer Grossen, vorgab, man würde durch einen solchen Schritt, den König, der ihnen so gewogen sey, äusserst beleidigen.

Aber dieser faßte nunmehro mit seiner Mutter, seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, und einigen Vertrauten des Hofes, den Entschluß, eine allgemeine Ermordung der Protestanten zu bewerkstelligen, weil ihre Absicht, durch den Todt des einzigen Admirals diese Parthey zu schwächen, fehlgeschlagen wäre. Sie stellten einander vor, daß dieses durchaus nothwendig sey, indem der Admiral nach einer solchen Beleidigung, die er empfangen, dem Reiche ungleich gefährlicher sey, als vorher, und eine blutige Rache ausüben würde, wenn man ihn mit den seinigen ungehindert aus Paris weggehen liesse. Man müsse also dem ohnedieß schon erhitzten Volke zu Paris nur freye Hand lassen, und dem Willen Gottes (so erkühnten sich diese blutdürstigen Heuchler zu reden,) nicht länger widerstehen, nach welchem die entworfene Mäßigung nicht Statt finden sollte. Würde die That erst vollbracht seyn, so könne man leicht Gründe zu ihrer Entschuldigung finden, und sie den Guisen beymessen, welche sie willig auf sich nehmen würden. Der Hof traf also alle Anstalten zur Ausführung dieses Vorsatzes. Den Guisen begegnete der König kaltsinnig, um die Protestanten desto besser zu hintergehen, warnete auch vor ihnen den König von Navarra so nachdrücklich, daß derselbe seine getreuesten Diener zu sich in den Königlichen Palast nahm. Auf der andern Seite aber wurden in eben diesem Palaste und in der

ganzen

ganzen Stadt die Anstalten zu einer öffentlichen Gewaltthätigkeit überaus merklich. Coligny, der bis zum letzten Augenblick der über ihn schwebenden Gefahr sich nicht überwinden konnte, ein Mißtrauen auf seinen König zu werfen, schrieb alle diese Bewegungen den Guisen zu, die das Volk wider die Protestanten aufzubringen suchten; ließ aber doch dem Könige davon Nachricht ertheilen. Darauf bekam er zur Antwort, der König selbst habe diese Veranstaltung getroffen, daß es eine Menge Bewaffneter gäbe, damit das von den Guisen verhetzte Volk im Zaum gehalten werden könnte.

Endlich kam die Nacht vor dem Bartholomäustage, oder vor dem vier und zwanzigsten August des Jahrs 1572. Der Herzog von Guise, der zum Anführer des Mordens in Paris ernannt worden war, und in dieser Stadt überall geheime Befehle gegeben hatte, sobald man das mit einer Glocke zu ertheilende Zeichen gehört haben würde, über alle Protestanten herzufallen, eilte, gleich nachdem diese Glocke nach Mitternacht angezogen worden war, mit einigen Grossen in die Wohnung des Admirals. Dieser hatte nur einige wenige Freunde, den Prediger und den Wundarzt, und etliche seiner Hausgenossen, nebst fünf Schweitzern, die ihm der König von Navarra zugeschickt hatte, bey sich. Cosseins, der ihm zur Bewachung dienen sollte, klopfte an der Thüre an, und verlangte im Nahmen des Königs, daß sie geöffnet werden sollte. Kaum war dieses geschehen, so tödtete er und die mit ihm eindringenden Soldaten, alles was ihnen aufstieß: sie fanden nur einiges Hinderniß, die Treppe hinauf zu kommen, welche man mit verschiedenen Kasten voll geworfen hatte. Der Admiral und die seinigen wurden durch das Schiessen aufgeweckt,

Digitized by Google

und fielen alle plötzlich auf die Erde, um sich der Erbarmung Gottes zu empfelen. Er selbst befohl dem Prediger, ihnen ein lautes Gebet vorzusprechen, und empfol seinen Geist mit tiefen Seufzern in die Hände des Erlösers. Einer seiner Bedienten, der darauf in die Stube kam, sagte zu ihm: Mein Herr, Gott ruft uns zu sich: man ist in das Haus eingebrochen, und es ist nicht möglich, Widerstand zu leisten. Darauf antwortete der Admiral: „Ich habe mich schon „lange auf meinen Todt gefaßt gemacht. Sorgt ihr „alle nur für eure Sicherheit, so gut ihr könnt: denn „mein Leben würdet ihr vergebens zu retten suchen; ich „empfele meine Seele der Barmherzigkeit Gottes." Indem er dieses sprach, bemerkte man in seinem Gesichte so wenig eine Veränderung, als wenn gar nichts ausserordentliches vorgefallen wäre. Alle, bis auf einen einzigen Diener, der treulich bey ihm verharrete, folgten seinem Rathe: und ein Theil von ihnen entkam durch den obern Theil des Hauses.

Jetzt kam **Cosseins**, mit seinen Soldaten, die aufgeräumte Treppe hinauf. Ein Deutscher, Nahmens **Behme**, der ein Hausgenosse des Herzogs von Guise war, trat zuerst in die Stube des Admirals. Er fand ihn sitzend, und fragte ihn, ob er der Admiral wäre. „Ich bin es, sagte derselbe; aber ihr, junger Mensch, solltet für meine grauen Haare und für mein Alter Achtung haben." Sogleich versetzte ihm der Mörder einen Streich an den Kopf; **Cosseins** und die übrigen kamen hinzu, und ermordeten ihn mit vielen Wunden. Einer von den Mördern gestand nachmals, daß er nie einen Menschen in der nahen Todesgefahr standhafter gesehen habe. Sein Leichnam wurde in den Hof herab geworfen: da stand der Herzog von **Guise**, nebst seinen Begleitern, und sie

bezeig-

bezeigten die niederträchtigste Freude über den Todt des Admirals. Man gab darauf seinen Körper dem Pöbel Preiß, der ihn drey Tage lang mit aller ersinnlichen Wuth mißhandelte und verstümmelte. Der Kopf wurde abgeschnitten, und nach Rom geschickt, um dem Pabste ein seiner Denkungsart würdiges Vergnügen zu machen. Zuletzt hieng man den übrigen Leichnam am öffentlichen Galgen auf, wo er an einem darunter angemachten Feuer gesengt wurde, bis ihn der Marschall von Montmorency des Nachts weghohlen, und in seiner Kapelle zu Chantilly begraben ließ.

Die Ermordung des Admirals war gleichsam die Losung zu einem gleichen Schicksal, welches viele tausend seiner Glaubensgenossen, theils sogleich in eben derselben Nacht und am folgenden Tage zu Paris, theils in den folgenden Tagen und Wochen in den meisten Städten des Reichs, traf. Viele Grossen und berühmte Helden dieser Parthey fielen, ohne beynahe die Hand zu ihrer Vertheidigung aufheben zu können, durch die Verrätherey ihres eigenen Königs: und sie würde beynahe ganz vernichtet worden seyn, wenn nicht drey ihren Sicherheitsplätze, unter welchen Rochelle der vornehmste war, zur Rettung und Erhaltung derselben gedient hätten. Freylich wollte der Hof nicht das Ansehen haben, eine so verabscheuungswürdige Treulosigkeit gestiftet und befohlen zu haben. Gleich nach dem Tode des Admirals, eilten einige der ansehnlichsten Herren des Hofs bewaffnet durch die Stadt, und setzten das bereits mit Mordbegierde herumlaufende Volk dadurch noch mehr in Wuth, daß sie demselben meldeten, es sey eine Verschwörung, die Coligny mit seinen Freunden wider den König und sein Haus, ja selbst wider den König von Navarra, angesponnen habe, durch eine besondere Gnade Gottes

ent.

entdeckt worden; der König sey dem Ausbruche derselben um wenige Zeit zuvorgekommen. Sie ermahnten also die Pariser, das Blut dieser gottlosen Leute und geschwornen Feinde des Königs und des Vaterlandes nicht zu schonen, und sich ihrer Güter, als einer rechtmäßig erworbenen Beute, zu bemächtigen. So wolle es der König, sagten sie, damit dieses schädliche Schlangengezüchte ausgerottet würde, und, wenn erst das Gift dieser Sekte vertilgt wäre, alsdenn nur die einzige väterliche Religion im Reiche genannt werden möge.

Der Hof hingegen beschimpfte sich durch sein widersprechendes Betragen bey dieser Gelegenheit noch mehr. Anfänglich, da er befürchten mochte, selbst bey dem bessern Theil seiner catholischen Unterthanen, durch die von ihm veranstaltete Ermordung so vieler ihrer Mitbürger, sehr verhaßt zu werden, ließ der König an alle Statthalter der Landschaften ein Schreiben ergehen, worinne er die Schuld von dieser That auf die Guisen schob. Ohne sein Wissen und Willen, sagte er darinnen, sey folgendergestalt ein Aufruhr entstanden. Die Freunde und Anverwandten des Admirals, (den er noch seinen Vetter nannte,) hätten sich entschlossen, wegen der ihm beygebrachten Wunde Rache auszuüben; dieses hätten die Guisen erfahren, und, um ihnen zuvor zu kommen, eine Menge Edelleute und Einwohner von Paris in die Waffen gebracht, auch durch dieselben die Wache, welche der König dem Coligny zugegeben hätte, über den Haufen geworfen; sie hätten den Coligny selbst und dessen Freunde die ihnen begegnet wären, umgebracht: und diesem Beyspiele sey man in den andern Gegenden der Stadt mit so unaufhaltsamer Wuth nachgefolgt, daß derselben nicht zeitig genug Einhalt hätte geschehen kön-

können. Jetzt aber sey der Aufruhr, der aus der alten Feindschaft jener beyden Familien entstanden wäre, gestillt: und da derselbe sich wider des Königs Willen ereignet habe, so wolle er, daß jedermann wisse, die letzte Verordnung in Religionssachen sey dadurch nicht übertreten, und es sollten, bey Lebensstrafe, wegen dieser Veranlassung keine fernere Gewaltthätigkeiten begangen werden. Zuletzt schrieb der König noch: „Hier bin ich mit meinem Bruder, dem Könige von Navarra, und dem Prinzen von Condee, meinem Vetter, bereit, täglich einerley Schicksal über mich ergehen zu lassen.“ Die Königinn-Mutter ließ zu gleicher Zeit ein ganz ähnliches Schreiben ausfertigen, das in und außerhalb Frankreich verbreitet wurde. Würklich war es damals die Absicht des Königs, daß die Guisen Paris verlassen sollten, damit ihnen desto füglicher das Verbrechen der Mordnacht beygemessen werden könnte. Aber gleich darauf wußten ihn seine Mutter und sein Bruder, der Herzog von Anjou, zu andern Maaßregeln umzustimmen. Sie legten ihm einen Brief des Marschalls von Montmorency, den man gefunden haben sollte, an den Admiral vor, worinne er diesem versprach, seine Verwundung an den bekannten Urhebern derselben eifrigst zu rächen. Dieses, sagten sie, werde die Folgen haben, daß die Guisen die Waffen, welche sie auf Befehl des Königs ergriffen, niemals wieder niederlegen, und daraus, weil die Verbindung der Protestanten mit dem Montmorencys unvermeidlich wäre, der gefährlichste Krieg entstehen würde. Außerdem werde der König durch alles dieses bey den Ausländern verächtlich werden; da er hingegen alle schlimme Folgen verhüten könnte, wenn er die ganze Sache auf sich selbst nähme. Carl begab sich also am folgenden Tage in das Parlement, nnd meldete demselben, daß er von

seiner

seiner Jugend an dem Coligny eine Menge Beleidigungen, aus Liebe zur Ruhe, vergeben habe. Da aber derselbe endlich sich mit andern wider das Leben des Königs, seiner Mutter, seiner Brüder, und selbst des Königs von Navarra, obgleich dieser einerley Religion mit ihm hätte, verschworen habe, um den jungen Condee auf den Thron zu setzen, den er auch nachher hätte ermorden wollen, damit er sich selbst zum König aufwerfen könnte: so habe der König dieses Uebel, wiewohl ungern, durch ein entgegen gesetztes Uebel unterdrückt, und wider die äußerste Gefahr auch die äußersten Hülfsmittel gebraucht. Er mache also jedermann bekannt, daß alles was an dem bewußten Tage gegen die Verschwornen vorgenommen worden, auf seinen Befehl geschehen sey. Auch wurde dem Parlement aufgetragen, eine Untersuchung über die Verschwörung des Coligny anzustellen, und einen den Gesetzen gemäßen Schluß darüber zu fassen.

Aber diese elenden Erdichtungen wurden nicht einmal von allen Werkzeugen der Grausamkeit des Hofs geglaubt. Eben so vergebens suchte er etwas ausfindig zu machen, das den Admiral vor den Augen der Welt mit einigem Scheine strafbar machen könnte. Man hatte, nachdem er ermordet worden war, sein Haus der Plünderung Preiß gegeben; aber seine Schriften waren, wie die Königinn-Mutter befohlen hatte, aufbewahret worden. In diesen wurde jetzt nachgeforscht, ob man etwas aus denselben zur Schande des Admirals bekannt machen könnte. Denn selbst der erste Präsident des Parlement, Christoph von Thou, der Vater des grossen Geschichtschreibers dieses Nahmens, hatte dem Könige insgeheim darüber Vorstellungen gethan, daß er, wenn die Verschwörung gegründet war, mit ihren Urhebern nicht viel-

mehr

mehr gerichtlich verfahren habe. Die Unterſuchung, welche die Feinde des Coligny in ſeinen ſchriftlichen Aufſätzen anſtellen lieſſen, ſchlug vielmehr zu ihrer Beſchämung aus. Man fand darinne unter andern eine Stelle, wo er dem Könige den Rath gab, ſeinen Brüdern keine gar zu anſehnlichen Beſitzungen und Einkünfte, (keine zu ſtarke Appanage, wie man es zu nennen pflegt,) zu ertheilen. Die Königinn ließ dieſe Stelle vor dem Herzoge von Alencon, dem jüngſten Bruder des Königs, leſen, und ſagte dabey zu ihm, weil ſie wußte, wie ſehr er den Admiral bedauerte: „Das iſt dein ſo ſehr geliebter guter Freund, der dem „Könige ſolche Erinnerungen gegeben hat.“ Allein der Herzog verſetzte darauf: „Wie ſehr er mich geliebt „habe, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß dieſer „Rath nur von einem Manne herrühren könne, der „dem Könige getreu, und für das Beſte deſſelben ſehr „beſorgt geweſen iſt.“ Ohngefähr auf gleiche Art rückte der Engliſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe, Walſingham, dieſer Fürſtinn ihre Bethörung vor. Der Admiral hatte in einem beſondern Aufſatze, worinne er zeigte, wie nothwendig es ſey, daß Frankreich an dem Niederländiſchen Kriege wider Spanien Antheil nehme, hinzugeſetzt, man müſſe dem Könige nur mündlich vorſtellen, daß er, wenn er ſich dieſer Gelegenheit nicht bediente, ſie den Engländern in die Hände ſpielen werde, die zwar jetzt Freunde von ihm wären; ſobald ſie aber in den Niederlanden, und gegen die Grenzen des Reichs zu, feſten Fuß gefaßt hätten, durch dieſe bequeme Stellung gereitzt, ihre alten Geſinnungen annehmen, und ſeine und des Reichs bitterſten Feinde werden würden. Dieſes meldete die Königinn dem Geſandten mit der Anmerkung, er könne hieraus urtheilen, wie wohlgeſinnt Coligny gegen die Königinn von England geweſen ſey, die

ihn

ihn doch so sehr geliebt hätte. Aber Walsingham gab darauf zur Antwort: „Wie wohlgesinnt er gegen „meine Königinn gewesen sey, weiß ich nicht; das „aber weiß ich, daß ein solcher Rath einen Mann an„zeige, der seinem Könige getreu und Frankreichs „Vortheilen sehr ergeben war; durch dessen Todt da„her der König und sein Reich einen sehr grossen Ver„lust erlitten haben."

Alle die nicht von Religionshaß eingenommen waren, urtheilten in der That schon damals, daß Frankreich zu dieser Zeit keinen grössern Mann gehabt habe, als den Admiral. Ohngefähr zehntausend Reformirte, die wegen des über ihre Parthey ergangenen Blutbades, sich in fremde Länder flüchteten, breiteten daselbst mit ungemeiner Bewunderung sein Lob, und zugleich den Abscheu gegen eine Regierung aus, die ihn so verrätherisch getödtet hatte. Sie fanden aber auch daselbst viele tausende, die ehemals unter dem Admiral in Frankreich Kriegsdienste gethan, und bey ihrer Zurückkunft von ihm mit einer seltenen Ehrerbietung, als von einem Manne gesprochen hatten, bey dem Klugheit und Tapferkeit sehr genau verbunden wären. Die Nachwelt findet keine Schwierigkeiten, sich in ihrem Urtheil über ihn zu vereinigen. Er arbeitete den grössern Theil seines Lebens hindurch daran, der Religion, die er vor die wahre hielt, Sicherheit zu verschaffen, zog nur gezwungen für dieselbe das Schwerdt, erduldete für sie unzählige Gefahren und Mühseeligkeiten; zuletzt opferte er ihr selbst sein Leben auf. So groß er auch als Feldherr war; so liebte er doch den Frieden noch mehr als den Krieg. Die Umstände, unter welchen er diesen geführt hat, vermehren den Ruhm seiner Thaten. Mit einer so schwachen, dürftigen und fast immer in einer nachtheiligen

Stel-

Digitized by Google

Stellung begriffenen Parthey, an deren Spitze er war, wäre es nichts unerwartetes gewesen, ihn durchaus unglücklich zu sehen; und er stellte doch stets ihre Angelegenheiten wieder her. Als ihr Oberhaupt bewies er auch seine Uneigennützigkeit vollkommen: denn an Statt, mit einer solchen Gewalt versehen, sich, wie es leicht war, zu bereichern, verzehrte er dabey sein Vermögen, und hinterließ noch ansehnliche Schulden: wozu auch seine ausnehmende Gastfreyheit vieles beygetragen hat. Zwar scheint es, daß ein Mann, der viele Jahre lang die Seele einer Parthey gewesen ist, welche die Waffen wider ihren rechtmäßigen König führte, zum wenigsten sehr ehrgeitzig oder sehr unruhig gewesen seyn müsse. Aber wenn man diesen König und seinen Hof kennt, den gänzlichen Mangel desselben an Gerechtigkeit und Redlichkeit in allem was die Gewissensrechte eines grossen Theils seiner Unterthanen betraf; die innerlichen Staatshändel von Frankreich, aus denen unvermeidlich zwo feindseelige Partheyen entspringen mußten; die gegründeten Ansprüche des dem Throne nächsten Hauses, die der Admiral zu vertheidigen hatte; den kriegerischen Ungestüm der Zeiten, und so viele Zufälle derselben: so wird man mehr Ursache finden, ihn wegen der Nothwendigkeit, durch die er fortgerissen wurde, zu bedauern, als zu tadeln. Fähig und bereit, als einer der weisesten Staatsmänner seinem Vaterlande zu dienen, würde er ohne Zweifel auch dasselbe in bloß ruhigen Jahren haben thun können, wenn der Hof den Grundsätzen irgend eines dem Admiral ähnlichen Patrioten, dergleichen vorzüglich der Canzler von Hospital war, hätte folgen wollen.

Der feurige Eifer mit welchem Coligny seiner Religion ergeben war, würde ihm weniger zur Ehre

gereichen, wenn derselbe, durch keine aufgeklärten Begriffe geleitet, nur aus einer abergläubisch schwärmerischen Andacht, Verfolgungsgeist und grimmigen Haß anderer christlicher Partheyen, zusammengesetzt gewesen wäre. Aber diese Eigenschaften des Religionseifers waren es eben, über welche er sich beklagte, weil die Feinde seines Glaubens keinen andern kannten. Seine sanftere und liebreichere Seele, die aus Prüfung und Ueberzeugung glauben gelernt hatte, übte die Pflichten der Religion aus wahrer Zuneigung gegen dieselbe aus. So wenig er diese bloß in Worten oder in äußerlichem Gepränge setzte; so sorgte er doch dafür, daß auch sein ganzes Betragen das in die Augen fiel, einen Beweis seiner Gesinnungen abgeben möchte. Seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit wurden daher so sehr bewundert, selbst von vielen Römischcatholischen, daß man behauptete, dieses Beyspiel allein würde einen grossen Theil dieser letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. In seinem häuslichen Leben herrschte insonderheit ein gewisser Geist der Andacht; der aber nicht die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte: auch ein Kennzeichen, daß sein Christenthum zu etwas mehr diente, als um zur Schau getragen zu werden. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, verrichtete er knieend mit seinem ganzen Hause das Gebet, welches er auch selbst vorzusprechen pflegte. War es ein Tag, an welchem eine Predigt gehalten wurde: so wandte er die Zeit vor derselben dazu an, daß er die Abgeordneten der Gemeinen anhörte, die an ihn geschickt worden waren, oder andere öffentliche Angelegenheiten vornahm. Nach der Predigt arbeitete er wieder unabläßig, bis die Stunde

des Mittagsmahles gekommen war. Alsdenn versammleten sich fast alle seine Hausgenossen bey der Tafel, und er betete mit ihnen gemeinschaftlich; oder sang auch, wenn an demselben Tage keine Predigt gehalten worden war, einen von den Psalmen Davids. Er beobachtete diese Gewohnheit nicht allein zu Friedenszeiten auf seinem Schlosse; sondern auch selbst im Lager ununterbrochen. Gleichergestalt betete er nach geendigter Mahlzeit mit seiner Gemahlinn und seinem übrigen Hause; so wie er sich auch nach dem Abendessen mit allen den seinigen zum Singen und Abendgebete vereinigte. Sehr viele französische Edelleute führten eben diese Einrichtungen in ihren Häusern desto lieber ein, weil sie der Admiral auch besonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte, ihre Hausgenossen zur Gottseeligkeit anzuführen. Wenn die Zeit herannahte, da er mit den seinigen das heilige Abendmahl zu geniessen pflegte, rief er alle zusammen, und stellte ihnen vor, daß er nicht bloß für sein Leben, sondern auch für ihre Aufführung, Gott dereinst werde Rechenschaft leisten müssen. Gab es unter ihnen Zwistigkeiten: so söhnte er sie mit einander aus. Wenn einer darunter keine würdigen Begriffe von dieser geheiligten Handlung zu haben schien: so ließ er ihm einen genauern Unterricht in der Religion ertheilen. Fanden sich aber unter ihnen Leute, welche hartnäckig bey ihren Ausschweifungen verblieben: so bezeugte er öffentlich, daß er lieber aller Bedienung entbehren, als eine solche haben wollte. Als er sich nach dem Ende des letzten Kriegs zu Rochelle niedergelassen hatte, las er jeden Morgen und Abend eine von Calvins Predigten über das Buch Hiob, indem er diese Geschichte oftmals den Trost seines Herzens, und sein allgemeines Arzneymittel in allen seinen Drangsalen zu nennen pflegte. Mit seinen beyden Brüdern lebte

er in einer so vertraulichen Verbindung und Uebereinstimmung, daß sie alle drey nur von Einem Geiste belebt zu seyn schienen.

Er schätzte auch die Wissenschaften sehr hoch: besonders im Verhältnisse gegen die Religion. Die Einführung der Schulen, und die ganze gelehrte Erziehung der Jugend, nannte er eine besondere göttliche Wohlthat, eine Pflanzstadt der Kirche, und Vorübung der Gottseeligkeit. Von dem Mangel an Gelehrsamkeit leitete er die dunkeln Zeiten her, welche den Staat und die Religion selbst, öfters betroffen hätten. Und in dieser Finsterniß, so urtheilte er sehr richtig, sey eben die unrechtmäßige und gewaltthätige Herrschafft der Römischen Bischöfe über die Christen erzeugt worden, weil sie über Unwissende am leichtesten ihre Gewalt hätten ausbreiten können. Daher hatte er auch unterhalb seines Schlosses zu Chatillon, an einem angenehmen Orte, mit beträchtlichen Kosten eine Schule erbauet, und dieselbe mit sehr geschickten Lehrern der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache besetzt. Mehrere Knaben und Jünglinge wurden darinne durch seine Freygebigkeit unterhalten. In seiner ersten Jugend hatte er zwar eine ausnehmende Fähigkeit und Neigung zu den Wissenschaften gezeigt; allein der Fortgang welchen er darinne bereits machte, wurde auf einmal durch die Nachricht gehemmt, die er bekam, daß ihn sein Oheim, der Connetable, zum geistlichen Stande bestimme. Von dieser Zeit an war es unmöglich, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Eben so verwarf er auch standhaft den Cardinalshut, der damals für ihn bereits so gut als ausgewürkt war, und man hatte weniger Mühe, seinen ältern Bruder zur Annehmung desselben zu bereden. Desto rühmlicher war es für ihn, daß er

von

von Kenntniſſen, in denen er nur einen kleinen Anfang gemacht hatte, nachher nicht, wie viele andere Krieger, verächtlich dachte.

Coligny nahm auch durch ſein äuſſerliches Anſehen ein. Er hatte eine mittlere Gröſſe, eine friſche rothe Farbe, einen wohlgebaueten Körper, ein ruhiges und heiteres Geſicht, eine anmuthige ſanfte Sprache, die aber zugleich ziemlich langſam war. Dieſen letztern Fehler, der mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſo wenig übereinſtimmte, ſcheint er von ſeinem Lehrer Berault angenommen zu haben; ſo wie er es ſich von ſeinem Hofmeiſter Prünelay angewöhnt hatte, faſt immer, ſelbſt in dem Gemach des Königs, einen Zahnſtocher in der Hand zu führen. In ſeinen Geberden und in ſeinem Gange ſah man vielen edlen Anſtand. Auch aß und trank er, bey einer guten Leibesbeſchaffenheit, nur wenig. In ſeinen jüngern Jahren kleidete er ſich prächtig, liebte auch die Jagd und das Spiel ungemein; aber er änderte ſich in dieſem allem, nachdem er ſich ganz der ſtrengern Lebensart eines Kriegers ergeben hatte. So wurde er auch zeitig Herr über ſeine Leidenſchaften, und bewies ſolches ſelbſt mitten in dem Getümmel des Kriegs, wo die Geſetze vor den Begierden zu ſchweigen genöthigt ſind. Man kann ſagen, daß er, ob er gleich in ſeinem ſechs- und funfzigſten Jahre der Welt entriſſen wurde, doch nach ſo vielen Beſchwerlichkeiten in einem blühenden und Kraftvollen Alter geſtanden habe, das ihm noch ein langes Leben verſprach. Von den Kindern ſeiner erſten Ehe überlebten ihn viere: Louiſe, welche an den Teligny vermählt wurde, der in eben derſelben Nacht mit ſeinem Schwiegervater das Leben verlor, nachmals die Gemahlinn des Prinzen von Oranien; Wilhelm; Franz, Odet und Carl; von welchen

der letztere, den sein Vater wegen seiner Lebhaftigkeit ungemein liebte, im achten Jahre seines Alters, bald nach dessen Tode, gefangen genommen wurde, und viele Widerwärtigkeiten erdulden mußte. Die zweyte Gemahlinn des Admirals brachte, vier Monathe nach seinem Tode, eine Tochter zur Welt; sie wurde aber, als sie darauf in ihr Vaterland Savoyen zurückkehrte, auf Befehl des Herzogs ins Gefängniß gesetzt. Sein Geschlecht ist in Frankreich untergegangen; wiewohl das grosse mit demselben verwandte Haus der Montmorencys sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat.

* * *

Der Admiral von Coligny würde der Nachwelt über den beträchtlichsten Theil seines Lebens selbst die glaubwürdigsten Nachrichten hinterlassen, überhaupt aber sich treu und ungeschmückt vor derselben abgebildet haben, wenn uns nicht thörichte Nachbegierde und Unwissenheit seiner allermeisten schriftlichen Aufsätze beraubt hätten. Diejenigen welche man nach seiner Ermordung bey ihm fand, sind vermuthlich auf Befehl des Hofs vernichtet worden. Er hatte aber auch nach dem letzten Frieden keinen Tag vorbeygehen lassen, ohne des Abends in sein Tagebuch die Merkwürdigkeiten einzutragen, deren er sich aus den vorhergehenden bürgerlichen Kriegen erinnerte. Jetzt besitzen wir, ausser einigen seiner Briefe, nur eine im Jahr 1557. bald nach seiner Gefangennehmung, von ihm geschriebene Geschichte der Belagerung von Saint Quentin, die unter der Aufschrift, Mémoires, zu Leiden im Jahr 1643. in Duodez, als ein Anhang seiner Lebensbeschreibung, und darauf zu Paris im Jahr 1665. gedruckt worden ist. Er redet darinne, ohngefähr wie Cäsar, mit der ungezwungenen Freyheit eines Helden,

Digitized by Google

den, der nur zu ſagen braucht, was er gethan habe, ohne ſich um die Urtheile anderer darüber zu bekümmern. Daher verſichert er auch, daß dieſes durchaus keine Schutzſchrift ſeyn ſoll; wohl aber behauptet er, daß es eine Pflicht von denen ſey, welche bey wichtigen Unternehmungen gebraucht werden, den wahren Verlauf der Sache ſelbſt aufzuzeichnen, damit derſelbe nicht, wie gewöhnlich, durch eine Menge falſcher Berichte verdunkelt werde. — Noch in unſerm Jahrhunderte, wie der Herr von Voltaire in den Anmerkungen zum zweyten Geſange ſeiner Henriade (worinne er den Admiral ſo würdig abgeſchildert hat,) erzählt, fand ein franzöſiſcher Financier, auf einem Landgute, welches den Colignys zugehört hatte, einen eiſernen Kaſten mit Schriften unter der Erde; da er ſich aber aus denſelben keine Einkünfte verſprach, ließ er ſie ins Feuer werfen.

Die erſte Lebensbeſchreibung des Admirals iſt im Jahr 1575. unter dem Titel, *Caſp. Colinii Caſtellonii*, magni quondam Franciae Amirallii, vita, ohne Benennung des Orts herausgegeben, und vermuthlich öfters gedruckt worden. Meine Ausgabe derſelben iſt zu Utrecht im Jahr 1644. in Duodez erſchienen. Der Verfaſſer war ein Zeitgenoſſe des Admirals, und wie es ſcheint, auch einer ſeiner Freunde. Aus einigen Stellen des Buchs ſchloß ich anfänglich, daß es der Prediger Merlin geweſen ſey. Aber einer meiner Freunde hat bey einem Exemplar dieſer Lebensbeſchreibung den Nahmen des berühmten Rechtsgelehrten, Franz Hotoman, beygeſchrieben gefunden: und ich halte dieſe Anzeige vor wahrſcheinlicher. Die franzöſiſche Ueberſetzung iſt mit der Aufſchrift: La vie de Meſſire Gaſpar de Coligny etc. unter andern zu Leiden, 1643. in Duodez herausgekommen, und hat noch ein paar beträchtliche Zuſätze. Dieſes Leben,

das sich in der Urschrift am besten lesen läßt, schildert den Admiral mit ziemlicher Geschicklichkeit ab; doch ist es an mehrern Stellen viel zu seicht und unvollständig.

Desto ausführlicher ist eine andere Lebensbeschreibung desselben gerathen, die unter dem Titel, La vie de Gaspard de Coligny, etc. à Cologne 1686. auf 402 Seiten in groß Duodez, allem Ansehen nach in Holland ans Licht getreten ist. Ihr Verfasser versichert, daß er aus einem Hause herstamme, welches stets mit des Admirals seinem in freundschaftlicher Verbindung gestanden, dem daher auch dieser oft seine geheimsten Angelegenheiten bekannt gemacht habe: und er beruft sich auf viele glaubwürdige Nachrichten, die ihm bey der Abfassung seiner Arbeit gedient hätten. Obgleich dieses nur das dunkle Vorgeben eines Ungenannten ist; so scheint es doch durch die Lebensbeschreibung selbst völlig bestätigt zu werden. Denn diese ist sehr umständlich, enthält manche kleine merkwürdige Erzählungen von dem Admiral, die in dem vorhergedachten Leben sich nicht finden, stimmt überall sehr wohl mit seinem bekannten Charakter überein, und drückt sich mit einer Zuversicht aus, die, ohne ins Lobredneriſche zu verfallen, sich vielmehr der Sprache der Wahrheit nähert. Ich bedaure es, diese bis auf wenige Anmerkungen die man dabey machen könnte, sehr wohlgerathene Lebensbeschreibung etwas zu spät zu meinem Gebrauche erhalten zu haben.

Das gegenwärtige Leben des Admirals würde dadurch noch mehr verloren haben, wenn dieser Mangel nicht größtentheils durch zwey andere wichtige Werke ersetzt worden wäre. Das eine ist die vortreffliche Geschichte des Präsidenten de Thou, der selbst ein Augen-

genzeuge der letzten Jahre des Coligny war, bisweilen noch weit genauer und umſtändlicher als die Biographen deſſelben, überall aber mit der Unpartheylichkeit, Mäßigung und richtigen Beurtheilung von ihm ſchreibt, die ihn ſo ſehr über die meiſten Geſchichtſchreiber der neuern Jahrhunderte hinausſetzen. In dem andern dieſer beyden Werke, in der Hiſtoire univerſelle des d'Aubignee, habe ich auch viele merkwürdige Nachrichten, und manche darinne allein, angetroffen. Dieſer berühmte Günſtling Heinrichs des vierten, dem an der kühnſten Freymüthigkeit im Schreiben ſehr wenige gleich gekommen ſind, empfielt ſich durch einen ihm ganz eigenthümlichen Ton der ungekünſtelten Schreibart. Ich beſitze von ſeinem Werke die erſte, ſehr ſeltene und in Frankreich unterdrückte Ausgabe, die er vom Jahr 1616 bis 1620 auf ſeinem Schloſſe Maillee in drey Foliobänden drucken ließ.

Des Theodore de Beze Geſchichte der Reformirten Kirchen in Frankreich habe ich zwar nirgends erlangen können. Dagegen aber habe ich die ſchätzbaren Commentarios de ſtatu relig. et reipubl. in regno Galliae vom des Serres oder Serranus, mit Nutzen gebraucht, auch des trefflichen Feldherrn und Freundes vom Coligny, de la Noue, Diſcours politiques et militaires zu Rathe gezogen. Bey dieſem Vorrathe an Quellen, glaubte ich der neuern gröſſern Werke über die franzöſiſche Geſchichte deſto leichter entbehren zu können, in welchen ich mich ohnedieß nicht erinnerte etwas geleſen zu haben, was man nicht ſicherer aus jenen ſchöpfen könnte.

Leben
des Königlich-Preußischen Geheimen Rathes
Christian Thomasius.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhob sich in der Denkungsart eines grossen Theils der Deutschen eine Veränderung, von der wir bis auf unsere Zeiten sehr viele und sehr wichtige Folgen empfinden. Sie wurde nicht ohne einen heftigen Kampf von langen Jahren zu Stande gebracht; aber sie hätte auch ohne denselben eben so wenig durchbrechen können, als die allgemeine Religions- und Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts bloß mit einem sanften Schritte ihr Ziel erreicht haben würde. Durch diese letztere hatten Religion und Gelehrsamkeit ein neues Licht und Leben erhalten. Allein auch unter denen, welche sich desselben bedienten, schlichen sich nach und nach unvermerkt mancherley Hindernisse ein, die den Gebrauch jener Wohlthat erschwerten: über Gegenden welche schon helle geworden waren, verbreitete sich von neuem eine gewisse Dunkelheit; und an andern traten Trägheit oder vergebliche Geschäftigkeit im Kleinen an die Stelle des Kraftvollen edeln Fleisses und Nachforschens. Man entsagte zwar den Vortheilen der Reformation nicht; hingegen setzte man sich zum Theil ausser Stande, dieselben würdig zu nützen, immer zu erweitern und zu vergrössern. Die Wahrheit ist den meisten Menschen ein Gut, dessen Besitz sie so leicht, ohne die geringste Anstrengung des Geistes, behaupten zu können glauben, besonders

wenn

wenn grosse Männer in der Erwerbung desselben glücklich vorangegangen sind, daß sie oft über dieser Zuversicht einschlummern. Dieser Mangel an fortgesetzter regelmäßiger Thätigkeit bringt Fehler, Irrthümer und Mißbräuche in Menge hervor; zuweilen den Verlust der Wahrheit selbst, wenigstens der schönsten Früchte welche sie gewähret. So war also auch, gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in der Evangelischen Kirche Deutschlands, die Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben ungemein eingeschränkt worden; selbst die Art, wie man nach den Grundsätzen einer gewissen Parthey philosophiren müsse, wurde darinne vorgeschrieben; der theologische Lehrbegriff wurde nicht allein unveränderlich auf immer bis auf seine kleinsten Aussenwerke bestimmt, sondern auch in eine ungeheure Anzahl Spitzfindigkeiten eingehüllt; der Eifer in Erregung und Führung theologischer Streitigkeiten überschritt alle Schranken, und ward als das höchste Verdienst des Lehrers der Kirche angesehen; in den öffentlichen Vortrag der Religion vor den Gemeinen, drangen unreifer Witz, Gelehrsamkeit und Streitsucht, kurz sehr vieles, was nicht in denselben gehörte, ein; alter Aberglaube wachte wieder auf, und neue Einfälle, Sagen und Erzählungen vermehrten ihn; manche Ueberbleibsale aus der Römischen Kirche pflanzten sich fort, und gewannen eine schädliche Stärke, wie unter andern das harte Betragen gegen sogenannte Irrgläubige, oder gegen jeden, der ungewöhnliche, philosophische und theologische Meinungen bekannt machte; endlich fühlten alle Wissenschaften, die mit der Theologie in einiger Verbindung standen, den Zwang unter welchem diese seufzete; und das Kirchenrecht insonderheit schwankte auf einem ungewissen Grunde herum. Man rückte nicht allein wenig weiter vor, als man bereits zu den Zeiten

der

der Reformation gewesen war; man kam sogar in manchen Stücken zurück: und redlicher Wille, vielfache Gelehrsamkeit, feurige Liebe zur Religion, ersetzten den Schaden nicht, den man sich durch die Wahl mancher falscher oder gekrümmten Wege zugezogen hatte.

Unter diesen Umständen übernahmen es fast zu gleicher Zeit zween Deutsche, der Evangelischen Kirche, deren Mitglieder sie waren, zu zeigen, woher alle diese Verirrungen des Geschmacks, der Methode zu studiren, zu lehren und zu schreiben, besonders aber der praktischen Vorurtheile, gekommen wären; wie viel Nachtheil sie der Religion und den Wissenschaften zugefügt hätten, und wie man sie nicht allein verbessern, sondern auch auf das künftige verhüten müsse. Ein hitziger Widerspruch begleitete sie zwar bis an ihren Todt; aber endlich fand es sich doch, daß so viele Wahrheiten, welche sie ausstreueten, ein fruchtbarer Saamen für die Nachwelt gewesen waren. Der eine, — von beyden der liebenswürdigste, — **Philipp Jacob Spener**, entwickelte mit Sanftmuth die Mängel der Religionswissenschaft, der Lehrer selbst, und der Kirchenverfassung überhaupt; er that Vorschläge, um denselben allen abzuhelfen, und wurde dafür beschuldigt, daß er den Glauben seiner Kirche zu verändern suche. Der andere, weit kühner und furchtbarer, **Christian Thomasius**, griff mit dem lebhaftesten Ungestüm den herrschenden Partheygeist seiner Zeiten in der Philosophie und andern Wissenschaften, Grundsätze, Lehrarten, abergläubische Meinungen, würkliche und scheinbare Vorurtheile, alles mit einem Worte an, was nach seinen Einsichten die Bahn der Wahrheit und Gelehrsamkeit rauher oder unzugänglicher machte: er wurde deswegen

lange

lange von vielen vor einen Feind der Religion selbst, und der gründlichen Wissenschaft ausgegeben. Beyde hatten in ihren Absichten manches mit einander gemein; aber ihre Gaben und Kenntnisse, die Bewegungsgründe, durch welche sie angefeuert wurden, und insonderheit die Mittel welche sie wählten, sonderten sie desto weiter von einander ab. Ihre Geschichte bleibt unterdessen sehr lehrreich für die jetzigen und für alle künftige Zeiten, die eben so gewiß, als diejenigen worinne sie lebten, ihre Reformatoren brauchen, und brauchen werden.

Christian Thomasius kam den ersten Jänner des Jahrs 1655. zu Leipzig auf die Welt. Sein Vater, Jacob Thomasius, Professor der Philosophie auf der dortigen Universität, und zugleich Rector der Thomasschule in eben dieser Stadt, war ein berühmter und Einsichtsvoller Gelehrter. Ob er gleich eben dieselbe Ergebenheit gegen die Aristotelische Philosophie hatte, welche damals in der Evangelischen Kirche überhaupt ausgebreitet war; so verband er doch damit so mancherley Gelehrsamkeit, und so vielen Scharfsinn, daß man ihn eben so wenig als einen Conring, und andere die ihm gleich kamen, unter die gemeinen Anhänger des Aristoteles rechnen durfte. Er erkannte selbst einige Mängel dieses philosophischen Lehrgebäudes, und würde vermuthlich von seiner Anhänglichkeit an dasselbe sich etwas mehr losgerissen haben, wenn seine Zeiten freydenkender, und eine solche Bemühung keinen bittern Streitigkeiten und Verfolgungen ausgesetzt gewesen wäre. Würklich war er auf dem Wege dazu begriffen, indem er sich eine ausnehmende Bekanntschaft mit dem gelehrten griechischen und römischen Alterthum erworben hatte, besonders die Geschichte und die Meinungen der philosophischen

Sekten

Sekten unter den Griechen sehr geschickt entwickelte und prüfte, auch davon, so wie von der philosophischen Geschichte überhaupt, den damals seltenen Gebrauch machte, daß er daraus den Ursprung verschiedener Religionsirrthümer, sonderbarer Meinungen, und anderer Veränderungen in der christlichen Kirchengeschichte, herleitete. Seine Schriften werden daher noch mit Nutzen gelesen: und es ist genug zu seinem Ruhme, daß ihn sein grosser Schüler, der Freyherr von Leibnitz, dankbarlich verehrt hat.

Von diesem Vater genoß Christian Thomasius eine Erziehung und einen Unterricht, die ihm sehr nützlich wurden. Er bedauerte es zwar nachmals, daß er daraus nicht alle die Vortheile habe schöpfen können, welche sich ihm darboten, weil sein Vater durch die Arbeiten des Schulamtes an seinen academischen Vorlesungen gehindert wurde. Aber er verdankte ihm wenigstens die häuffigen, nach einer schärfern und genauern Methode, unter dessen Aufsicht angestellten Disputirübungen, welche für ihn selbst in der Folge bey seinen vielen Streitigkeiten eine wichtige Vorbereitung wurden. Auch lernte er von ihm, die Philosophie, und besonders ihre Geschichte, zum Grunde der Rechtsgelehrsamkeit legen: eine Verbindung, die ihm ebenfalls in spätern Zeiten, und selbst diesen beyden Wissenschaften durch ihn, grosse Dienste leistete. Sonst hatte er in der Philosophie, in der alten Sprachwissenschaft, der Naturlehre, der Geschichtskunde, und andern Theilen der Gelehrsamkeit, einen Feller, Rappolt, Ittig, Alberti, Otto Mencke, Frankenstein, Rechenberg, und andere mehr, zu Lehrern: Männer, die durch Wissenschaft, Schriften und andere Verdienste, rühmlich bekannt geworden sind; ob sie gleich auch gröstentheils

sich

sich von den Vorurtheilen ihrer Zeiten nicht loßwickeln konnten. Als er in den folgenden Jahren mit einigen derselben in ziemlich starke Zwistigkeiten gerieth, warf man ihm die Undankbarkeit eines Schülers vor. Aber es war eine Uneinigkeit in gelehrten Meinungen, die ihm noch weniger zu einem Verbrechen angerechnet werden durfte, als daß er der heftigste Gegner des philosophischen Lehrbegriffs wurde, dem sein Vater zugethan gewesen war.

Er betrat in der That bald den Weg, auf welchem er sein eigner Lehrer werden konnte; den Weg des Nachforschens und der Vergleichung entgegengesetzter Lehrsätze unter einander. Da er den Vorlesungen seines Vaters über das vortreffliche Werk des Grotius vom Rechte des Kriegs und des Friedens beywohnte, und an diesem Theil der Philosophie einen vorzüglichen Geschmack fand: folgte er auch dem Rathe seines Vaters, mit dem gedachten Werke das Lesen solcher Schriftsteller zu verbinden, welche theils die vermeinten theologischen Irrthümer des Verfassers bestritten, theils seine Grundsätze aus der Rechtswissenschaft erläuterten. Eben damals kam auch Pufendorfs bekanntes Buch von den Pflichten des Menschen und des Bürgers zum Vorscheine: und Thomasius ließ dasselbe nicht lange ungelesen; ob man es ihm gleich mit der Erinnerung empfol, keinen von den darinne enthaltenen theologischen Irrthümern anzunehmen. Er fand darinne mehr Vollständigkeit und Deutlichkeit in manchen Lehren, als beym Grotius. Hingegen war ihm auch der Unterschied zwischen philosophischen und theologischen Lehrsätzen und Fragen noch nicht bekannt: daher erstaunte er über manche Abweichungen Pufendorfs von den Lehren der Gottesgelehrten, hielt auch fest an diesen; ob er sich gleich

nicht

nicht überzeugen konnte, daß man jenen hinlänglich widerlegt habe. Vielmehr klagte er seine Kurtzsichtigkeit im Urtheilen an, und hoffte, daß dieser Philosoph seine irrigen Sätze endlich doch ablegen würde; bis er selbst nach und nach, bey der Untersuchung des darüber entstandenen grossen Streits, gänzlich auf die Seite desselben gezogen wurde.

Es zeigt sich ausserdem in diesen ersten Schritten, welche Thomasius über die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit hinaus that, eine Behutsamkeit, die überaus nachahmungswürdig für junge Studierende ist. Indem er die academischen Lehrstunden zu besuchen anfieng, war er noch nicht entschlossen, welcher von den drey Hauptwissenschaften, die man ziemlich uneigentlich, und mit einer oft schädlichen Mißdeutung die höhern zu nennen pflegt, er sich wiedmen sollte. Er begnügte sich daran, vermuthlich nach der Vorschrift seines Vaters, einige Zeitlang bloß nach den philosophischen, historischen und andern solchen Kenntnissen zu trachten, ohne welche in keiner Art von Gelehrsamkeit, gründlicher Geschmack, richtig und zusammenhängende Denkungsart und Methode, scharfsinnige Beurtheilung, auch Fertigkeit in der Nutzung alter und neuer Schätze, erlangt werden können. Daß angehende Gelehrte so frühzeitig die Wissenschaft wählen, in welcher sie eine besondere Stärke zu erhalten gedenken, ohne sich vorher einen hinreichenden vorläufigen Begriff von der Natur, den Schwierigkeiten und Hülfsmitteln derselben gemacht, ohne jene allgemeine Grundlage aller Wissenschaften, zur Prüfung und festern Richtung ihrer Fähigkeiten und Neigungen errichtet zu haben: das ist ohne Zweifel eine von den herrschenden Ursachen, warum ihre Bemühungen und Erwartungen so oft mißlingen. Thomasius

masius faßte seinen Entschluß darüber erst, nachdem er im Jahr 1671. das öffentliche Zeugniß der philosophischen Facultät zu Leipzig von seiner wachsenden Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zu einem Lehramte, oder die Magisterwürde, empfangen hatte. Nunmehro erklärte er sich mit Einwilligung seines Vaters, besonders für die Rechtswissenschaft. Mit Hülfe derselben hoffte er dasjenige zu ergänzen, was dem von ihm so lieb gewonnenen Naturrechte, nach seinen Gedanken, noch mangelte, so lange es bloß philosophisch bearbeitet wird. In der That, wenn man auch die philosophische Behandlung dieses Rechts keineswegs vor mangelhaft erkennen sollte; so würde doch wenigstens die Anwendung desselben zur Beurtheilung und Aufklärung der Gesetze, seine Fruchtbarkeit überaus vergrössern. Er fieng also an, den mündlichen Unterricht der Rechtsgelehrten anzuhören; allein da er solches ohne einen sichern Entwurf that, und sich die Meinungen bald von diesem, bald von einem andern bekannt machte, verspürte er davon einen geringen Nutzen.

Er wurde daher, um diese Mängel zu verbessern, von seinem Vater im Jahr 1675. nach Frankfurt an der Oder geschickt, wo Stryck und Rhez seine zween vornehmsten Rechtslehrer wurden. Aber auch daselbst fand er aus eben den vorher genannten Ursachen nicht völlig den Fortgang, den er sich versprochen hatte. Er hörte sehr viel und allerley widersprechendes, ohne ein wohl zusammenhängendes Ganzes daraus erbauen zu können: auch sein Umgang mit andern entriß ihm viele Zeit. Er ergriff daher ein Mittel, welches einem feurigen und doch dabey zum Nachdenken aufgelegten Kopfe oft wichtige Dienste geleistet hat; das unter andern auch der grosse Theologe, Martin Chemnitz, auf Melanchthons Rath, glücklich gebraucht

braucht hatte. Um alles was er gelernt, gelesen, und zum Theil auch bezweifelt hatte, desto besser nach seinem wahren Werthe ordnen zu können, versuchte er es, andere zu lehren: denn dieses nöthigte ihn zu einer anhaltenden Prüfung und Aufmerksamkeit auf den Gang, den seine Begriffe und Urtheile nahmen: und eben so sehr zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Von dieser Zeit an, da er über die Grundsätze des bürgerlichen Rechts, und über das Naturrecht Vorlesungen hielt, entstand würklich eine Hauptveränderung in seiner Denkungsart: zumal nachdem er Pufendorfs Schutzschrift in dessen fortwährenden hitzigen Streitigkeiten gelesen hatte. Jetzt lernte er die Grenzen zwischen Theologie und Philosophie genauer festsetzen; urtheilte, daß bisher von den Theologen vieles einmüthig, als ein ihnen eigenthümlicher Lehrsatz, behauptet worden wäre, was doch eigentlich zur philosophischen Sittenlehre oder zur Rechtsgelehrsamkeit gehörte; fand manche, besonders moralische Lehren der Aristotelisch-Scholastischen Philosophen zweifelhaft, und beschloß, sich durch das Ansehen berühmter Männer nicht länger fesseln zu lassen. Das Beyspiel seines Vaters, der viele seiner frühern Meinungen zurück genommen hatte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse.

Nachdem er unter solchen forschenden Beschäftigungen bis ins Jahr 1679. zu Frankfurt an der Oder gelebt, auch daselbst zum Doctor der Rechte ernannt worden war, trat er eine gelehrte Reise nach Holland an. Hier schätzte Johann Georg Grävius, der treffliche Kenner der alten Gelehrsamkeit, die ausnehmenden Geisteskräfte des Thomasius, welche eben würksam zu werden anfiengen, so hoch, daß er ihm in jenem Lande einen bleibenden Sitz zu verschaffen suchte. Doch dieser kehrte bald in seine Vaterstadt zurück, wandte

wandte nunmehro seit dem Jahr 1680, zuerst einen besondern Fleiß auf das Römische Recht, und machte zugleich einen Anfang, gerichtliche Händel zu führen. Bey diesen letztern Arbeiten empfand er, wie er in der Folge selbst gestand, mehr Nutzen von der philosophischen Sittenlehre, als von den zahlreichen praktischen Räthen der Rechtsgelehrten. Nachdenken, sorgfältige Zergliederung der streitigen Sache, und Grundsätze des natürlichen Rechts, waren für ihn die größte Hülfe. Wie geschickt und glücklich er in der Vertheidigung von Beklagten gewesen sey, kann man aus dem ersten der von ihm sogenannten Juristischen Händel, (welcher den Anfang des Ersten Theils in dieser Sammlung ausmacht,) sehen. Er entwickelt daselbst die Mittel, durch welche er eine Frauensperson, die eines begangenen Kindermordes fälschlich beschuldigt worden war, mit mehr als gemeinem Scharfsinne gerettet hat. Gleichwohl verließ er diese gerichtliche Beschäftigungen gar bald, nachdem er das Vortheilhafte und auch die Unbequemlichkeiten derselben genugsam glaubte empfunden zu haben. „Ich wußte zwar, schreibt er, daß der Mensch mehr zum bürgerlichen, als zum einsamen Leben geschaffen sey, und daß insonderheit den Freunden der Rechtsgelehrsamkeit die Hoffnung als eine Belohnung offen stehe, daß sie dereinst an der öffentlichen Staatsverwaltung Antheil nehmen können, vor deren Vorspiel und Uebungsplatz man ordentlich die gerichtlichen Geschäfte zu halten pflegt. Aber ich merkte auch zwischen diesen letztern und dem Hofe einen sehr grossen Unterscheid. Denn, um unzähliger anderer Dinge nicht zu gedenken, so muß derjenige der die verdrießlichen Umstände des Proceßführens geduldig ertragen soll, ein Gemüth haben, das sich nach der Herrschaft des grossen Haufens richten kann: und ein solches fand ich nicht bey mir. Ich ertrage

sehr willig alle Lasten, welche von dem Fürsten auferlegt werden; bey andern Angelegenheiten aber war ich etwas zu ungeduldig, als daß ich mich hätte verstellen können."

In dieser Gesinnung wandte sich Thomasius wieder zu seinen academischen Vorlesungen. Er hielt davor, daß in denselben die wahren Grundsätze des natürlichen Rechts noch viel zu wenig erörtert würden, und trug sie daher nach den oben genannten Werken des Grotius und Pufendorf, mit nicht geringem Beyfall, vor. Außer der Neuigkeit der Sache, machte auch die Freyheit mit welcher er lehrte, vielen Eindruck. Ueberall fügte er sein Urtheil bey, beschrieb die Streitigkeiten und Gegner, welche sich Pufendorf, unter andern auch zu Leipzig, zugezogen hatte, und gab selbst zuweilen die Gründe an, welche ihn nöthigten, von diesem seinem Führer abzugehen. Nicht lange darauf ließ er im Jahr 1683. nachdem er schon andere kleine Schriften über die Rechtswissenschaft herausgegeben, auch darinnen einen öffentlichen Gebrauch seiner Verbindung der Philosophie mit der Rechtsgelehrsamkeit angestellt hatte, Anmerkungen über das Römische Privatrecht, nach der Anleitung die ein berühmter Rechtsgelehrter, Johann Strauch, in einem lateinischen Buche darüber gegeben hatte, drucken, worinne er von manchen herrschenden Meinungen abgieng. Sein Vater lebte noch bis ins folgende Jahr, und nicht nur hielt die Klugheit dieses ehrwürdigen Alten die Dreistigkeit und Hitze seines Sohnes in Bekanntmachung neuer Wahrheiten, immer etwas zurück; sein Ansehen verhütete es auch, daß derselbe nicht bereits wegen mancher in seinen Vorlesungen behaupteten Sätze, angegriffen wurde.

Als

Als aber Thomasius diesen Aufseher verloren hatte, da brachen in kurzem die bittersten Händel über seine Meinungen und Schriften aus. Er fuhr immer mehr fort, sich einer damals ungewöhnlichen Freyheit in Vorlesungen und Schriften zu bedienen. Insonderheit behauptete er ferner das Eigenthümliche, mehrere scholastische Grundsätze in der Philosophie zu bestreiten, an deren Stelle die nach seiner Ueberzeugung richtigern zu empfelen, und eben diese auch beständig zur Erläuterung der Gesetze und Rechte anzuwenden. Seine lateinische Streitschrift, die er im Jahr 1685. vom Verbrechen der Vielweiberey ausfertigte, mißfiel daher schon einigen. Er gestand zwar darinne, und bewies es, daß eine zu gleicher Zeit zwischen einem Manne und mehrern Frauenspersonen, oder zwischen einer Frau und mehrern Männern, getroffene Ehe den willkührlichen göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider laufe; hingegen suchte er auch zu zeigen, daß dieselbe weder durch das Naturrecht, noch durch die natürliche Billigkeit, noch auch durch die gesunde Vernunft, verboten werde.

Noch mehr Aufsehen machte sein im Jahr 1687. zu Leipzig gedruckter Discurs, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? Er kündigte darinnen Vorlesungen an, die er über Gracians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben, halten wollte. Alles war bey diesem seinem Vorhaben neu. Niemals hatte man noch, wenigstens zu Leipzig, eine academische Einladungsschrift, deutsch abgefaßt. Eben so unerhört war es, daß er versprach, die gedachten Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Und der Inhalt derselben, eine Anleitung zur feinen Lebensart, war nicht weniger ausserordentlich. Einige bewunder-

ten ihn zwar deswegen; von andern aber wurde er deſtomehr verlacht. Er ſelbſt billigte in ſpätern Jahren die Schreibart nicht, die er in dieſer Schrift gebraucht hatte: auch hielt er es keineswegs vor ein Glück, daß er bey dieſer und andern ähnlichen Veranlaſſungen, die ſeine Neuerungen hergaben, berühmt geworden war, indem er es beklagte, eben dadurch in einen ſolchen Umlauf von Geſchäftigkeit gezogen worden zu ſeyn, daß ſeine Selbſterkenntniß und Ruhe des Gemüths viel dadurch gelitten hätten. Die Nachwelt, welche meiſtentheils über die perſönlichen Umſtände und Folgen ſolcher Schriften wegſieht, findet die eben genannte ſelbſt in Anſehung des allgemeinen Zuſtandes der Gelehrſamkeit in Deutſchland wichtig. Man war ſeit mehrern Jahrhunderten, oder ſeit dem Urſprunge der Univerſitäten, gewohnt, den mündlichen und ſchriftlichen Lehrvortrag auf denſelben, ihre gelehrten Streitübungen und alle Werke, die von ihren Lehrern herrührten, in der lateiniſchen Sprache abgefaßt zu ſehen. Dieſe Gewohnheit, die zum Geſetze geworden war, hatte ihren ſehr guten Grund. Die lateiniſche Sprache iſt glücklicherweiſe ein Band, das die Gelehrten aller Völker unter einander vereinigt, und die Verſchiedenheit ihrer Sprachen aufhebt. Ein ſolches Band muß deſto früher nnd feſter zuſammen gezogen werden, je vortheihafter und ſogar unentbehrlicher es iſt. Dazu kommt, daß viele der vortrefflichſten Schriften, Muſter in jedem Theile der Gelehrſamkeit, in alten und neuen Zeiten in dieſer Sprache aufgeſetzt worden ſind; zu deren Leſen man alſo nicht zu frühzeitig vorbereitet werden kann. Außerdem läßt ſich auch von ſehr vielen Materien aus den Wiſſenſchaften in keiner andern Sprache beſtimmter und bündiger reden oder ſchreiben, als in eben dieſer. Allein daß der bloſſe willkührliche Gebrauch derſelben nicht allein dieſen

sen Nutzen oft versage, sondern auch schädlich werden könne; davon findet man die Beweise in der Geschichte. Man schrieb und sprach bis zum sechszehnten Jahrhunderte dem Klange nach lateinisch; aber eigentlich war es so wenig die Sprache der alten Römer, daß es vielmehr das Ansehen gewann, Barbaren hätten sich nur in eine der Römischen ähnliche Kleidung versteckt. Diesen ausgearteten verfälschten Ausdruck mißbrauchte man noch mehr, indem man daraus unzählige Spitzfindigkeiten, Kunstwörter und Grillen bildete. Das scholastische Latein jener Zeiten befestigte würklich den falschen Geschmack in der Gelehrsamkeit, und selbst die Unwissenheit, in so fern sie sich künstlich den Schein der Wissenschaft zu geben weiß; die zänkische Disputiersucht, und das fertige Geschwätze über die seltsamsten und unbedeutendsten Fragen. An die Bearbeitung der Landessprachen, für deren Reinigkeit, Wohlklang, Reichthum und Zierlichkeit der Gelehrte eben so wohl zu sorgen schuldig ist, als für die Aufnahme seiner gelehrten Sprache, wurde im geringsten nicht gedacht; und es schien, daß man die sogenannten Gelehrten unter ihrem lateinischen Schutthaufen vor allen Dingen hervorziehen müste, wenn sie brauchbar gemacht werden sollten. Dieses geschah auch in der That durch die grosse Wiederherstellung der Gelehrsamkeit, die unter dem Schutze der Reformation zur Reife kam. Diejenigen welche sich ihrem alles verbessernden Einflusse überliessen, lernten auch die wahre Anwendung der eigentlichen Römischen Sprache, lehrten und schrieben in derselben mit allgemeinem dauerhaften Nutzen; und doch verstanden zugleich viele unter ihnen, Lehren, deren der grosse Haufen bedurfte, in den Landessprachen faßlich, auch nicht unangenehm, vorzutragen. Schon fieng dieses an, zum Vortheil auf beyden Seiten, für die Sprachen und für die

Wissenschaften, auszuschlagen, als das scholastische Latein, mit der Philosophie von der es unzertrennlich war, grossentheils gleich einer vollen Fluth, von neuem, gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, unter die Protestanten, auch in Deutschland, einbrach. Beyde konnten zwar lange so viel Schaden nicht mehr stiften, wie in den ältern Zeiten, weil sie mit der bessern Gelehrsamkeit, die doch ziemlich stehen blieb, vermischt wurden; aber manche üble Folgen derselben blieben gleichwohl nicht aus. Die Wissenschaften überhaupt bekamen ein scholastisches und düsteres Ansehen, wo öfters eine unnütze grübelnde und streitende Fertigkeit in rauhen Kunstwörtern, die Stelle von Gründlichkeit und tiefer Weisheit vertrat. Diese neuangenommene Sprache wurde wiederum eine unerschöpfliche Quelle des Disputirens: und eben dieses ward ein würkliches Hinderniß des Fortgangs der Gelehrsamkeit. Endlich verlor darunter nicht nur unsere deutsche Sprache an sich ungemein; es wurden auch überaus selten in derselben Bücher zum Unterrichte derer geschrieben, die keine eigentliche Gelehrte vorstellen wollten: und die meisten von denen, welche vier oder fünf Jahre hindurch, auf Universitäten die geübtesten lateinischen Fechter geworden waren, glaubten, wenn sie ihre Bestimmung, auf die Canzel führte, derselben nicht anders ein Genüge zu thun, als wenn sie auch daselbst lateinische Blumen in ganzen Sätzen und Schriftstellen ausschütteten.

Auf diese Mißbräuche sah **Thomasius**: und er war einer von denen, welche viel zu ihrer Abstellung beytrugen. Die Materie seiner Vorlesungen, die er im Deutschen hielt, erforderte gewissermaassen diese Sprache: und eben dieselbe war die natürlichste für die Anmerkungen welche er in seiner Einladungsschrift machte. Diese letztern schickten sich auch sehr wohl zu

den

den Zeiten, in welchen er schrieb. Denn eben gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, nahm die Nachahmung der französischen Sitten und Moden, die ausnehmende Neigung zu der Sprache, dem Witze und den Schriften dieser Nation, in Deutschland ihren Anfang. Eine Veränderung, die, im Ganzen betrachtet, den Deutschen manche Vortheile verschaffte; ob sie gleich nach und nach dem Nationalcharakter derselben eine zu fremde Wendung gegeben hat. Mit desto mehrerm Rechte bestimmte Thomasius einigermaassen ihre Grenzen; aber funfzig Jahre später waren wir in dieser Nachahmung schon so weit gekommen, daß wir sehr eifrig hätten bedacht seyn sollen, sie einzuschränken. Eben so ist es überhaupt mit dem Gebrauche der deutschen Sprache in academischen Schriften und Lehrstunden, seitdem gegangen. Freylich half Thomasius aus denselben das halbbarbarische Latein mit seinem verdrießlichen schleppenden Gefolge verdrängen. Man verbannte zwar die Römische Sprache nicht ganz aus dem mündlichen Vortrage der Universitäten; aber man setzte ihr doch die Deutsche in der Absicht an die Seite, damit die Studierenden bey Zeiten lernen möchten, sich in dieser letztern über viele Dinge verständlich und einnehmend auszudrücken, von welchen sie in ihrem künftigen Stande weniger für Gelehrte als für andere, zu reden oder zu schreiben haben würden. Und eben dadurch geschah es, daß die Ausbreitung nützlicher Wahrheiten unter allen Ständen in unserm Vaterlande, und ihre Neigung zum Lesen, sehr aufgemuntert wurden. Allein was im Anfange ein treffliches Mittel abgab, vielen Gelehrten die rauhe pedantische Schale abzulösen, das hat, wie man mehr als befürchten muß, in den neuesten Zeiten der wahren Gelehrsamkeit, in einem beträchtlichen Theil von Deutschland, einen empfindlichen Stoß

gegeben. Der mit der wachsenden Vollkommenheit der deutschen Sprache und Beredsamkeit auch immer höher steigende Gebrauch derselben in allen Wissenschaften und Künsten, hat sich mit der eben so heilsamen Anwendung der alten römischen Sprache in gewissen Gattungen des Unterrichts und der Schriften, so wenig vertragen, daß die Beyspiele dieser letztern und der Geschmack an derselben immer seltener geworden sind. Die Fertigkeit sogar in dieser Sprache hat bey sogenannten Gelehrten auf eine schimpfliche Art abgenommen; man hat sich von vielen der besten Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaften desto mehr entfernet; darüber ist die flüchtige Kunst, alles von der Oberfläche wegzuschöpfen, und den Mangel an Gründlichkeit durch einen hinreissenden deutschen Ausdruck zu verbergen, auch wohl mit der Hülfe von diesem sich das falsche Ansehen der Neuigkeit zu geben, groß gewachsen. Viele Schriftsteller haben wider bessere Ueberzeugung sich nach einem Theil dieser Denkungsart bequemen müssen: und die nicht genug überdachten oder zu unbestimmten Spöttereyen, die zuweilen selbst von scharfsinnigen Männern auf das Lateinischschreiben geworfen worden sind, haben eine Sache des vermeinten feinen Geschmacks daraus gemacht, sich vor demselben auch da zu hüten, wo alles zusammentritt, es zu empfelen.

Thomasius selbst wußte, ohngeachtet seines edeln Eifers für die Aufnahme der deutschen Sprache, den Werth der lateinischen nicht weniger zu schätzen. Er schrieb in derselben seine Anleitung zur göttlichen Rechtsgelahrheit, von welcher das erste Buch im Jahr 1687. gedruckt wurde; die übrigen beyden aber nach und nach hinzukamen: so wie auch das Werk selbst im Jahr 1709. in einer deutschen Uebersetzung erschien.

erschien. Der Verfasser desselben hatte anfänglich die Grundsätze des Grotius, und noch mehr des Pufendorf, über das natürliche Recht, dergestalt in seinen Vorlesungen erläutert, daß er bloß aus freyem Nachdenken, ohne einen schriftlichen Aufsatz, den Zuhörern seine Gedanken darüber sagte. Da er aber immer mehrere Ergänzungen in dieser Wissenschaft vor nöthig hielt: so arbeitete er ein eigenes Handbuch derselben aus. In demselben legte er zwar die Hauptlehren Pufendorfs zum Grunde, verwarf mit ihm die von den scholastischen Philosophen behauptete innere Sittlichkeit der Handlungen, die mit der göttlichen Heiligkeit übereinstimmen sollte, wenn gleich Gott seinen Willen darüber nicht bekannt gemacht hätte; und nahm vielmehr, wie jener, zum ersten und allgemeinen Grundsatze des Naturrechts die Geselligkeit, oder den allen Menschen gemeinschaftlichen Trieb zu einem geselligen Leben, an. Dieser Grundsatz war schon, als ihn Pufendorf, (obgleich dieser nicht zuerst darauf gerathen war,) vortrug, mit vieler Heftigkeit, unter andern auch von dem Lehrer der Theologie zu Leipzig, Valentin Alberti, bestritten worden, welcher zu zeigen suchte, daß man vielmehr den Stand der Unschuld und das göttliche Ebenbild in demselben, (eine figürliche Redensart, die nicht einmal recht in den schärfern Lehrvortrag gehört,) an die Stelle des gedachten Grundsatzes setzen müsse. Es war fast unvermeidlich, daß Thomasius in seinem Buche diese Meinung seines ehemaligen Lehrers widerlegen mußte: auch bewies er gegen eben denselben, daß man das natürliche Recht nicht auf eine Uebereinstimmung der heydnischen Philosophen bauen könne. Ob er ihn gleich nicht nannte; so wurde doch dieses der erste Saame zur nachmals ausbrechenden Mißhelligkeit.

Aber

Aber er entfernte sich auch, besonders in den folgenden Theilen des Werks, von dem Freyherrn von Pufendorf selbst, indem er den obgedachten Grundsatz desselben entwickelte und anwandte. Und überhaupt trug er darinnen manche sonderbare und ihm eigne Lehren vor. So behauptete er, daß alle Fertigkeiten welche bloß Untersuchungen die zu keiner Ausübung führten, zur Absicht hätten, unter die Thorheiten gerechnet werden müßten; daß das Gesetz keine Vorschrift der gesunden Vernunft, sondern eigentlich ein Befehl des Regenten sey; daß ein Vertrag ohne ein Gesetz keine Verbindlichkeit hervorbringe; daß die Eintheilung des göttlichen Gesetzes in das sittliche, bürgerliche und Cärimonialgesetz dunkel sey, und daß meistentheils mit dem Sittengesetze das Recht der Natur und die zehn Gebote vermischt würden. Alle Handlungen erklärte er ihrer Natur nach vor gleichgültig; so daß sie nur durch den göttlichen Willen rechtschaffen oder schändlich würden. Nach seiner Meinung ist nicht jeder Selbstmord durch das Recht der Natur verboten. Der verweigerte Durchzug, die verbotene Handelschaft, und eine abgeschlagene Vermählung, sind keine gerechte Ursachen eines Kriegs. Es ist zuweilen erlaubt, und sogar geboten, eine Unwahrheit zu sagen, und Verstellungen anzunehmen. Aus Eidschwüren entsteht keine neue Verbindlichkeit, indem Gott dadurch nichts versprochen wird. Das blosse natürliche Recht erfordert nicht zum Wesen der Ehe, daß sie auf Lebenslang eingegangen werde; aber das göttliche willkührliche Recht verlangt, daß sie ordentlich eine unzertrennliche Gesellschaft sey. So sind auch allerley Ausschweifungen der Wollust, und die Blutschande, durch das Recht der Natur allein nicht verboten; wohl aber durch das allgemeine göttliche Recht. Die väterliche Gewalt entspringt, so weit sie zum Naturrechte gehört,

weder

weder aus dem Rechte des Geblüts, noch aus einem geheimen Vertrage, und führt auch kein Recht auf die Güter der Kinder mit sich. Gott ist nicht die Ursache der unmittelbaren Majestät. Weder das allgemeine göttliche, noch das natürliche Recht befiehlt, die Todten zu begraben; auch das Christenthum verbindet uns nicht dazu. Aber sie in den Kirchen zur Erde zu bestatten, streitet mit dem Rechte der Natur. — Die meisten dieser Meinungen verursachten ein nicht geringes Aufsehen; aber der Streit über dieselben brach gleichwohl noch nicht aus.

Ein anderes Buch das Thomasius im Jahr 1688. zu Leipzig herausgab, vermehrte die Unzufriedenheit vieler über seine Denkungsart. Es war seine lateinisch geschriebene **Einleitung zur Hofphilosophie, oder erster Grundriß eines Buchs von der Klugheit zu denken und zu schliessen.** Die Aufschrift selbst enthielt einen Tadel der bisher gewöhnlichen Art zu philosophiren, die der Verfasser bloß für den Catheder und für die gelehrten Streitübungen auf Universitäten brauchbar hielt; ihr aber desto weniger Nutzen zutrauete, sobald davon die Rede wäre, wie man bey Hofe, im täglichen Leben, und überhaupt in allen Verhältnissen und Fällen, eine gemeinnützige Philosophie anbringen sollte. Dieses Urtheil war auch nicht ganz ungegründet. In dem Buche selbst erklärte er sich sowohl gegen die Aristotelische Philosophie, als gegen die Cartesianische, welche neben jener zu Leipzig einigen Beyfall gefunden hatte, suchte die Fehler von beyden auf, und bemühte sich zu zeigen, daß man vor allem die Vernunftlehre oder Denkungswissenschaft fleißig bearbeiten müsse, um der Welt nützlich zu werden. Zugleich schilderte er die Pedanterey unter den Philosophen und andern Gelehrten seiner Zeit ohne

Scho-

Schonung ab. Zwar schien er im Gegensatze das Muster der grossen Welt im Denken und Leben etwas übertrieben anzupreisen; doch kam die allgemeine Erinnerung, auf die sich sein Buch stützte, zu einer sehr gelegenen Zeit.

In eben demselben Jahre zeigte er sich als einen noch kühnern Schriftsteller, und zündete ein Feuer an, das viele Jahre gebrannt hat. Er gab seit dem Anfange des Jahrs 1688. **Freymüthige, lustige und ernsthafte, jedoch Vernunft- und Gesetzmäßige Gedanken oder Monathsgespräche, über allerhand, fürnemlich aber neue Bücher**, monathlich heraus. Es war die erste in deutscher Sprache abgefaßte periodische, oder zu einer gewissen bestimmten Zeit herauskommende Schrift, worinne Nachrichten von neuen Büchern ertheilt wurden. Einige französische Gelehrten hatten seit dem Jahr 1665. zuerst angefangen, Nachrichten dieser Art drucken zu lassen: und das von ihnen gestiftete Werk, (Iournal des Sçavans,) wird noch bis auf unsere Zeiten in Frankreich fortgesetzt. Zur Nachahmung desselben schrieb seit dem Jahr 1682. eine Gesellschaft von Gelehrten zu Leipzig, unter der Anführung **Otto Menckens**, ähnliche Anzeigen in lateinischer Sprache, (Acta Eruditorum) und auch diese dauern noch immer fort. Zwey Jahre darauf ließ **Peter Bayle**, einer der scharfsinnigsten und freymüthigsten Gelehrten seiner Zeit, den Anfang eben einer solchen Monathsschrift (Nouvelles de la Republique des Lettres) in Holland drucken, die ebenfals eine geraume Zeit mit nicht geringerm Beyfall als jene, gelesen wurde. Allen diesen ahmten **Le Clerc** und **La Croze** seit dem Jahre 1686. durch ihre Bibliothèque universelle nach. Nicht nur die Geschwindigkeit mit welcher diese Nachrichten in verschiedenen Ländern zum Vorschein

schein kamen, machte sie angenehm und nützlich; sie erhielten davon den vorzüglichsten Werth, daß ihre Verfasser Einsichtsvolle Männer waren, die mehr als das leichte geringfügige Geschäfte, blosse Auszüge von Büchern aufzusetzen, verrichten konnten. Sie sagten oft bey dieser Gelegenheit ihre Meinung über die richtigste Art die Wissenschaften zu bearbeiten, untersuchten merkwürdige Fragen und Streitigkeiten, und belehrten zugleich den neuen Schriftsteller nebst ihren Lesern.

Diese Vortheile waren es eben, deren sich Thomasius bedienen wollte, indem er seine Monathsgespräche ans Licht stellte. Er hatte sehr viel über den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit und der Kirche anzumerken: und dieses öffentlich zu thun, war die Beschreibung von neuen Büchern aller Art eine der bequemsten Veranlassungen. Seine deutsche Monathsschrift wurde gleich im folgenden Jahre von Tenzeln in seinen Monathlichen Unterredungen sehr geschickt nachgeahmt. Ueberhaupt aber bekamen wir in Deutschland von dieser Zeit an nach und nach eine lange Reihe solcher periodischen Schriften, die endlich in den neuesten Jahren beynahe unübersehlich geworden ist. Auch arteten sie gar bald aus, wurden zum Theil wenig mehr als eine Befriedigung der Neubegierde, oder eine Unterstützung gewisser Partheyen. Man fiel insonderheit auf den schädlichen Irrthum zu glauben, daß jedermann, der die Anfangsgründe einer Wissenschaft erlernt, einige Behendigkeit im Schreiben und Urtheilen sich erworben hätte, alle nöthige Eigenschaften besitze, um den Werth der Bücher zu bestimmen, welche jene angehen. Dergestalt ist der ausschweifende Trieb, gelehrte Tagebücher zu schreiben und zu lesen, eine von den Ursachen der seichten Halbgelehrsamkeit unserer Zeiten geworden. Man giebt sich dabey

bey das Ansehen einer gelehrten Beschäftigung; und es ist doch in den meisten Fällen nur eine Art von Zeitvertreib, dem ernsthaftes und gründliches Forschen weichen muß.

Eigentlich war Thomasius bereits einer von denen gewesen, welcher zu Menckens erstgenanntem periodischen Werke Beyträge mittheilten. Allein diese Gesellschaft wurde, wie er schreibt, seiner, und er ihrer bald überdrüßig: seine gehäufften Neuerungen stifteten diese Veränderung. Da er gesehen hatte, daß manche darunter über dem Lesen neuer Bücher die Geschäfte ihres Berufs verabsäumten: so beschloß er, eine solche Arbeit nur in den Nebenstunden seiner Muße auszufertigen; er gestand aber auch, daß, weil dergleichen Schriften einträglich waren, er zugleich dadurch für seine häuslichen Umstände habe sorgen wollen. In seinen Monathsgesprächen also gab er von allerley Büchern Nachricht, besonders von solchen, in welchen er, unter der Miene der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht, Unwissenheit oder Scheinheiligkeit entdeckt zu haben vermeinte; er handelte auch gewisse Fragen und Materien ab: alles in der Einkleidung eines Gesprächs zwischen einigen Personen, die an Stande und Denkungsart weit von einander verschieden waren, und in einem oft scherzhaften oder spottenden Vortrage, wozu noch ein satyrisches Kupfer vor jedem Monathe kam. So richtete er die Vorrede zu dem ersten Monathe an die Herren Barbon und Tartüffe, (bekannte Personen aus den Lustspielen des Moliere, davon die erstere einen Pedanten, die andere einen Heuchler vorstellt,) untersuchte auf eine lächerliche Art, welchem von beyden der Vorrang gebühre, und warnete sie vor dem Lesen dieser Schrift, welche für sie viel ärgerliches haben würde. In dem Monathe selbst, fällt die Unterredung zuerst auf einige Schriften des berühm-

berühmten geistlichen Lustigmachers der damaligen Zeit, Abraham a S. Clara; und von diesem auf die ergötzenden Bücher überhaupt, besonders aber auf die Romane, für und wider welche vieles beygebracht wird. Es wird die allgemeine Frage aufgeworfen: welche Bücher man vor andern hochachten soll? Ein Schulmann in der Gesellschaft findet die Antwort sehr leicht, indem es seiner Meinung nach solche Bücher wären, die aus allen Künsten und Wissenschaften die nützlichsten Anweisungen und Untersuchungen enthielten. Dergleichen wäre unter andern aus der Logik, eine Abhandlung über die Ausbesserung der baufällig gewordenen sogenannten Eselsbrücke; aus der Redekunst, eine Anleitung, wie die Jugend wenigstens in fünf Jahren dahin gebracht werden könne, nach metaphysischen Vorschriften sehr geschwind ganze Reden von zwölf Bogen zu verfertigen; aus der Metaphysik, eine Schrift von den Verächtern dieser Königinn aller Wissenschaften; aus der geistlichen Geschichte, eine Erörterung, ob David bereits Caffee getrunken habe? aus der Naturlehre, ein Beweis, der aus dem Grundsatze, daß die Luft das feuchteste Element sey, durch lauter Syllogismen geführt werden müsse, daß es gar wohl möglich sey, Wasser anzutreffen, welches nicht naß sey; aus der praktischen Philosophie, ein Beweis, daß das Aristotelische Verzeichniß von eilf Tugenden bereits in den Sprüchwörtern des Salomo gebilliget worden sey; aus der Arzneygelehrsamkeit eine Widerlegung der Lehre vom Umlauf des Geblüts aus der Zergliederung todter Körper, in welchen man denselben niemals angetroffen habe; aus der Rechtswissenschaft, ein Auszug und eine Widerlegung der Ungereimtheiten des Bartolus; und aus der Theologie ein tiefsinnig ausgespürtes Mittel, wie man durch eine einzige sub-

tile Distinction, alle Ketzer in allen Streitfragen widerlegt werden könnten. Doch die übrige Gesellschaft kommt vielmehr darinne überein, daß deutsche Schriften, welche Nutzen und Vergnügen mit einander vereinigten, die schätzbarsten unter allen wären. Und obgleich der Schulmann auch unter diesen denjenigen den Vorzug giebt, in welchen die Ketzer wacker gestriegelt werden; so zweifeln doch andere, ob solche Schriften würklich theologische und christliche genannt werden können. Zuletzt erhalten die politisch-historischen Bücher vor allen den Preis, darunter einige neuere beschrieben werden. Einer aus der Gesellschaft ist hierauf eben im Begriff zu erzählen, wie Menckens gelehrte Monathsschrift entstanden sey; allein die Kutsche, in welcher sie sämmtlich sassen, wird durch die Nachlässigkeit des Fuhrmanns in den Schnee geworfen: und solchergestalt nahm ihr Discours ein beschneyetes Ende. Dieses Unglück ist in dem Kupfer des Monaths abgebildet.

In gleichem Tone schrieb Thomasius den Februarius dieser Gespräche. Das zu demselben gehörige Kupfer stellt die in einer Stube in Unordnung gerathene Gesellschaft, und insonderheit den Schulmann vor, wie sich auf dessen Kopf eine Katze geflüchtet hat, die ein Hund von demselben herabholen will; und dieses soll ein Bild von der Satyre und ihren Folgen seyn. Würklich geht auch die Unterredung selbst über die guten und nachtheiligen Würkungen der satyrischen Schreibart, und über die beste Art, dieselbe nützlich zu gebrauchen. Einige Satyrenschreiber der damaligen Zeit, als Boileau und Petit, werden beschrieben, auch eine Fortsetzung von Philanders von Sittwald Strafgedichten entworfen. Die scholastische Meinung, daß sich moralische Lehren nicht

nach

nach aller Schärfe beweisen lieſſen, wird lächerlich gemacht. Bey Gelegenheit zween Bücher über die allgemeine Accise, kommen verschiedene Untersuchungen über dieselbe vor. Besonders aber unterredet sich die Gesellschaft über die gelehrten Tagebücher, beschreibt die bis auf dieselbe Zeit herausgekommenen, und macht allerhand nützliche Anmerkungen über solche Schriften. Unter andern schlägt einer aus derselben vor, sie immer Gesprächsweise abzufassen, und einen oder ein paar alberne Kerl einzuführen, die ihr einfältig Bedenken mit vortrügen, die andern aber mit vernünftigen Ursachen ihre Meinung vorbrächten; jedoch dergestalt, daß sie meistentheils dieselbe mehr als eine Art von Einwendung, nicht aber wie ein entscheidendes Urtheil sagten. Denn auf diese Weise würde man dem Verfasser des Tagebuchs den Vorwurf nicht machen dürfen, daß er in dem Reiche der Wissenschaften, wo alle Gelehrten gleich zu achten sind, einen Richter über dieselben abgeben wollte. Verständigen Schriftstellern würde es auch nicht unangenehm fallen, zu hören, was man für und wider ihre Bücher urtheilte. Ja sie würden, weil es doch unmöglich wäre, daß Ein Mann zwo entgegen gesetzte Meinungen zugleich behaupte, den Verfasser des Tagebuchs selten deswegen angreiffen können, wenn er nichts gewisses bestimmt hätte. Andere Einsichtsvolle und unpartheyische Leser aber würden doch wohl sehen, auf welche Seite er sich am meisten geneigt hätte; so wie von den partheyischen jeder etwas antreffen würde, was er für seine Meinung erklären könnte.

Ueber diese beyden ersten Monathe entstand sogleich eine heftige Bewegung. Thomasius wurde beschuldigt, er habe in denselben verschiedene Gelehrte zu Leipzig spöttisch durchgezogen, und man bemühte

sich daher, die Unterdrückung seiner Schrift, die man vor ehrenrührig ausgab, höhern Orts zu bewürken. Er hatte sich allerdings in diesen Gesprächen über die herrschende Lehrart in den meisten Wissenschaften auf der gedachten Universität, zum Theil auch über die Sitten der Lehrer, lustig gemacht: und manche Spitzfindigkeiten, Fragen und Streitigkeiten, deren er nicht zu ihrer Ehre gedachte, mögen von ihnen mit eben denselben Worten, oft genug vorgebracht worden seyn. Allein er berief sich doch kühn darauf, daß er niemanden persönlich abgeschildert habe: er durfte also seine Monachsgespräche ferner fortsetzen. Um ähnliche Vorwürfe desto mehr zu vermeiden, fieng er in dem März derselben an, etwas ernsthafter zu schreiben; (daher er es auch nunmehro Scherz- und Ernsthafte, Vernünftige und Einfältige Gedanken nannte;) aber er entsagte doch der Satyre so wenig, daß er nur, an Statt vorher andere aufgeführt zu haben, sie jetzt unter seinem eigenen Bilde verspottete.

Die Stelle, in welcher er diese Wendung nahm, mag zu einer Probe seines Witzes, seiner Ironie und deutschen Schreibart dienen. „Wenn ich, sagte er, „demjenigen Glauben beymessen wollte, was ich ver„nommen, daß auch meine Feinde mir nachsagten, „wollte ich sprechen, ich wäre ein Gelehrter. Aber „obgleich sonsten die Zeugnisse derer, die uns zuwider „sind, in Sachen so zu unserm Vortheil gedeutet wer„den könnten, für sehr gültig gehalten werden; so „wird mir doch jedermann leichte Beyfall geben, daß „ich selbsten am besten wissen müßte, ob ich gelehrt sey „oder nicht. Ja ich getraue mir augenscheinlich dar„zuthun, daß ich dieses Prädicats ganz nicht fähig „bin, weil ich zu keiner Facultät gebracht werden „kann. Ich bin kein Theologus: denn ich kann „nicht,

„nicht predigen, vielweniger mit denen Ketzern disputiren. Kein Juriste bin ich auch nicht, dieweil „ich durch die güldene Praxis (die auream praxin, „schreibt er,) die Zeit meines Lebens nicht viel erworben, auch die wunderliche Persuasion und Einbildung habe, daß die meisten Theile der Jurisprudenz von Triboniano, und denen alten Glossatoribus, nebst denen Pragmaticis, so verhunzt worden, daß nunmehro unmöglich ist, dieselbige in die „Form einer Kunst (in formam artis, sind seine „Worte,) zu redigiren, und man sich solchergestalt „ganz nicht wundern darf, wie es doch komme, daß „heut zu Tage ein Rabula (ein nichtswürdiger Advocat,) ja so leichte in diesem Studio fortkommet, als „ein gelehrter Mann. Vielweniger bin ich ein Medicus: denn ich habe mich von Jugend auf gehütet, „daß ich nicht mit anderer Leute Schaden klug werden „möchte, und halte von einem Trunk Rheinwein mehr, „als von der besten Perl-Essenz; ja ich habe mich auch „noch nicht resolviren können, ob ich es mit dem „Galeno, oder Hippocrate, oder Theophrasto, „oder mit einem von denen Neotericis halten sollte. „Am allerwenigsten aber bin ich ein Philosophus. „Denn erstlich glaube ich in der Logica nicht, daß „fünf Prädicabilia, zehn Prädicamenta, und „drey Figurä Syllogismorum seyn. Ich halte „dafür, daß die Logik die wir in Schulen und Akademien lernen, zu Erforschung der Wahrheit ja so „viel helfe, als wenn ich mit einem Strohhalm ein „Schiff-Pfund aufheben wollte. Von der Metaphysik habe ich mir eine widerwärtige Impreßion „gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darinnen enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden „Menschen solchergestalt zu verderben, daß ihme Würmer im Gehirne wachsen, und daß dadurch der meiste

„Zwiespalt in Religionssachen entstanden, und noch „erhalten werde. Die Matheſin habe ich leider „nicht gelernet, weil dieſes höchſt nützliche Studium „auf Academien, ſowohl durch Schuld der Lehrer als „Lernenden, (er drückt dieſes lateiniſch aus,) gemei„niglich verachtet und negligiret wird. Mit der Phyſik „iſt es mir ſehr unglücklich gangen. Denn als ich ge„meinet, ich hätte in denen Collegiis, ſo ich darü„ber gehalten, vortreffliche Profectus erlanget, und „meine Privat-Repetitiones deßhalben angeſtellet, „bin ich ſo tumm geweſen, daß ich nicht verſtehen kön„nen, was das heiſſe, daß die Natur der Grund der „Bewegung und der Ruhe ſey: (er ſagt dieſes auf la„teiniſch,) ja ob mir gleich meine Præceptores noch „ſo deutlich vorgeſagt, daß die Seele ganz im ganzen „Körper, und ganz in jedem Theil des Körpers ſey, „(wiederum iſt dieſes lateiniſch abgefaßt;) ich auch „einen ganzen Tag zugebracht in Anſehung derer Phy„ſicorum, und befunden, daß dieſe Theſis ſo klar „ſey, daß niemals ein rechtſchaffener Philoſophus „daran gezweifelt; ſo hat mir es doch ganz nicht in „Kopf gewollt, daß meine Seele zu einer Zeit, wenn „ſie ganz und gar mit Haut und Haar in der kleinen „Fußzehe ſäſſe, auch zugleich im Ohrläppchen ſeyn „ſollte. Eben ſo iſt es auch mit der herrlichen Mate„ria prima bey mir abgelauffen, welche doch der wahr„haftige Stein der Weiſen (lapis philoſophorum, iſt „ſein Ausdruck,) iſt. „Am allerſchlimmſten aber iſt es „mir mit denen geheimen Eigenſchaften (qualitatibus „occultis) ergangen. Denn als ich verſuchen wollen, „ob es mir vielleicht beſſer von Statten gehen wollte, „wenn ich ſelber etwas vom meinigen (de meo) er„fände, und zu dem Ende auf einen Begriff von der „geheimen Eigenſchaft (definitionem qualitatis occul„tæ) bedacht geweſen, habe ich nach dreytägiger Me„ditas

Digitized by Google

„dikation, da ich zwey Buch Papier verschmieret, „und ein halb Schock Federn verschrieben, anders „nichts herausbringen können, als: Die geheime Ei„genschaft ist ein zierlich klingendes Wort, durch des„sen Kraft der Naturkündiger seine Unwissenheit ver„decken, und die unvorsichtige Jugend auf eine gehei„me Art um ihr Geld bringen kann. (Diese ganze „Beschreibung ist lateinisch ausgedrückt.) Aber ich „bin mit dieser Definition ankommen, daß ich bald „darüber wäre zum Atheisten gemacht worden. End„lich so hat es auch in der Philosophia practica „nicht mit mir fortgewollt. Denn ich bin gleich an„fangs bey der Art (genere) stutzig geworden, und „bin so ungläubig gewesen, daß ob ich gleich augen„scheinlich gesehen, daß diese Disciplin von allen vor „eine Klugheit (pro prudentia) ausgegeben worden, „dennoch mein Verstand so ungeschickt gewesen, daß „er gemeint, es schicke sich dieser Titel nicht für diese „Philosophie, weil der Traktat von den Gesetzen und „Rathschlägen (de legibus et conſiliis) darinnen man„gle; zu geschweigen, daß ich den gelehrten Streit „vom höchsten Gute (de ſummo bono) und von dem „arithmetischen und geometrischen Verhältnisse, (wie„derum lateinische Worte) für läppisch und unnützlich „gehalten. Also nachdem ich bey dieser Bewandniß „für keinen Gelehrten paßiren kann, bemühe ich mich „noch über dieses, daß ich andern Leuten, auch denen „die als Gelehrte zu mir kommen, ihre Gelehrsamkeit „benehmen, und diese Ignoranz beybringen, auch „sie darzu anhalten möge, daß sie in dem wenigen, so „ein Mensch durch seinen Verstand begreiffen kann, „allezeit einen rechten Grund suchen; im übrigen aber „sich befleissigen, wie sie beyzeiten sich angewöhnen, „andern Leuten, von wasserley Zustand sie auch seyn „mögen, denen sie dermahleins nach Unterscheid ihres

„Standes zu dienen, Gelegenheit erlangen werden, „ihren Nutzen zu schaffen, und sich selbsten also zu „guberniren, damit man sie im gemeinen Leben nicht „auslachen möge.“

Obgleich diese ganze Stelle nur eine für die damaligen Zeiten treffende und nützliche, vielleicht in wenigem übertriebene Schilderung der gewöhnlichen Methode des academischen Lehrens und Lernens war; so konnten doch diejenigen, welche die Spöttereyen der erstern Monathe als beleidigend für sich angesehen hatten, diese nicht wohl anders betrachten. Alberti, der schon seit einiger Zeit vom Thomasius gereitzt worden war, und die übrigen Lehrer der philosophischen Facultät zu Leipzig, verklagten ihn nunmehro zu Dresden, sogar als einen Schriftsteller, der, indem er die Wissenschaften, welche unter dem Befehl und Schutze des Landesherrn gelehrt würden, lächerlich gemacht habe, sich an dem höchsten Ansehen des Fürsten selbst auf die frechste Weise vergriffen hätte. Allein sie fanden den Eingang nicht, den sie sich versprachen, weil Thomasius von einem mächtigen Beschützer am Hofe unterstützt wurde.

Aufgemuntert dadurch zugleich, und noch mehr aufgebracht wider seine Gegner, suchte er der ihnen so ehrwürdigen Aristotelischen Philosophie, welche er bisher schon bey jeder Gelegenheit verhöhnt hatte, einen tödtlichen Streich beyzubringen. Im April seiner Monathsgespräche beschrieb er das Leben des Aristoteles selbst, oder, wie er denjenigen gestehen läßt, dem er die Beschreibung desselben in den Mund legt, er versuchte daraus einen Roman zu machen, damit dieser berühmte Philosoph nebst allen seinen Anhängern, von der lächerlichsten Seite erscheinen möchte.

Er

Er erzählt also von demselben, er habe, nachdem er durch ein höchst ausschweifendes Leben sein ganzes Vermögen durchgebracht, sich davon eine Zeitlang ernährt, daß er Haarpuder, Schminke, Fleckkugeln, und ähnliche Sachen, verfertigt und verkauft habe; — daß er zwar ein fleissiger Zuhörer des Plato zwanzig Jahre hindurch gewesen sey, aber auch denselben dadurch zu Tode geärgert habe, weil er an Statt des schwarzen Mantels und Hälschen, ein buntes Kleid, ein Halstuch von Spitzen, und einen Degen an der Seite getragen auch andere von dessen Zuhörern zu dieser Tracht beredt habe; — daß er an dem Hofe des Königs Philipp von Macedonien das L'Hombre-Spiel erfunden, sich in die Königinn Olympias verliebt, und nach vielen vergeblichen Versuchen und Abentheuern, endlich ihre Gegenliebe erlangt habe; — daß er den Xenocrates, welcher vorher den jungen Prinzen Alexander unterrichtet, durch eine öffentliche Disputation, worinne er bewiesen, daß, wo vier Haupttugenden sind, ihrer auch zehn wären, völlig eingetrieben und genöthigt habe, den Hof zu verlassen; und ähnliche Nachrichten mehr von seiner Erfindung. Auf der Kupfertafel dieses Monaths ließ er den Speusippus, einen bekannten Zuhörer des Plato, abbilden, der mit einem Säbel an der rechten Seite, und von andern Zuhörern desselben, die alle Degen trugen, begleitet, ihrem Lehrer eine gedruckte Nachtmusik überreichte: und auf dem Kupfer des May, worinne er fortfuhr, die Anhänglichkeit an den Aristoteles zu verspotten, wird derselbe vorgestellt, wie er der Königinn Olympias das aufgegangene Schuhband zubindet.

Es könnte zwar scheinen, daß diese Einfälle des Thomasius keiner grossen Würkung fähig gewesen

wären, weil er selbst nicht leugnete, daß sie von ihm waren ersonnen worden. Aber er gab zugleich dabey zu verstehen, daß es denselben nicht ganz an wahrem Grunde fehle; er zog auch die erweislichen Lehrsätze des Aristoteles und seine gesammte Lehrart bitter durch: und er traf geflissentlich eine solche Vermischung von alten und neuen Sitten, Fragen, Zänkereyen, Ausdrücken und pedantischem Unsinn untereinander, daß man deutlich merkte, es sey ihm weniger um die Beschimpfung jenes Philosophen, als um die Verlachung seiner knechtischen Nachbeter, und so vieler scholastischen Grillen zu thun, durch welche man das nicht so sehr verächtliche Lehrgebäude des in mehrerer Betrachtung verdienstvollen Mannes verunstaltet und unbrauchbar gemacht hatte. Es ist also vielmehr wahrscheinlich, daß dieser kleine Roman, nebst den übrigen Spöttereyen des Thomasius über die Aristotelisch-Scholastische Philosophie, ihrer unumschränkten Herrschaft unter den Protestanten in Deutschland mehr Abbruch gethan, und grössern Eckel gegen dieselbe erregt habe, als die ernsthaftesten und scharfsinnigsten Bestreitungen derselben seit den Zeiten des Ramus und Patricius gethan hatten. Er kannte die Menschen und sein Zeitalter sehr wohl. Scherz und Satyre durften noch nicht von der feinsten und witzigsten Art seyn, um es sowohl zu vergnügen, als zum Nachdenken über alte Vorurtheile zu ermuntern: und die Aristotelisch-Scholastischen Philosophen waren insonderheit viel zu finster, und zu schwerfällig gerüstet, als daß sie es hätten vermeiden können, durch lachenden Spott aus ihrer Fassung gebracht zu werden.

Thomasius, der sich seiner erhaltenen Vortheile bedienen wollte, wiedmete die sechs ersten Monathe seiner Gespräche dem Kurfürsten von Sachsen, Johann

hann Georg dem dritten, in einer sehr freymüthigen Zuschrift, worinnen er sich ausführlich erklärt, daß er aus keiner der gewöhnlichen Ursachen diesen Schritt gewagt habe; aber auch des Schutzes von seinem Fürsten gegen seine Feinde sich ferner versichert halte. Zum allgemeinen Titelkupfer für diese Monathe wählte er, ebenfalls frey genug, den Auftritt aus dem berühmten Lustspiele Tartüffe, in welchem dieser geistliche Heuchler in seiner ganzen Schändlichkeit erscheint. Er fuhr auch desto getroster in der Ausgabe seiner Monathsgespräche fort, und schrieb sie noch immer mit einer bisher in Deutschland völlig unbekannten Freyheit. Besonders übte er sich gleichsam in Erfindungen, um die Mängel der damaligen academischen Lehrart, und des gesammten Zustandes der Wissenschaften unter den Deutschen, auch ihrer Denkungsart überhaupt, vornemlich in der Evangelischen Kirche, sichtbar zu machen. Auszüge aus Büchern, lebhafte Unterredungen, kleine Anekdoten, lächerliche Abbildungen in Kupfer gestochen, alles mußte ihm noch weiter dazu behülflich seyn. Auch trug er wahre und nicht neue Meinungen, die aber in seinen Gegenden noch nicht Eingang gefunden hatten, lebhaft vor, und vergaß es selten, einige höhnische Seitenblicke auf die Theologen und Philosophen seiner Zeit zu werfen. Man sah also auf dem Kupferblate des Monaths Julius den Epicurus schlafend im Schooße des Zeno auf einer Wiese liegen: und auf einer Seite wehte Plato die Mücken von dessen Gesichte ab; auf der andern aber fieng Aristoteles mit einem dünnen Netze die Grasemücken oder Grillen weg, die durch ihr Geschrey den Schlafenden beunruhigten. Der Monath selbst aber enthält hauptsächlich eine Vertheidigung des Epicurus nach der Anleitung des Gassendi. In andern der folgenden Monathe zeigt Thomasius,

wie

wie nöthig es sey, daß das deutsche Staatsrecht eifriger bearbeitet werde; wie schimpflich unwissend die meisten vermeinten Gelehrten in der Geschichte der Gelehrsamkeit selbst wären, und wie wenige es verstünden, das Leben eines trefflichen Gelehrten zu beschreiben; wie viel falscher Wahn selbst noch unter den Protestanten in Ansehung des vor erlaubt gehaltenen christlichen Verfolgungsgeistes herrsche; vieler andern ähnlichen Stellen nicht zu gedenken. Insonderheit aber kommt im December ein Gespräch zwischen einem Obersten und einem Candidaten der Theologie vor, der mit seiner Methode zu studieren, zu predigen und zu schreiben, in einer possirlichen Gestalt erscheint; aber im Grunde war es ziemlich die damals herrschende theologische Methode. Er hat zwey Jahre lang sich ganz der Aristotelischen Philosophie, im folgenden der positiven, in drey andern Jahren der scholastischen, und in den vier letzten die er auf der Universität zubrachte, der polemischen Theologie ergeben, hat eine grosse Disputation vom Nutzen der Metaphysik in der Widerlegung der Ketzer gehalten, ist im Stande, durch Hülfe jener verschiedenen Gattungen der Theologie, der Concordanzen und der Dispositionen, eine wohlgemachte Predigt zu halten, wenn er nur eine Stunde darauf studieren kann; arbeitet außerdem an einer Widerlegung des verteufelten Buchs vom P. Simon: Critische Geschichte des Alten Testaments; ist aber dagegen in der praktischen oder Moraltheologie gänzlich fremd. Daher wird ihm über dieses alles eine unerwartete Belehrung ertheilet.

Indem aber Thomasius seines Siegs über die Pedanterey und den falschen Geschmack seiner Zeitgenossen so gewiß zu seyn glaubte, daß er eben damit beschäftigt war, die letzten sechs Monathe des Jahrs

1688.

1688. von seinen Gesprächen mit einer Zuschrift dem Kurfürsten, seinem Landesherrn, zu übersenden, und nicht nur in derselben sein Vertrauen anzeigte, daß ihn alle Pedanten und Heuchler in den Kurfürstlichen Ländern vergebens zu stürzen suchen würden; sondern auch in der Vorrede versicherte, daß es mit der Aristotelischen Philosophie in Deutschland zur Neige gekommen sey: brach im Anfange des Jahrs 1689. ein neuer Sturm über ihn aus. Die philosophische Facultät zu Leipzig, und vorzüglich in derselben Alberti, hatten über ihn bey dem Kursächsischen Oberconsistorium bittere Klagen geführt, daß er sich einer spöttischen und ärgerlichen Schreibart in seinen ohne gewöhnliche Censur gedruckten Schriften bediene, auch ehrenrürige Beschuldigungen darinnen vortrage, und wider die Verfassung der dasigen Universität eigenmächtig in seiner Wohnung einen Hörsaal angelegt habe. Es erfolgte also ein Befehl zur Untersuchung dieser Beschwerden, und ein Verbot an den Thomasius wegen ähnlicher Vergehungen auf das künftige. Doch dieser entzog sich nicht nur dem persönlichen Verhör aus dem Grunde, weil seine Gegner zum Theil selbst dabey seine Richter abgeben wollten; er verantwortete sich auch in seinen Bittschriften mit eben so viel Zuversicht als Nachdruck. Die nächste Veranlassung zu diesen neuen Händeln soll theils dasjenige gegeben haben, was er in seinen neuern Monathsgesprächen über die Mißbräuche bey der Censur und Unterdrückung mancher Bücher geschrieben hatte; theils seine Vertheidigung von Pufendorfs schwedischer Geschichte gegen einen Tadel des Alberti. Man sieht aber doch, daß Thomasius diesen und seine andern Gegner überhaupt zu wenig geschont, und zu oft auf eine unrühmliche Art kenntlich gemacht habe. Unterdessen wurde durch höhere Winke ein Vergleich zwi-

schen

schen beyden Partheyen veranlaßt. Zur öffentlichen Befestigung desselben verlangte Alberti, daß ihn Thomasius in seinen Monathsgesprächen einmal loben möchte. Er that zwar dieses auch; da er aber jenen nachher im Verdacht hatte, daß ihm derselbe heimlich neue Feinde zugezogen habe, machte er es bekannt, daß er ihn auf sein Begehren gelobt hätte.

Kaum näherte sich dieser Streit seinem Ende, als Thomasius in eben diesem Jahr 1689. in einen noch unerwartetern und ernstlichern gezogen wurde. Die gesammten Prediger zu Leipzig verklagten ihn zu Dresden als einen Mann, der die Religion verachte, jedermann, und besonders seine ehemaligen Lehrer, lästere, der Prediger und ihrer Predigten auf mancherley Art spotte, und sogar wenige Tage vorher, ehe er das heilige Abendmahl genossen, eine Schmähschrift wider seinen Beichtvater aufgesetzt habe. Da so viele ansehnliche Männer sich gegen ihn vereinigt hatten: so beschloß er, nach dem Rathe seiner Freunde, sich zwar unverzagt, aber doch bescheiden und vorsichtig dabey zu betragen. Der berühmte Theologe, Doctor August Pfeiffer, der schon seit einiger Zeit wider seine Lehrsätze und Schriften öfters gepredigt hatte, war der vornehmste Stifter dieser Klage: und er hatte auch den Beichtvater des Thomasius, Doctor Johann Benedict Carpzov, dessen Ruhm nicht weniger ausgebreitet war, auf seine Seite gezogen. Ohne Zweifel war manches in ihrer und der übrigen Prediger Lehrart und Aufführung vom Thomasius beissend getadelt worden, was sie zum Theil persönlich, auf sich ziehen konnten. Inzwischen leugnete er hierinne etwas Strafbares gethan zu haben, und bemühte sich, als die Untersuchung ihren Anfang nehmen sollte, Zeit zu gewinnen. Die Verbitterung stieg auf beyden

den Seiten, da Pfeiffer Vorlesungen wider die Gottesverleugner zu halten anfieng, unter welche er den Thomasius nicht undeutlich rechnete; dieser aber in andern Vorlesungen solche Beschuldigung von sich ablehnte. Zwar wurde ihm verboten, dieselben fortzusetzen; er verwandelte sie aber sogleich in andere von den Vorurtheilen, die uns an der Erkenntnis der Wahrheit hindern, und fand darinne Gelegenheit genug, von ungerechten Urtheilen, besonders auch von dem Vorwurfe der Atheisterey, zu handeln. Gleichwohl bot er bald darauf der Geistlichkeit einen Vergleich an. Seine Vorschläge waren mit vieler Würde abgefaßt, indem er einen Unterscheid zwischen den Mitgliedern derselben machte, die glimpflichern und feindseligern Gesinnungen derselben gegen sich entwickelte, und unter Behauptung seiner Unschuld, allen eine Wiederaussöhnung antrug. Sie schien keinen Fortgang zu gewinnen: und er übergab daher seine ausführliche Beantwortung und Erklärung wider die Klagschrift seiner Gegner. Allein auf einmal ruhte die ganze Sache: sie erwiederten nichts auf seine Vertheidigung, vermuthlich, weil sie die Hoffnung aufgaben, ihre Hauptabsicht, ein peinliches Verfahren wider ihn, zu erreichen; und er war überaus damit zufrieden, daß er wieder in den Genuß seiner vorigen Freyheit gesetzt wurde.

Mittlerweile hatte Thomasius seine periodische Schrift, die ihm so viele Feinde erweckte, nicht allein immer, obgleich unter der veränderten Aufschrift: Freymüthige, jedoch Vernunft- und Gesetzmäßige Gedanken, im Lauf des Jahrs 1689. fortgesetzt; er entfernte sich auch darinne von seiner gewohnten Freyheit im Urtheilen ganz und gar nicht. Die Kupfer zu diesem Jahrgange, der aber erst im folgenden Jahre geendigt wurde, sind meistentheils

bittere

bittere Spöttereyen auf die Aristotelisch-Scholastischen Philosophen, schlechten Prediger, und heuchlerischen, oder düstern und unbrauchbaren Gelehrten. Der Inhalt selbst stimmt damit völlig überein. Schriften aus vielerley Theilen der Gelehrsamkeit, auch Romanen sogar, sind in Auszüge gebracht, und geben dem Verfasser Gelegenheit, eine Menge Erzählungen, Anmerkungen, und manche, besonders für seine Zeiten, theils sehr nützliche, theils gewagte und kühne Behauptungen einzustreuen. Die Sitten beschäftigen ihn nicht weniger als die Lehrsätze: er vertheidigt sich auch häuffig gegen die oben genannten und andere Gegner dieser monathlichen Schrift, nimmt sich solcher Schriftsteller an, die nach seiner Einsicht, fälschlich vor Religionsfeinde ausgegeben wurden, und thut oft Vorschläge zur Verbesserung der Wissenschaften. Unter andern schreibt er, seiner Meinung nach, „könne ein Reformirter, sonderlich ein gemässigter, wie sie damals „mehrentheils im Römischen Reiche wären, in seiner „Religion, und ein Lutheraner in seiner seelig werden; „aber sowohl ein Lutheraner als ein Reformirter könne, wenn er den durch die Liebe thätigen Glauben „nicht besitze, sondern seinem Bruder, den er siehet, „alles gebrannte Herzeleid anthue, ihn verketzere, verfolge, verleumde, und dergleichen, und darinne bis „an sein Ende verharre, in seiner Religion zum Teufel fahren.“ Ueber manche Fehler des herrschenden gerichtlichen Processes liest man eine beissende Satyre. Auch wird an den gewöhnlichen Schriftstellern der Kirchengeschichten nicht wenig, und das allermeiste mit Recht, getadelt. Hin und wieder ist es freylich Witz, wie man ihn nur damals lieben konnte; oder es sind Auszüge, die jetzt sehr unschmackhaft seyn würden. Vieles ist in einer ziemlich aufwallenden Hitze und in harten Ausdrücken geschrieben. Aber überall leuch-

leuchtet doch der heisse Trieb des Verfassers hervor, Wahrheit, und vor allem die gemeinnützigste Wahrheit, aufrichtig zu suchen, und ehrlich zu sagen; die Folgen davon möchten seyn, welche sie immer wollten.

So wurden diese beyden Jahrgänge der Monathsschrift des Thomasius ein sehr wichtiges Werk für sein Zeitalter, und jedes folgende bis auf das unsrige. Sie haben hauptsächlich der Freyheit zu denken und zu untersuchen, zu lehren und zu schreiben, im protestantischen Deutschlande aufgeholfen: und wenn man gleich nicht behaupten kann, daß er diese Freyheit überall selbst vor Ausschweifungen verwahrt, stets gleich wohl und nützlich angebracht habe; so konnte doch das Beyspiel welches er gab, vor den Mißbräuchen zugleich warnen, denen sie ausgesetzt ist. Er wußte sich sogar derselben auf eine lehrreiche und für ihn rühmliche Art gewissermaaßen zu begeben. Denn eben da er im Jahr 1690. in einen solchen Zustand gekommen war, daß er seine Monathsschrift freymüthiger als jemals hätte fortsetzen können, endigte er dieselbe gänzlich. Er versicherte in dem Beschluß und der Abdankung zum Jahr 1689. daß er sie bereits im vorigen Jahre geschlossen haben würde, wenn er nicht zum Verdrusse der Heuchler und Pedanten darinne hätte fortfahren, und ihnen zeigen wollen, daß sie durch alle ihre Künste einen muthigen, der Gerechtigkeit seiner Sache trauenden Mann nicht furchtsam machen können. Nachdem er diese Freyheit behauptet habe, falle es ihm auch eben so leicht, sie zu unterlassen. Ferner vertheidigte er zwar die Schärfe seiner Urtheile; erklärte sich aber auch bereit, von jedermann eine Belehrung seiner Fehler anzunehmen. Von der satyrischen Schreibart gestand er, daß sie den Weg zur Besserung des Verstandes und Willens

nur ein wenig bahne; im übrigen aber von den meisten nur zur Beluſtigung geleſen werde, und diejenigen deren Fehler ſie beſtrafe, noch närriſcher und boshafter mache. Eben ſo aufrichtig bekannte er, daß er es vor eine der größten Eitelkeiten der Gelehrten halte, viele Zeit auf das Leſen, und noch mehr auf die Verfertigung ſolcher Werke zu verwenden, in welchen Auszüge aus Büchern ertheilt werden. Es ſey eine ſchädliche Gemüthsbeluſtigung, an Statt ſeine Gelehrſamkeit zu bereichern, bloß die Neubegierde nach unzähligen Büchern zu befriedigen: und die Abfaſſung ſolcher Nachrichten durch wahre Gelehrte, hindere ſie daran, mit ihrer Wiſſenſchaft der Welt zu nützen. So dachte er von **Baylen**: und wie viel ſtärker würde er ſich darüber ausgedrückt haben, wenn er in unſern Zeiten gelebt hätte!

Ehe er jedoch dieſe Bahn verließ, hatte er ſich neue Händel zugezogen. **Hector Gottfried Maſſius**, ein Däniſcher Theologe und Hofprediger, ſchrieb im Jahr 1687. ein lateiniſches Buch **von den Vortheilen der Fürſten bey der Evangeliſchen Religion**, und ſuchte in demſelben darzuthun, daß dieſe Religion allein den gemeinen Frieden und Ruhe im Staat zwiſchen dem Regenten und den Unterthanen kräftig unterhalte; alle andere Religionen aber, und inſonderheit auch die Reformirte, jenen Frieden ſtörten. Dieſes Buch beurtheilte **Thomaſius** im letzten Monathe des Jahrs 1688. zwar ernſthaft; aber mit aller Strenge. Er warf dem Verfaſſer beſonders partheyiſche und gehäſſige Geſinnungen gegen den Lehrbegriff der Reformirten vor. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit der Widerlegung ſeines Satzes, daß **Gott die unmittelbare Urſache der Majeſtät der Fürſten ſey**: er nannte dieſes eine der abgeſchmackteſten,

von

von aller Vernunft und Schrift entfernteſten Meinungen. Daß die Majeſtät urſprünglich von Gott herkomme, ſagte er, wird man nicht leugnen; aber daß zu deren Hervorbringung nicht auch die Einwilligung des Volks etwas thue, und als eine mittelbare Urſache mitwürken ſolle, wird derjenige nicht in Abrede ſeyn, der die moraliſchen Grundſätze aus ihrer rechten Quelle herleitet. Er hatte würklich ſchon in ſeiner Anleitung zur göttlichen Rechtsgelahrheit, nach Pufendorfs Muſter, eben dieſes gelehret. Maſius fand ſich durch dieſen Angriff, der freylich, wenn gleich Thomaſius das Recht auf ſeiner Seite hatte, ſanfter hätte ſeyn können, ſehr beleidigt. Ihm war es überaus unerwartet, daß ein Evangeliſcher Schriftſteller einen andern, der den Vorzug ſeiner Religion vor allen übrigen zu beweiſen ſuchte, eben deswegen ſo heftig tadelte. Er beklagte ſich alſo zugleich im Nahmen der theologiſchen Facultät zu Kopenhagen, bey einem Kurſächſiſchen Hofmanne darüber, daß Thomaſius auf eine ſchmähſüchtige Art die Parthey der Reformirten, von welchen er dafür bezahlt worden ſey, ergriffen, und die Däniſche Geiſtlichkeit überhaupt beſchimpft habe; auch bat er darum, daß dieſe Beleidigung beſtraft werden möchte. Gleich darauf gab einer ſeiner Freunde, mit ſeinem Vorwiſſen, eine ziemlich bitter und anzüglich geſchriebene Vertheidigung deſſelben, als ein Geſpräch abgefaßt heraus. Dieſes rückte Thomaſius in die Monathe May und Junius des Jahrs 1689. ein, und beantwortete es in einer Menge beygefügter Anmerkungen, ohne alle Schonung des Maſius.

Dadurch geſchah es, daß dieſe Streitigkeit auf das Aeuſſerſte getrieben wurde. Der König von Dänemark, der ſeinem Hofprediger ſehr günſtig war, be-

schwerte sich in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen darüber, daß Thomasius eine mit des Königs Vorwissen und Billigung herausgegebene Schrift mit groben Anzüglichkeiten angefochten, auch von der Majestät und Gewalt, so alle Potentaten und Prinzen unmittelbar von Gott hätten, verkleinerlich geschrieben habe; er begehrte daher, daß derselbe dafür, andern zum Abscheu, gebührend bestraft werden möchte. Der Beklagte wurde hierauf zur Verantwortung gezogen; und vertheidigte sich in der Hauptsache mit der ihm eigenen Geschicklichkeit, wenn gleich mit der Kunst eines Sachwalters. Er versicherte, das Buch des Masius nach dem Rechte der academischen Freyheit, und in der besten Meinung, glimpflich getadelt zu haben, weil darinne der gefährliche Hauptsatz herrsche, daß man die wahre Religion, wo nicht aus Gottesfurcht, doch um zeitlicher Vortheile willen, annehmen müsse; weil der Verfasser gegen die Reformirte Religion fälschliche Beschuldigungen vorgebracht habe, die den öffentlichen Frieden im Deutschen Reiche störten, auch die mehr als jemals nöthige Vereinigung beyder protestantischen Gemeinen hinderten, und weil die Meinung desselben von dem unmittelbar göttlichen Ursprunge der Majestät der Fürsten keinen Grund habe, wie unter andern Evangelischen Gelehrten selbst der berühmte Theologe Scherzer bereits erkannt habe. Unterdessen da der Dänische Hof auf seinem Verlangen immerfort bestand, wurde dem Thomasius verboten, irgend etwas ohne Censur drucken zu lassen. Er hatte würklich seine Monathsschrift zu Halle censiren und drucken lassen; aber desto mehr weigerte er sich, einen ihm vorgeschlagenen erniedrigenden Vergleich mit seinem Gegner einzugehen. Vielmehr, da ihn dieser in der mit den Reformirten über sein Buch entstande-

nen

nen Streitigkeit feindseelig zu behandeln fortfuhr, fügte Thomasius dem Beschlusse seiner Monathsschrift eine Zueignungsschrift an alle seine Feinde, insonderheit aber an den Herrn Masius, bey. Darinne suchte er sie nicht allein zu beschämen; sondern auch ihnen zu zeigen, daß sie ihm durch ihre Verfolgung wahren Nutzen verschafft hätten. Masius gerieth über die Kaltblütigkeit, mit welcher er in dieser Zuschrift ausgelacht worden war, in einen solchen Grimm, daß er endlich einen Befehl, den er von seinem Könige schon im Jahr 1689. zu erlangen gewußt hatte, im Jahr 1691. zur Vollstreckung bringen, und die wider ihn gerichteten Schriften des Thomasius öffentlich zu Kopenhagen durch den Scharfrichter verbrennen ließ. Thomasius lebte damals schon in Kurfürstlich-Brandenburgischen Diensten zu Halle, und unterließ nunmehro so wenig als sein Gegner, wiewohl mit ungleich mehrerm Rechte und Mässigung, aus seiner Streitigkeit die Sache seines Fürsten selbst zu machen. Er stellte demselben vor, daß die Schmähungen des Masius auf die Grundsätze der Reformirten Religion, den Kurfürsten von Brandenburg, als das Haupt der Reformirten Fürsten in Deutschland, weit mehr als ihn angiengen: und überließ es also demselben, einen Entschluß darüber zu fassen. Dieses that die Würkung, daß der Kurfürst von Brandenburg sich gegen den König von Dänemark über die Lästerungen, welche Masius wider den Reformirten Glauben und dessen Bekenner ausgestossen hätte, beschwerte, auch den König ersuchte, demselben alles fernere Schreiben über diese Sache zu verbieten. Thomasius selbst gab kurz darauf unter dem Nahmen Attilä Friedrich Frommholds, einen Rechtgegründeten Bericht heraus, wie sich ein Ehrliebender Scribent zu verhalten habe, wenn eine

auswärtige Herrschaft seine sonst approbirte Schriften durch den Henker verbrennen zu lassen, von einigen Paßionirten verleitet worden. Eine Art von Gegenwehre, die ihm grossentheils Ehre machte. Er zeigte in dieser Schrift, daß es die größte Großmuth und leichteste Rache für einen tugendhaften Mann sey, arge Beschimpfungen zu verachten. Seinen Gegner nannte er darinne nicht; doch schilderte er ihn freylich mit schwarzer Farbe kenntlich ab. Ihr Streit gieng jetzt überhaupt allmählich zu Ende: und die übrigen Veränderungen desselben scheinen keiner Erzählung werth zu seyn. So anstössig derselbe geführt wurde; so ist er doch den Zuschauern auf mancherley Art, besonders in Absicht auf das Betragen der Gelehrten und der Protestantischen Schriftsteller gegen einander, nützlich geworden.

Diese Händel waren kaum im Jahr 1689. angegangen, als Thomasius in andere und weit wichtigere verwickelt wurde. Die Pietistischen Streitigkeiten nahmen in dem gedachten Jahre ihren Anfang. Schon seit drey Jahren hatten einige Magister zu Leipzig, bis dahin ungewöhnliche Vorlesungen, so genannte biblische Collegia, in deutscher Sprache gehalten, in denen sie die heilige Schrift nicht allein genau zu erklären, sondern auch von derselben erbauliche Anwendungen zur Beförderung der Gottseeligkeit zu machen suchten. Sie fanden bey den Studierenden grossen Beyfall, und belehrten diese überhaupt, daß ihnen die längste Uebung in der scholastischen Philosophie, im Disputiren, und in den gelehrten Predigerkünsten, weit weniger zu einer gründlichen theologischen Wissenschaft und gemeinnütziger Weise zu predigen helfen würden, als eine nach jener Lehrart angestellte unaufhörliche Beschäftigung mit der heiligen Schrift, und das Lesen

solcher

solcher Bücher, worinne dieselbe eben so brauchbar erklärt worden wäre. Die angehenden Theologen welche sich diesen Lehrern ergaben, zeigten auch in ihrem Leben eine fromme Sittsamkeit. Ihre Anzahl stieg bis auf einige hundert; besonders, nachdem Magister August Hermann Francke im Jahr 1689. wieder nach Leipzig gekommen war, um seine ehemaligen Vorlesungen solcher Art fortzusetzen. Alles dieses erregte viel Aufsehen; und da nunmehro ein Theil der üblichen Lesestunden von weit wenigern besucht wurde: so machte solches diejenigen welche daran Schuld waren, verhaßt. Man belegte sie mit dem spöttischen Nahmen der Pietisten, das heißt Leute, welche den Schein einer neuen und außerordentlichen Frömmigkeit angenommen hätten. Aber man beschuldigte sie auch, daß sie irrige Lehrsätze glaubten, und in die Rechte des theologischen und geistlichen Lehramtes einen Eingriff wagten. Der Kursächsische Hof, bey welchem die theologische Facultät zu Leipzig darüber sich beklagte, befohl der Universität, die Sache zu untersuchen. Die Untersuchung wurde auch angestellt; aber dergestalt, daß man die Beklagten schon als Verbrecher in Religionssachen betrachtete. Gleichwohl vertheidigte sich nachher Francke hinlänglich: und der Handel blieb eine Zeitlang liegen. Als dieser an seiner Schutzschrift arbeiten wollte, und zu dieser Absicht einen Auszug aus den in dieser Angelegenheit ergangenen Acten verfertigte, stand ihm Thomasius nicht nur auf sein Verlangen hierinnen bey; sondern setzte auch, als sein Consulent, ein von ihm begehrtes Rechtliches Bedenken auf, um ihn zu berichten, ob man mit ihm nach Anleitung gemeiner und üblicher Rechte verfahren, und den Proceß formirt habe. Er behauptete darinne, daß das gegen Francken beobachtete gerichtliche Betragen voll von Leidenschaften und Unregelmässigkeit sey; daß seine An-

kläger zugleich auch seine Richter abgegeben hätten; daß man ohne und wider den Kurfürstlichen Befehl und alle Rechte, einen peinlichen Proceß wider ihn angefangen, Zeugen- und Inquisitional-Artikel unter einander gemengt, dieselben lächerlich, gottlos, hinterlistig und abgeschmackt verfaßt, überhaupt aber partheyisch und unordentlich mit ihm verfahren habe. Thomasius wünschte zuletzt in seinem Bedenken, daß der Bosheit des in einen Engel des Lichts sich verkleidenden Satans kräftig gesteuert werde, und daß Gott das Herz der unbußfertigen Heuchler erleuchten wolle; wenn sie aber in ihrer Widerspenstigkeit fortfuhren, sie, wie die Leute zu Sodom, verblenden, und ihren Verstand verfinstern möge, daß sie anlauffen und fallen, und plötzlich zu Schanden werden.

Er hatte zwar an den pietistischen Händeln gar keinen Antheil, und konnte besonders wegen einer strengern Frömmigkeit nicht in Verdacht gerathen. Allein so vieles was er gegen die scholastische Philosophie und Theologie, wider die hitzigen Streitigkeiten mit den Ketzern, und die unerbaulichen Predigten geschrieben hatte, näherte ihn eben den Grundsätzen, nach welchen sich die gutgesinnten und auf mancherley Art nützlichen Männer übten, die unter dem Nahmen der Pietisten verspottet wurden. Diese Denkungsart, seine Freymüthigkeit überhaupt in Vorlesungen und Schriften, und der Muth, mit welchem er sich bereits mehrmals den ansehnlichsten Lehrern zu Leipzig widersetzt hatte, konnten eben so viele Ursachen abgeben, warum sich Francke seines Raths bediente. Als aber dieser das Bedencken des Thomasius nebst seiner Vertheidigungsschrift übergab, brach der alte Groll gegen den letztern bey verschiedenen wieder aus. Er wurde, da er mit Francken nunmehro einen gemeinschaftlichen

Haupt-

Digitized by Google

Hauptgegner am Johann Benedict Carpzov hatte, noch tiefer in die pietistische Streitigkeit hineinzogen; besonders da sein Bedenken, ohne sein Vorwissen, im Jahr 1692. gedruckt erschien. Die Angriffe, welche deswegen auf ihn geschahen, nöthigten ihn im folgenden Jahre zur Ausgabe einer kurzen Abfertigung derer in der ausführlichen Beschreibung des pietistischen Unfugs enthaltenen Lästerungen. Ob er sich gleich darinne nachdrücklich vertheidigte; so bedauerte er es doch, daß er sich bisher der satyrischen Schreibart bedient hätte, und bezeugte, sie sey dem göttlichen Worte und den Regeln des Christenthums zuwider, man möge sich dabey auch noch so strenge Schranken setzen; es sey daher jeder der sie gebraucht habe, schuldig, solchen Fehler öffentlich zu erkennen, und das dadurch gegebene Aergerniß abzubitten, welches er ebenfalls zu thun sich vorgesetzt habe.

Doch sein Schicksal, oder vielmehr seine unwiderstehliche Neigung, trieb ihn stets zu neuen Streitigkeiten hin: nicht sowohl aus Zanksucht, als weil er es seiner unwürdig hielt, bey herrschenden groben und schädlichen Vorurtheilen, Irrthümern und Ausschweifungen der Gelehrten, die sich kühn vor seinen und jedermanns Augen zeigten, zu schweigen. Denn einen andern Bewegungsgrund bey dergleichen Schriften gehabt zu haben, gab er wenigstens niemals zu. Eine solche neue Reitzung fand er auch noch im Jahr 1689. In der Mitte desselben vermählte sich der Herzog Moritz Wilhelm zu Sachsen-Zeitz mit einer Prinzessinn des Kurfürsten von Brandenburg Fridrich Wilhelm. Diese Verbindung eines Evangelischen Fürsten mit einem Reformirten Hause, mißfiel dem Kursächsischen Hofe aus Staatsursachen, und den Lutherischen Theologen wegen des eingewurzelten alten Wi-

derwillens, der sie und die Reformirten von einander getrennt hatte. Einer von ihnen, und sogar ein Kurbrandenburgischer Unterthan, Doctor Philipp Müller, Propst zu Magdeburg, ließ daher in eben demselben Jahre, ohne sich zu nennen, eine kleine Schrift: „Der Fang des edlen Lebens durch fremde „Glaubens-Ehe," drucken, und suchte in derselben, ob er gleich der Veranlassung dazu nicht gedachte, zu beweisen, daß Ehen zwischen Personen von ungleichem Glauben unerlaubt und gefährlich wären, und deswegen auf alle Art gehindert werden müßten. Sogleich setzte Thomasius, dem diese Abhandlung sehr ärgerlich war, eine Widerlegung derselben auf, die am Ende des Jahrs 1689. mit der Aufschrift: Erörterung der Ehe- und Gewissens-Frage: Ob zwey Fürstliche Personen im Römischen Reich, deren eine der Luthrischen, die andere der Reformirten Religion zugethan ist, einander mit gutem Gewissen heyrathen können? u. s. w. zum Vorschein kam. Nachmals ließ er sie auch nebst Müllers Aufsatze, in dem zweyten Theil seiner auserlesenen und dazu gehörigen Schriften, wieder abdrucken.

Unter den vorläufigen Religionsbegriffen, welche Thomasius in dieser Schrift zuerst entwickelte, um seine Frage beantworten zu können, war schon manches enthalten, das in seinen Gegenden nicht gefallen konnte. Er rechtfertigte sich, nicht ohne beissende Scherze, deswegen, daß er, als ein Rechtsgelehrter, Ehe- und Gewissensfragen zu entscheiden suchte, zeigte den Ursprung der Spaltungen und Ketzereyen in der christlichen Religion, und was man unter denselben in der ersten Kirche vor einen gegründten Unterscheid, auch in Ansehung des Betragens gegen dieselben, gemacht habe; han-

handelte vom Ursprunge der Spaltungen unter den Protestanten, wobey er Ratzenbergers bekannte handschriftliche Nachrichten empfol, und sich merken ließ, daß er in diesen neuern Religionsunruhen weder das Verhalten der Evangelischen noch der Reformirten völlig billigte. Er setzte hinzu, daß diese Uneinigkeit noch von zankfüchtigen Theologen unterhalten werde; und daß beyde protestantische Gemeinen, die ohnedem über die Beschaffenheit ihrer Spaltung noch nicht einmal einig wären, nicht die geringste Ursache hätten, einander zu verdammen. Darauf lehrte er, aus welchen Gründen die Frage beantwortet werden müsse; bewies, daß man sie nicht anders als bejahen könne; begegnete auch insonderheit den Einwürfen, die gegen seine Meinung, hauptsächlich durch Mißbrauch biblischer Lehrsätze und Beyspiele, gemacht worden waren. Bey dieser Gelegenheit mißbilligte er mit Abscheu eine übertriebene Beschuldigung, die erst vor kurzem ein Lehrer der Theologie zu Wittenberg dem Glauben der Reformirten öffentlich, verführt durch die Hitze des Streiteifers, gemacht hatte. — Allem Ansehen nach war diese Arbeit des Thomasius sehr wohlgemeint. Er übernahm die Sache der Wahrheit und des Friedens zu führen; es war überdieß zu seiner Zeit vorzüglich nothwendig, zur Verminderung der unnatürlichen Feindschaft zwischen Reformirten und Lutheranern alles mögliche beyzutragen, und was er in dieser Absicht sagte, konnte beynahe durchgängig wohl angebracht heissen. Aber ein Beweis seiner Klugheit war es eben nicht, daß er eine Verbindung, die an dem Hofe seines Landesfürsten nicht gefiel, so eifrig vertheidigte. Einer der vornehmsten Staatsbedienten an demselben entzog ihm daher seitdem seinen Schutz. Unterdessen hatte seine Schrift anfänglich für ihn auch vortheilhafte Folgen. Der Herzog von Sachsen-Zeitz,

dem

dem er sie zugeeignet hatte, machte ihm dafür ein Geschenk an Gelde: und ein noch ansehnlicheres bekam er von dem Kurfürsten von Brandenburg. Dieser ließ zugleich, nachdem man entdeckt hatte, daß Müller der Verfasser jener anzüglichen Abhandlung war, denselben auf die Festung Spandau bringen: und bey der öffentlichen Anzeige dieser Verfügung wurde die Widerlegung des Thomasius ausnehmend gerühmt.

Aber eben dieses alles, nebst den Vorwürfen, die in seiner Schrift enthalten waren, die vielen biblisch-theologischen Untersuchungen, und der ganze Ton derselben, machte den Unwillen derer von neuem rege, die schon lange glaubten, daß er sich eine ungebührliche und strafbare Freyheit anmaaße. Es verklagten ihn also die Theologen zu Wittenberg bey seinen höchsten Obern, daß er die Vorfahren des Kurfürsten von Sachsen in Absicht auf ihre Handlungen, um den Reformirten zu schmeicheln, schändlich gelästert habe. Die Leipziger Theologen aber gaben eine andere Klage wider ihn ein, nemlich, daß er solche Dinge die er zu lehren keinen Beruf hätte, in seinen Vorlesungen über die Vorurtheile abhandle, die heilige Schrift nach seinem Kopfe und Gefallen erkläre, das pietistische Unwesen ohne Scheu vertheidige, auch öfters dasjenige was von den Predigern auf der Kanzel, dem Worte Gottes gemäß, vorgetragen würde, auf das schimpflichste, und sogar in deutscher Sprache, damit der gemeine Mann desto mehr dadurch geärgert würde, durchhechle. Sie waren unter andern auch durch dasjenige aufgebracht worden, was er in den gedachten Vorlesungen über die vierzehn Merkmale eines Heuchlers gesagt, und durch Stellen aus dem Neuen Testamente erläutert hatte, indem solches eine Beziehung auf die Gegner der Pietisten zu haben schien.

Dies-

Diesmal mußte Thomasius unterliegen, da er es am wenigsten befürchtete. Kraft eines Kurfürstlichen Befehls, der im März des Jahrs 1690. an die Universität Leipzig ergieng, sollte ihm nicht allein das Mißfallen des Landesherrn über sein Betragen, welches zu künftiger Verantwortung ausgestellt wurde, eröffnet, sondern ihm auch alles Lesen und Disputiren, imgleichen die Ausgabe irgend einer Schrift, bis auf weitere Verordnung, untersagt werden. Ein anderer Befehl aber gebot, daß man sich seiner Person versichern, und darauf eine peinliche Untersuchung gegen ihn anstellen sollte. Er bekam bald Nachricht von dem erstern dieser Befehle: und da er sich auf ein solches Verbot schon ehemals gefaßt gemacht hatte, aber auch ohne Vorlesungen und Bücherschreiben seine Familie nicht zu ernähren wußte, entschloß er sich alsbald, Leipzig zu verlassen. Er reiste also noch im gedachten Monathe nach Berlin, erhielt auch sogleich von dem dasigen Hofe die gebetene Erlaubniß, in Halle für die studierende Jugend, die sich daselbst einfinden dürfte, Vorlesungen zu halten, bekam zugleich die Würde eines Kurfürstlichen Rathes, und ein Jahrgeld von fünfhundert Thalern. Da mittlerweile seine zu Leipzig hinterlassene Habseligkeiten auf höhern Befehl in Beschlag genommen, und dem dasigen Schöppenstuhl aufgegeben wurde, über seine Gefangennehmung einen Urtheilsspruch zu thun: so bat er den Kurfürsten von Sachsen von Berlin aus, daß ihm die Klage seiner Gegner mitgetheilt werden möchte, damit er sie beantworten könnte, und also seine Angelegenheit auf den ordentlichen rechtlichen Weg käme. Sein neuer Landesherr legte bey dem Kurfürsten von Sachsen für ihn eine Fürbitte ein, daß er seine Familie und bewegliche Güter aus Leipzig wegholen dürfte: und dieses geschah endlich auch in der Mitte des

Jahrs

Jahrs 1691. In seinem gerichtlichen Handel sprachen zwar die Leipziger Schöppen noch im Jahr 1690. daß er zur Haft zu bringen, und die Special-Inquisition wider ihn vorzunehmen sey; aber weiter wurde auch darinnen nichts vorgenommen, ob er gleich selbst verlangte, daß alles auf eine rechtliche Art geendigt werden möchte.

Zu Halle, wo es zwar eine sogenannte Ritteracademie, aber noch keine Universität gab, kündigte **Thomasius** gleich nach Ostern des Jahrs 1690. durch eine Einladungsschrift seine Vorlesungen über die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit an. Er fieng sie auch wenige Wochen darauf an, und hatte sogleich funfzig Zuhörer in denselben. Von den Studierenden welche ihn in Leipzig gehört hatten, folgten ihm immer mehrere nach Halle. Ihre Anzahl wurde bald auch von andern Orten her, und durch viele von vornehmer Herkunft, dergestalt vermehrt, daß der Kurfürst von Brandenburg, als er einst nach Halle kam, über dreyhundert Studenten daselbst antraf. Er wurde dadurch veranlaßt, an die Errichtung einer Universität in dieser Stadt zu denken. Der Kurfürst und Erzbischof von Maynz und Magdeburg **Albrecht**, aus dem Hause Brandenburg, war mit diesem Vorsatze bereits umgegangen, und hatte schon im Jahr 1531. die päbstliche Erlaubniß dazu erhalten. Jetzt bewarb sich der Kurfürst **Friedrich der dritte** um den weit nöthigern Kayserlichen Freyheitsbrief, setzte noch vor Erlangung desselben, den **Thomasius**, und andere Gelehrten zu öffentlichen Lehrern daselbst an, und ließ endlich diese Universität im Jahr 1694. einweihen.

Dergestalt theilte **Thomasius** die Ehre ihrer Stiftung gewissermaaßen mit dem Fürsten selbst. Da

er

er daselbst einen Zufluchtsort gefunden hatte, an welchem er mit gewohnter Freyheit, mündlichen Unterricht ertheilen und Bücher schreiben konnte; da auch eine solche Freyheit im Denken und Lehren schon damals in den Kurbrandenburgischen Ländern etwas mehr Fortgang gewonnen hatte, als in dem übrigen Deutschlande: so zeigte sich davon gar bald der Einfluß auf die neuerrichtete Universität. Man fieng auf derselben an, weit ungebundener an festgesetzte Meinungen zu lehren und zu schreiben, als auf irgend einer protestantischen. Dazu kam auch dieses, daß einige Lehrer von gleichen Gesinnungen, und darunter etliche von denen, welche zu Leipzig Gelegenheit zu den pietistischen Händeln gegeben hatten, nach Halle berufen wurden. Spener, der als ihr gemeinschaftlicher Lehrer und Anführer betrachtet wurde, war ebenfals im Jahr 1691. von Dresden, wo er Kurfürstlicher Oberhofprediger war, nach Berlin, als Propst und Prediger daselbst, abgegangen. Dieses feuerte die eben gedachten Streitigkeiten von neuem dergestalt an, daß sie noch im jetzigen Jahrhunderte gegen zwanzig Jahre fortgedauert haben, und der Nahme eines Hällischen Theologen mit dem Nahmen eines Pietisten gleichbedeutend geworden ist. Aber unter diesen Streitigkeiten nahm die gelehrte Freyheit immer mehr zu; Thomasius rückte gleichfals von Zeit zu Zeit mit neuen und kühnen Wahrheiten hervor: und nach und nach verbreitete sich von dieser Universität die freyere Denkungsart auch auf andere in der deutschen evangelischen Kirche.

Thomasius wurde auf der neuen Universität zum zweyten ordentlichen Lehrer der Rechte und Senior der juristischen Facultät ernannt: denn die erste Stelle in derselben erhielt sein ehemaliger Lehrer, Samuel Stryck,

Stryck, der von Franckfurt an der Oder vor einiger Zeit nach Wittenberg berufen worden war. In der Folge ließ ihm sein Vaterland selbst so sehr Gerechtigkeit wiederfahren, daß ihm im Jahr 1709. das Amt eines Ordinarius der Juristen-Facultät zu Leipzig, nebst andern ansehnlichen Bedienungen, angetragen wurde. Allein der Königliche Preussische Hof versprach ihm dagegen, daß er Strycks Nachfolger nach dessen Tode werden sollte: und als dieser im Jahr 1710. erfolgte, wurde er würklich Ordinarius und Director der Universität Halle; so wie er vorher bereits die Würde eines Königlichen Geheimen Rathes erlangt hatte. Man suchte ihn zwar am Hofe zeitig in den Verdacht zu bringen, daß er durch seine Lehrsätze dem Ruhm der neugestifteten Universität gefährlich werden könnte. Doch das Vertrauen welches seine Landesfürsten und ihre Staatsbedienten auf ihn gleich anfangs gesetzt hatten, dauerte während seines ganzen fast vierzigjährigen Aufenthalts zu Halle fort. Er wurde auch öfters in wichtigen Angelegenheiten von demselben um Rath gefragt.

Ein neues Leben, und, wo möglich ein noch gröſserer Muth als vorher, zeigten sich in den Arbeiten des Thomasius, seitdem er sich zu Halle niedergelassen hatte. Er endigte hier einige zu Leipzig angefangene Schriften, vertheidigte sie, und wurde immer fruchtbarer in neuen. Insonderheit fuhr er fort, in deutscher Sprache zu schreiben, um seine Vorschläge zur Verbesserung der academischen Lehrart, hauptsächlich aber des Zustandes der Philosophie, in einem desto weitern Umfange auszubreiten. Er hatte noch im Jahr 1688. einen Discours von den Mängeln der heutigen Academien, besonders aber der Jurisprudenz, drucken lassen. Bald darauf gab er einen

einen Vorschlag heraus, wie er einen jungen Menschen, der sich ernstlich vorsetzt, Gott und der Welt dermaleins im bürgerlichen Leben (in vita civili) rechtschaffen zu dienen, und als ein honnett und galant Homme zu leben, binnen dreyer Jahresfrist in der Philosophie, und allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, (wiederum mit lateinischen Worten gesagt,) zu informiren gesonnen sey. Darinne versprach er, seine Zuhörer zuerst die Kunst zu raisonniren, darauf die Historie, sonderlich die philosophische, weiter die Sittenlehre, nebst einem Anhange über die Lehre des Angenehmen, sodann die Staatsklugheit, die Haushaltungswissenschaft, die Wissenschaft des Wohlstandes, die Redekunst, eine Anweisung die Gesetze zu erklären, und endlich das Privat- Lehn- Staats- und Kirchen-Recht, auf eine geschickte Art zu lehren. Eine Methode, die allerdings von Scharfsinn und richtigem Urtheil über die Verbindung mehrerer Wissenschaften zeugte. Zu Halle schrieb er im Jahr 1691. eine Abhandlung von der Freyheit der jetzigen Zeiten gegen die vorigen. In eben demselben Jahre bot er dem Kurfürsten von Brandenburg durch eine kleine Schrift die neue Erfindung einer wohlgegründeten, und für das gemeine Wesen höchstnöthigen Wissenschaft, das Verborgene des Herzens anderer Menschen, auch wider ihren Willen, aus der täglichen Conversation zu erkennen, an. Er gestand, daß diese Wissenschaft an sich selbst nicht neu, sondern so alt, als die menschliche Natur sey; aber er glaubte dennoch, daß er die Abfassung derselben, nach gewissen Grundregeln, vor seine Erfindung ausgeben dürfe. Ausserdem versicherte er, daß er sich zwar getraue, mit dieser seiner Wissenschaft alle Menschen von jedem Stande zu er-

forschen; daß sie hingegen unzulänglich sey, diejenigen, die in einem hohen Grade rechtschaffene Christen wären, dadurch zu erkennen, weil dazu keine andere als übernatürliche und göttliche Wissenschaft erfordert werde. Einige Erinnerungen, welche Tenzel in seinen monathlichen Unterredungen dagegen vorbrachte, (ein nicht zu verachtender Gegner, mit dem er aber schon ehemals zerfallen war, und der ihm jetzt seine Spöttereyen zurück gab,) veranlaßten den Verfasser, im Jahr 1692. eine Weitere Erläuterung, durch unterschiedene Exempel des ohnlängst gethanen Vorschlags wegen der neuen Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther erkennen zu lernen, ans Licht zu stellen. Die Hälfte dieser Schrift füllt zwar außer einer satyrischen Zuschrift an den berühmten Theologen, Johann Friedrich Mayer, den bekannten Feind der Pietisten, von dem daher auch Thomasius öffentlich gemißhandelt worden war, ein ausführlicher Beweis, wie oft er von Tenzeln beleidigt worden sey, und wie viele unrichtige Urtheile dieser selbst gefällt habe. Allein die andere Hälfte ist lehrreicher. Er bestätigt darinne seine in der erstern Schrift vorgetragene Meinung hinlänglich, daß der Mangel an grossen und vortrefflichen Gelehrten, den man in Deutschland verspüre, nicht sowohl davon herzuleiten sey, weil es darinne zu wenig Aufmunterung für die Wissenschaften in der Freygebigkeit der Fürsten gebe; als vielmehr von der fast allgemein verdorbenen Methode zu studieren, und von der weit geringern Freyheit im Denken und Schreiben, als man in andern Ländern, zumal in England und Holland, genieſſe. Sodann sucht er an Beyspielen zu zeigen, wie man die von ihm gerühmte neue Wissenschaft anwenden müsse. Er setzt dabey voraus, daß vier Hauptleidenschaften sind, aus welchen alle andere Gemüthsneigungen

gen herrühren: die vernünftige Liebe, die Wollust, der Ehrgeiz, und der Geldgeiz. Aus der Herrschaft einer derselben, und aus ihrer Mischung unter einander, beurtheilt er verschiedene Charaktere, nach dem äußerlichen Betragen, in welchem sie sich offenbaren. Es ist darunter nicht eben alles treffend oder natürlich genug; auch würde vermuthlich jeder scharfsichtige Beobachter und Kenner der Menschen diese Wissenschaft selbst erfinden können; aber daß **Thomasius** die Gelehrten auf dieselbe aufmerksam gemacht, und ihr einen festen Grund zu ertheilen gesucht hat, war doch auch ein Verdienst.

Um diese Zeit führte er nach und nach den Entwurf aus, den er zu einem brauchbaren Lehrgebäude der Philosophie ehemals öffentlich vorgelegt hatte. Seine **Einleitung zu der Vernunftlehre** erschien im Jahr 1691. und die **Ausübung der Vernunftlehre** folgte noch in eben diesem Jahre. Beyde sind öfters, auch in lateinischer Sprache, gedruckt worden. Auf dem Titel der **Einleitung** versprach er zugleich, jedermann einen leichten Weg zu zeigen, wie er ohne künstlich angelegte Schlüsse, das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche von einander unterscheiden, und neue Wahrheiten erfinden könne. Er hatte in seiner **Einleitung zur Hofphilosophie** die Fehler der gewöhnlichen Vernunftlehrer aufgedeckt: hier, wo er mehr für Lernende schrieb, suchte er sie desto sorgfältiger zu vermeiden. Nachdem er also von der Gelehrsamkeit überhaupt einen Begriff gegeben hatte, untersucht er die Würkungen des menschlichen Verstandes, die Wahrheit und alles was an dieselbe gränzt, zuletzt auch die Irrthümer, und ihre Quellen. In der **Ausübung** aber lehrt er die Art, wie man die Wahrheit erforschen, andern mittheilen, erklären und beur-

theilen, den Irrthum hingegen widerlegen müsse. Er hatte fast alles Merkwürdige, was in den neuern Zeiten, vom Ramus und Descartes an, über die Vernunftlehre geschrieben worden war, gelesen, nützte es mit der freyesten Wahl, und verbesserte oder vermehrte es nach seinen Einsichten. Aufrichtig gestand er, daß ihm außer vielen andern Anleitungen zur Logik, besonders das vortreffliche lateinische Buch des Herrn von Tschirnhausen große Dienste geleistet, und zuerst den rechten Weg gezeigt habe. So brachte er ein Lehrbuch zu Stande, von dem er nicht ohne Grund behauptete, es sey die erste wahre Logik in deutscher Sprache, die man auf einer deutschen Universität vorgetragen habe. Man fand darinne manches, das in solchen Büchern bisher unerwartet war, und es währte eine Zeitlang, bis es übertroffen wurde.

Aus einigen seiner besondern Sätze, die darinne vorkommen, läßt sich ein noch vollständigeres Urtheil darüber fällen. Er nannte die Vernunftlehre und die Geschichte zwey Werkzeuge der Philosophie. Das Dencken ist nach seiner Meinung eine innere Sprache von Bildern, welche durch die Bewegung der äußerlichen, vermittelst der übrigen Glieder, dem Gehirne eingedrückt werden. Dieses Dencken geschieht im ganzen Gehirne; aber der Mensch denkt nicht immer. Der Mensch ist eine körperliche Substanz, die sich bewegen und denken kann. Sowohl sein Verstand als sein Wille haben etwas Thätiges und Leidendes. Der allererste Grundsatz, in welchem alle Wahrheiten verborgen liegen, ist dieser: Alles was mit der Vernunft des Menschen, das heißt, mit den Sinnen und Begriffen übereinkommt; ist wahr, und was davon abgeht, ist falsch. Einen am Gemüthe und Leibe gesunden Menschen betrügen seine Sinnen nicht: und

der

der innere Sinn ist untrüglich. Es ist unmöglich, durch die Kunst der Schlüsse (oder die Syllogistik) die Wahrheit zu erfinden. Es giebt nur eine einzige Regel der Methode, nemlich, daß man die Wahrheit, welche erfunden oder bewiesen werden soll, so stelle, damit vom Leichten und Bekannten der Anfang gemacht werden könne. Der Zustand der Menschen ist schlimmer als der Thiere ihrer. Es giebt keine angebohrne materielle Grundsätze. Die erste Quelle von allen Irrthümern des Verstandes ist die Erziehung.

Von der Vernunftlehre gieng **Thomasius** sogleich zur **Sittenlehre** über, und ließ ebenfals eine **Einleitung** zu derselben im Jahr 1692. und vier Jahre darauf, eine **Ausübung der Sittenlehre** drucken. Wiederum hat er auch beyde mehrmals aufgelegte Schriften lateinisch ausgefertigt. Er sah darinne die Kunst vernünftig und tugendhaft zu lieben, vor das einzige Mittel zu einem glückseeligen, artigen und vergnügten Leben zu gelangen, an. Die höchste Glückseeligkeit aber besteht nach seinen Gedanken in einer angenehmen Ruhe des Gemüths. Die natürliche Erkenntniß des Menschen weiß nur von einer innerlichen Verehrung Gottes; nichts aber von einer äußerlichen; ob sie gleich einsieht, daß auch die letztere ihre Vortheile habe. Ein Abergläubischer ist schlimmer als ein Gottesverleugner. Die Liebe ist die einzige Tugend, und das wahre Maaß aller Tugenden. So giebt es auch nur Eine Gemüthsbewegung, nemlich die Begierde, welche in Liebe und Haß abgetheilt werden kann. Die unvernünftige Liebe entsteht, wenn die Begierde zu unruhig ist; wenn böse und schädliche Dinge geliebt werden; wenn man verschiedene Arten der Vereinigung unter einander vermischt, und die Verbindung der Körper zur Hauptabsicht macht. Ge-

gen diese Liebe ist die Selbsterkenntniß die beste Arzney. Die drey Hauptlaster sind Müssiggang, Zorn und Neid. Uebrigens reichen die natürlichen Kräfte des Menschen nicht zu, ein tugendhaftes Leben zu führen.

Außer diesen hervorragenden Lehrsätzen in seinem sittlichen Lehrgebäude, findet man auch am Ende seiner **Ausübung der Sittenlehre**, ein Bekenntniß von seinem Begriffe der christlichen Sittenlehre. **Thomasius** versichert nichts anders über die philosophische Moral geschrieben zu haben, als wozu er durch das göttliche Wort geleitet worden sey, und seine Lehren dürften nur, in so ferne sie mit diesem übereinstimmten, angenommen werden. Er erläutert daher auch die Bergpredigt **Christi**, bemerkt, daß es nur Eine Glückseeligkeit des Menschen gebe, die in diesem Leben anfangen müsse, und erklärt die wahre Bekehrung auf dem Todtbette vor gefährlich und selten; wie denn auch der Schächer am Kreuze nicht so gar gottlos gewesen seyn möchte. Darauf beschreibt er seinen Glauben an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, in kunstloser Kürze. „Wenn mich jemand fragen wollte, „fährt er fort, was ich denn glaubte, ob der Mensch „durch den Glauben, der durch die Liebe seelig werde? „würde ich ihn bitten, er soll mich mit dieser Frage „verschonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne „erwärmt, ist es eine unnöthige Frage zu forschen, ob „es das Licht oder die Bewegung thue; obgleich eine „Meinung von beyden vielleicht der Wahrheit näher „kommen könne. Nicht alles was Wahrheit ist, ist „auch nützlich. Und wie wenn ich mit **Salomo** antwortete, daß die Weisheit seelig mache? Weisheit, „Glaube und Liebe müssen beysammen seyn. **Paulus, Jacobus und Salomo** widersprechen einander

„der hierinne nicht. — An Statt, daß man gestrit-
„ten hätte, ob der Glaube oder die Liebe seelig machte,
„hätte man einander beyderseits auf das Innerste, auf
„das Reich Gottes in uns, führen sollen: so würde es
„besser stehen. Wie wenn nun einer heute aufstünde,
„und sagte: Die Hoffnung machte seelig. Was würde
„da vor ein neu Lermen werden? Meine Sittenlehre
„sagt mir: Glaube, Liebe, Hoffnung machen seelig,
„auch die Hoffnung. Wo eines mangelt, da ist das
„andere auch nicht.“ Noch eifert er gegen diejenigen, welche in diesem Leben gar von keiner Vollkommenheit wissen wollen, und lehret, die Vollkommenheit der Christen bestehe darinne, daß durch den in uns würkenden Geist Christi, der Funken vernünftiger Liebe in die Höhe über die drey lasterhaften Gemüthsbewegungen gehoben werde, und dieselben immer mehr und mehr unterdrücke; aber, weil sie von unserm Wesen selbst herrühren, so lange wir leben, nicht ganz ausrotte, sondern nur ihre herrschende Kraft benehme. — Neben der Hauptabsicht die Thomasius hierbey hatte, seine längst verdächtig gemachte Uebereinstimmung mit dem Lehrbegriffe der Evangelischen Kirche, doch ohne Theilnehmung an spitzfindigen verwickelten Fragen, darzulegen; sieht man zugleich, daß er die strengere christliche Sittenlehre zum Theil gebilligt habe, welche an den ersten Theologen zu Halle getadelt wurde, und in welcher die Behauptung von einer möglichen und nothwendigen Vollkommenheit des Christen eine Hauptstelle einnahm. In seiner philosophischen Sittenlehre aber deckte er manche Fehler der Aristotelisch-Scholastischen auf, untersuchte besonders die Natur, Vermischung und Würkung der menschlichen Neigungen scharfsinnig, trug auch sonst viel sinnreiches und brauchbares in einer angenehmen Deutlichkeit vor. Alles darunter konnte nicht gleiches Glück

bey den Lesern haben: und der damals ungewöhnliche Lehrsatz insonderheit, daß der Wille über den Verstand herrsche, zog ihm manchen Widerspruch zu.

Ein anderer Theil der praktischen Philosophie, das Recht der Natur, war vom Thomasius schon in frühern Jahren mit vorzüglichem Ruhme, in seinem oben beschriebenen Werke von der göttlichen Rechtsgelahrtheit, bearbeitet worden. Er hatte also nun sein verbessertes philosophisches Lehrgebäude, nach dem Umfange, den er demselben gab, vollendet. Aber er glaubte um die Zeit, als er seine Ausübung der Sittenlehre ans Licht stellte, bemerkt zu haben, daß der menschliche Verstand gar oft über den Kreis seiner Thätigkeit hinausschreite, und dadurch in viele Fehler gerathe. Daher suchte er, nach seinem eigenen Geständnisse, die Grenzen desselben, den Scheidungspunkt zwischen Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, zu bestimmen: und diesen meinte er am leichtesten in den Schriften der mystischen Theologen, das heißt, solcher, die nicht sowohl eine gelehrte und scharf überdachte Religionswissenschaft, als vielmehr eine durch Gebet, Betrachtungen und andere gottseelige Uebungen erworbene, auch in den lebhaftesten innern Empfindungen fühlbare und würksame Erkenntniß des Christenthums zu ihrem Eigenthum machten, zu finden. Außerdem wurden ihm auch diese Schriften von rechtschaffenen Männern, die gemeinschaftlich mit ihm, philosophische und theologische Vorurtheile bestritten, sehr empfolen. Er ließ also das lateinische Werk des Peter Poiret, einer der berühmtesten Mystiker der damaligen Zeit, von der wahren, falschen und seichten Gelehrsamkeit, zu Halle wieder drucken, und empfol es in der beygefügten Vorrede ungemein. Für einen philo-

losophischen Geist, wie Thomasius, war dieser Schritt eine merkliche und unerwartete Verirrung. Denn das eben gedachte Buch ist nicht allein ganz auf mystische Grundsätze gebauet; es führet auch auf die damit verwandte Schwärmerey der sogenannten Theosophen, oder solcher christlicher Lehrer, welche sich eingebildet haben, daß ein von Gott außerordentlich und unmittelbar in ihrer Seele angezündetes Licht ihnen eine übermenschliche Wissenschaft und Weisheit in göttlichen Dingen verschaffe. Doch Thomasius wurde theils durch seinen Widerwillen gegen die damals herrschende streitbare und zu einem frommen Gebrauche weniger eingerichtete Theologie, verführt; theils nahm er diese Liebe zur mystischen Gottesgelahrtheit von den ersten Lehrern der Theologie zu Halle an, welche große Freunde derselben waren, und mit denen er noch in einer Art von Verbindung wider ihre Gegner, die Kursächsischen Lehrer, stand.

Dieser Fehltritt des Thomasius zog einen andern nach sich: er suchte durch solche mystische und theosophische Grundsätze sogar die Philosophie, die sich doch daran begnügt, unter dem Scheine des natürlichen Lichtes nachzuforschen, vollkommener zu machen. Eigentlich gab er in seiner Philosophie der Metaphysik, oder der natürlichen Wißenschaft von Gott, der Welt überhaupt, und der Seele des Menschen, keinen Platz. Die Metaphysik der Alten, eine Lehre von den allgemeinen Grundsätzen, und von dem Wesen der Dinge, die bis zur Erkenntniß Gottes hinaufstieg, war nach und nach gleichsam in ein kunstmäßiges Wörterbuch der gemeinen philosophischen Kunstwörter verwandelt worden. Da diese in allen Wißenschaften eingeführt worden waren: so behielt auch ihre Sammlung einen nicht geringen Nutzen. Thomasius aber achtete die-

selbe desto weniger, da er jene Kunstwörter selbst weggeworfen wissen wollte. Unterdeßen sonderte er, nach der Gewohnheit der Scholasticker, die natürliche Theologie und Geisterlehre von der eigentlichen Metaphysik ab, und beschäftigte sich auch etwas mit jenen. Dieses that er auf eine ziemlich sonderbare Weise. Er hatte die Naturlehre in seinen jüngern Jahren nicht erlernt; er vereinigte sich aber mit einigen andern in Aemtern stehenden Gelehrten, um sich und ihnen dieselbe vom Friedrich Hofmann, dem nachher so berühmten Arzte, der zum Lehrer derselben zu Halle bestellt worden war, vortragen zu laßen. Vier Monathe lang hörte er ihn darüber, und sah ihn auch die nöthigen Versuche anstellen. An Statt aber seiner Lehrart zu folgen, erregte er vielmehr allerhand Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der Versuche, tadelte die unnützen darauf verwandten Kosten, und behauptete, man müße sich dieselben hauptsächlich deswegen bekannt machen, um diejenigen widerlegen zu können, die sich sehr darauf verliessen. Er warf den neuern Naturkündigern vor, daß sie ihre Unwißenheit und die Schwäche des menschlichen Verstandes nicht erkennen wollten; bemühte sich zu beweisen, daß viele Versuche unmöglich und dem gesunden Menschenverstande zuwider wären, und gab sich besonders große Mühe zu zeigen, daß sich ohne Geisterlehre keine gründliche Naturkunde denken laße.

So entstand sein **Versuch vom Wesen des Geistes, oder Grundlehren sowohl zur natürlichen Wißenschaft, als der Sittenlehre**, welchen er im Jahr 1699. herausgab. Hierinne setzte er voraus, daß die Vernunft nicht wiße, was ein Geist sey, wollte daher den Begriff von demselben aus der heiligen Schrift schöpfen, und behauptete, das Wesen desselben bestehe nicht im Denken, wie Descartes gelehrt hatte; sondern

dern im Handeln und in der Thätigkeit; so wie hingegen die Materie ein bloß leidendes Ding, und der Geist ihr entgegen gesetzt sey; aus beyden aber alle Körper zusammen gesetzt wären. Daraus schließt er, daß ein Geist ausgedehnt, zusammengepreßt, und gereinigt werden könne; daß es finstere, erwärmende und erkältende, hohe und tiefe, warme und kalte, männliche und weibliche Geister, imgleichen handelnde, aber nicht denkende, nemlich das feinste Licht und die reinste Luft, gebe; daß man einen erschaffenen Geist durch die Sinnen zu erkennen im Stande sey. Er nahm einen allgemeinen Weltgeist, und drey Theile im Menschen, den Leib, den guten und bösen Geist, an. Den Geist des Menschen setzte er aus einer Mischung von Licht, Luft und andern Körpern zusammen. Alles was sich ohne Handlung nicht denken läßt, alle thätige und bewegende Kräfte waren ihm geistig und unsichtbar. Man erstaunte darüber, daß ein Mann, der sich so oft über leere Spitzfindigkeiten, über ungewiße und unerweisliche Grundsätze, lustig gemacht hatte, sich selbst durch nichtsbedeutende Einfälle hinreißen ließ, und dagegen die mechanische oder Experimental-Physik so verächtlich behandelte. Man hat aber auch mit Recht geurtheilt, daß diese Verachtung und die Unerfahrenheit in der wahren Naturlehre sich an ihm gerächt habe. Die Schriften einer gewißen Gattung von Naturkündigern, die man die Mosaischen Philosophen genannt hat, weil sie ihre Philosophie im Moses suchten, und daher auch fanden; eines Fludd, Comenius und anderer, welche biblische Lehren und Wörter in ein geheimnißvolles Lehrgebäude von Weisheit zwangen, hatten auch den Thomasius eingenommen. Sein Eckel an der Aristotelischscholastischen Philosophie führte ihn zu einer andern, welche mehr Gründlichkeit durch die Hülfe der heiligen Schrift versprach. Er

vergaß

vergaß darüber, daß der Philosoph solchergestalt einen Sprung in ein fremdes Gebiet wage: und vielleicht hatte sich seiner, als er denselben that, noch manche Nebenabsicht und Leidenschaft bemächtigt. Unter allen seinen philosophischen Arbeiten hat keine weniger Beyfall gefunden, als eben diese.

Nach dem Jahr 1700. aber änderte sich seine philosophische Denkungsart in vielen Stücken, und besonders in den Grundsätzen des Naturrechtes. Er versicherte anfänglich in seinen Vorlesungen, eingesehen zu haben, daß das sogenannte göttliche allgemeine willkührliche Gesetz, welches er zuerst genau entwickelt, und vom eigentlichen Naturrechte unterschieden habe, eine Erdichtung sey, die er auch zuerst wieder umstürzen wolle. In einer Abhandlung, welche er unter die lateinischgeschriebenen auserlesenen Hälischen Anmerkungen setzen ließ, suchte er auch seinen ehemaligen Begriff vom Gesetze zu verbessern. Er machte einen Unterscheid zwischen Rath und Befehl; jener, sagte er, bringe eine innere Verbindlichkeit hervor, und sey für den Weisen gegeben; aus diesem aber entstehe eine äußere Verbindlichkeit, und zwingende Gewalt, die für den Thoren nöthig sey. Nun rechnete er das natürliche Gesetz zu der erstern Gattung: es sey mehr ein Rath als Befehl, glaubte er, weil die sich selbst überlassene Vernunft nicht wisse, daß sie sich Gott als einen König oder Herrn vorstellen solle, der den Uebertretern des natürlichen Gesetzes äußerliche willkührliche Strafen auflege; sondern vielmehr sehe, daß alle Strafen, die nicht unter Befehlen stünden, natürlich und uneigentlich wären, die eigentlichen würden von dem Befehlenden geordnet, und sichtbar ausgeübt; der Philosoph aber wisse nichts von einer Bekanntmachung des Rechts der Natur;

so

so wie auch der Weise sich Gott mehr unter dem Begriffe eines Vaters, als wie einen Herrn denke, weil jenes eine vernünftige, dieses eine knechtische Furcht hervorbringe. Nächstdem tadelte Thomasius den Grotius und Pufendorf, daß sie in ihren Werken über das Naturrecht zu viele Zeugnisse älterer Schriftsteller angeführt hätten, gleichsam als ob es bey den Grundsätzen desselben auf die Meinungen der Gelehrten ankomme; daß Stellen der heiligen Schrift von ihnen ganz überflüssig gebraucht worden wären; und daß sie die sittliche Natur des Menschen zu wenig beobachtet hätten. Er erklärte es auch vor einen Hauptirrthum, dem er bisher zugethan gewesen wäre, daß der Verstand über den Willen herrsche.

Diesen neuen Einsichten zu Folge, ließ er im Jahr 1705. seine Grundlegung des Natur- und Völker-Rechts in lateinischer Sprache drucken, in deren Aufschrift er unter andern sagte, daß sie zur Verbesserung seiner göttlichen Rechtsgelahrtheit bestimmt sey. Würklich reißt er darinne den Grund des eben genannten Werks gänzlich ein, indem er außer den schon angeführten wichtigen Veränderungen, auch den Grundsatz der Geselligkeit aus der Ursache verwirft, weil man grosser Umschweife nöthig habe, um daraus die Verbindlichkeit des Menschen gegen sich selbst herzuleiten, und weil er auch sonst unzulänglich sey. Statt desselben nimmt er folgende Grundregel an: „Man muß dasjenige thun, was das Leben der Men„schen dauerhaft und glücklich macht; und im Gegen„theil dasjenige unterlassen, wodurch das Leben kann „unglücklich gemacht, und der Todt beschleunigt wer„den.“ Aber er unterscheidet auch noch besonders die drey Grundsätze der Sittenlehre, (Honesti) des Wohlstandes, (Decori) und des natürlichen Rechts,

Rechts, (Iusti.) Der erste ist dieser: Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du dir auch; der zweyte: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch; und der dritte: Was du willst, das dir die Leute nicht thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. Ausserdem hat das Werk überhaupt keinen Mangel an sonderbaren Sätzen; allein manche klingen nur sonderbar, und sagen eben das, was andere Philosophen gelehrt haben. So behauptet er, daß der Wille allerdings gezwungen werden könne, weil er durch unsichtbare Kräfte der äußern Mächte gereizt oder gehindert werde; da man aber dieses nicht immer merke, so nenne man den Willen in solchem Falle frey. Der Wille verlangt, nach seiner Erklärung, nicht deswegen etwas, weil es der Verstand vor gut hält; sondern dieser hält es bloß darum vor gut, weil jener darnach verlangt. Das menschliche Geschlecht hat nicht einerley Natur. Es giebt moralische Ausdünstungen, welche die Sinnen treffen, und den Willen des Menschen rühren. Die Regel vom irrigen und richtigen Gewissen ist für das Leben nicht brauchbar. Die innere Verbindlichkeit macht den Menschen tugendhaft; die äußere aber gerecht.

Ohne Zweifel behauptete sich Thomasius durch so viele Veränderungen in Lehrsätzen, die er ehemals eifrig vertheidigt hatte, glücklich bey der einmal erworbenen Freyheit; er verleugnete auch in diesem Werke keineswegs seinen Scharfsinn. Aber ob alles Neue was er darinne vorbrachte, so vieles Aufhebens werth gewesen sey; ist auch nicht schwer zu beantworten. Der Tadel mit welchem er seine beyden grossen Vorgänger belegt, ist zum Theil ungerecht, oder übertrieben. Er selbst hütete sich nicht immer vor zweydeutigen

gen Begriffen und Wortstreitigkeiten. Auch legte er hier seine seltsame Geisterlehre zum Grunde; ob er gleich das Wort Geist selbst vermied. Es gehört übrigens zur Geschichte seiner Denkungsart zu dieser Zeit, die auch bey dem eben beschriebenen Werke ihre Würkung that, daß er theils in der Vorrede zu einer deutschen Uebersetzung von dem Kriegs- und Friedensrechte des Grotius, theils in der Vorrede zu der zweyten Ausgabe von Poirets eben genanntem Buche, über dieses, den Werth der Vernunft und die mystische Theologie, ganz anders urtheilte als ehemals. Er schrieb am letztern Orte, daß er diese Theologie deswegen nicht mehr empfelen könne, weil er aus der Kirchengeschichte gelernt habe, daß sie eben sowohl als die scholastische, sich in eine Beherrschung der Gewissen endige, und auf Verwerfung des Gebrauchs der gesunden Vernunft, auf blinde Abhängigkeit von dem Ansehen anderer, auch der unvernünftigsten Menschen, ziele. Die versprochenen Früchte derselben zeigten sich auch nicht an den lebenden Mystikern; theils in Ansehung der so sehr gepriesenen erfundenen Wahrheit, theils in der Besserung des Gemüthes und der Sitten. Er habe gefunden, daß sie in allgemeinen, dunkeln und wenig begreiflichen Ausdrücken übereinkämen; daß sie nicht unglücklich in der Entdeckung fremder Fehler wären; in ihren besondern Sätzen aber eben sowohl uneins wären, als die Gelehrten anderer Sekten. Von Neid, Eifersucht und Neigung zu verketzern, wären sie eben so wenig frey. Einen desto größern Nutzen habe er von dem Gebrauche des natürlichen und übernatürlichen Lichtes, besonders von dem sorgfältig beobachteten Unterschiede zwischen beyden, empfunden. Lockens Buch vom menschlichen Verstande habe ihm vorzüglich die Augen geöffnet, und er habe daraus gelernet, sich vor der Schwärmerey in Acht zu nehmen.

men. — Man sieht ohne viele Mühe, daß er unter dem Nahmen der noch lebenden Mystiker die Hällischen Theologen verstanden habe, mit denen er sich um diese Zeit veruneinigt hatte, und denen er darauf sowohl als ihren Freunden nicht immer mit philosophischer Mäßigung in seinen Schriften begegnete. Diese Veränderung in seinen Gesinnungen hatte, wie es unvermeidlich war, selbst in sein philosophisches Lehrgebäude einen nicht unerheblichen Einfluß.

Aus den bisher beschriebenen Büchern und Grundlehren des **Thomasius**, kann man sich ohngefähr einen zusammenhängenden Begriff von demjenigenigen machen, was er zum Besten der Philosophie gethan und versucht hat. Freyheit, schärfere Untersuchung der Grundsätze und der menschlichen Natur, Deutlichkeit und Gemeinnützlichkeit, waren bey dieser Arbeit einige seiner vornehmsten Absichten; aber die Zerstörung der Aristotelischscholastischen Philosophie gieng vor allen andern her. Er bediente sich der philosophischen Schriften einiger großen Neuern sehr wohl; war hingegen weniger glücklich in demjenigen was er selbst Neues erfand. Wenn ihm die Philosophie überhaupt viel schuldig ist: so hat sich die Metaphysik desto mehr über ihn zu beklagen. Allein sie wurde auch noch zu seinen Zeiten, freylich in einer sehr verbeßerten Gestalt, in ihre würdigern Rechte vom **Leibnitz** und **Wolf** wieder eingesetzt.

Die philosophischen Lehrbücher des Thomasius sind es jedoch nicht allein, wo man seine Verdienste um diese Wißenschaft suchen muß. Oft werden solche Bücher bald vergeßen: zumal wenn sie nicht gewiße bleibende Annehmlichkeiten des Vortrages, eine eben so unveränderliche Zierde und Stärke an mannich-

nichfaltiger Gelehrsamkeit besitzen; noch mehr, wenn das Lehrgebäude ganz oder zum Theil fällt, das dadurch fortgepflanzt werden soll. Auch die Lehrbücher des **Thomasius** haben durch diese Umstände zeitig gelitten. Aber er that zugleich, was jedem wahren Philosophen wichtiger ist, als bloßes Compendienschreiben, und was ihn auch verehrungswürdiger bey der Nachwelt macht: er philosophirte über jede Wissenschaft, mit der er sich beschäftigte, und half zuerst den allgemeinen **philosophischen**, oder schärfer und freyer untersuchenden und urtheilenden **Geist** in einem Theil von Deutschland einführen, der seitdem zu so vieler Stärke gelangt ist. In allen seinen übrigen Schriften trifft man Spuren desselben an; aber einige darunter, welche philosophische Abhandlungen, oder daran gränzende Aufsätze, und Beyträge zur **Geschichte der Philosophie** enthalten, verdienen hier sogleich seinen Lehrbüchern an die Seite gesetzt zu werden.

Eine seiner ersten academischen Schriften zu Halle, die zuerst lateinisch erschienen, nachmals aber unter der Aufschrift: **Churbrandenburgischer Unterthanen doppelte Glückseeligkeit, so sie wegen des durch Churfürstliche scharfe Edicta verbesserten geistlichen und weltlichen Standes zu geniessen haben, in seine auserlesene und in Deutsch noch nie gedruckte Schriften eingerückt** worden ist, gehört mehr hieher, als ihr Titel anzuzeigen scheint. **Thomasius** behauptete darinnen, daß alle drey Hauptstände einer guten Reformation vonnöthen hätten; von der Verbesserung des geistlichen Standes aber sey vornemlich der Anfang zu machen, wie solches auch durch den Kurfürsten von Brandenburg, **Fridrich Wilhelm den Großen**, geschehen sey. Dieser Stand sey hauptsächlich durch die böse Gewohn-

heit einer eingebildeten Untrüglichkeit, und daraus entspringenden Eifers, diejenigen so anders gesinnt sind, zu verleumden, verdorben worden. Aber in den Kurfürstlichbrandenburgischen Ländern sey diesen Ausschweifungen durch die eingeführte und nachdrücklich erhaltene Verträglichkeit der Protestanten unter einander, ein Ziel gesetzt. Eben daselbst habe der weltliche Stand dadurch unter andern vor kurzem viel gewonnen, daß die aus einer fälschlich geglaubten Ehre so häuffig entstandenen Zweykämpfe gänzlich unterdrückt worden wären. Thomasius entwickelt hier die Ursachen sehr wohl, warum solches bisher durch so viele Verordnungen nicht habe bewerkstelligt werden können, und beantwortet manches, was zur Rechtfertigung der Zweykämpfe ausgesonnen worden ist.

Im Jahr 1693. ließ er nicht nur eine Historie der Weisheit und Thorheit in drey Theilen in Oktav, sondern auch ein lateinisches Buch mit völlig gleichem Titel, (Historia Sapientiae et Stultitiae) und eben so abgetheilt, drucken. Beyde Werke sind zwar eines sehr vermischten Inhalts; aber durchaus in einem freyen forschenden Muthe geschrieben, und fassen auch viele fremde schätzbare Aufsätze, besonders vom Jacob Thomasius, in sich. Unter den von ihm selbst herrührenden ist eine Erläuterung seiner Wissenschaft, von den Gemüthern und Gedanken anderer Menschen zu urtheilen, an dem Charakter der drey Könige, Saul, David und Salomo; ingleichen ein Beweis, daß man in Dingen, die man nicht völlig begreiffen kann, am besten thue, sein Urtheil zurück zu halten.

Noch in eben demselben Jahre gab er das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophi, oder das Leben des Socrates aus dem Französischen

zösischen des Charpentier übersetzt, und um gleiche Zeit den Kern wahrer und nützlicher Weltweisheit, ehedessen vom Xenophon in Beschreibung der merkwürdigen Dinge des Socrates vorgestellt, ebenfals aus der französischen Uebersetzung des gedachten Schriftstellers, ins Deutsche gebracht, heraus. Wenn gleich Thomasius bey diesen Uebersetzungen die eigentlichen reinen Quellen vorbeygieng, und dem Charpentier manches fehlerhafte nachsagte; so machte er doch überhaupt damit Deutschland kein schlechtes Geschenk. Es sollten auch diese Schriften, wie er sich versprach, zur Unterdrückung des bisherigen falschen Geschmacks in der Philosophie und übrigen Gelehrsamkeit das ihrige beytragen. Die Uebersetzungen an sich sind für seine Zeiten nicht zu verachten. Doch folgt er seiner Gewohnheit, manches in der Absicht zu verheutigen, um den Eindruck davon zu verstärken. Socrates spricht von Florkapen und Fontangen, nennt die Theodota sein gnädiges Fräulein, und wird hinwiederum von ihr mit dem Ehrennahmen Monsieur und Herr Professor belegt.

Als die Lehrer der Universität Halle, bald nach ihrer Stiftung, unter sich und mit den dortigen Predigern in viele Mißhelligkeiten geriethen, that sich Thomasius öffentlich im Jahr 1694. durch seine philosophische Gesinnungen in folgender Schrift hervor: Seinem Durchl. Landesherrn seine unterthänige Liebe zu bezeigen, lieset D. Chr. Th. über der von höchstgedachter Sr. Kurf. Durchl. — denen gesammten Professoribus so theuer anbefohlnen Einigkeit, sich selbst eine nachdrückliche und scharfe Lection. Hier bekannte er unter andern, daß er zwar vom Geldgeitze durch Gottes Gnade nicht eben allzu starke Versuchungen habe; aber

er redet sich darauf selbst an: „Mein, wie stehet es „wohl um den Ehrgeiz? Du ziehest die Schultern: „denn dein jäher Zorn, deine stachlichte Schreibart, „deine Fähigkeit zu arbeiten, deine Kühnheit, ja dein „ganzes Leben zeiget an, daß dich der Point d'Hon„neur von Jugend auf ziemlich verführet, und der „Leitstern deines meisten Thun und Lassen gewesen." In der Folge gesteht er noch, daß sich eine festgewurzelte Neigung zur Wollust bey ihm finde.

Würklich scheint er zeitig und ernstlich an der Besserung dieser seiner Fehler, und besonders seiner überaus hitzigen und beleidigenden Schreibart, gearbeitet zu haben. Aber nur hier verließ ihn gewissermaaßen die Philosophie: er nahm daher nach und nach seine Zuflucht zum Christenthum. In der Vorrede zu seiner Schrift vom Wesen des Geistes, rühmte er dankbarlich die guten Vermahnungen, die ihm Spener in Sachsen gegeben habe, da er noch in der Thorheit der satyrischen Schriften stack; ob er es gleich damals nicht begriffen habe: und er setzt hinzu, daß ihm das Gebet welches dieser würdige Mann für ihn thue, lieber sey, als grosse Ehre und Geschenke eines mächtigen Fürsten. In seinen Ostergedanken aber vom Zorn und der bittern Schreibart, wider sich selbst, die er besonders drucken ließ, und auch unter seine gesammlete kleine deutsche Schriften gesetzt hat, kündigte er eine gänzliche Aenderung in dieser seiner bisherigen übeln Neigung an. Nach einem langen Streite zwischen Geist und Fleisch über die Frage, ob nicht nur die satyrische, sondern auch überhaupt alle bittere Art zu schreiben, unrecht sey, erkennt er unter der Person des Fleisches, daß er unrecht daran gethan habe, sich einer solchen Schreibart zu bedienen, bezeigt sein Leidwesen und Abscheu darüber,

ber, und verspricht, durch Beystand göttlicher Gnade davon völlig abzulassen. Er bittet zugleich alle diejenigen demüthig und ernstlich um Verzeihung, die er dadurch heimlich oder öffentlich beleidigt, zum Zorne gereitzt oder geärgert habe, versichert gewiß zu seyn, daß ihm Gott diese Sünde vergeben; hofft aber auch, daß andere Gott dafür danken, und für ihn beten werden. Endlich bittet er jedermann, wegen seiner bisherigen Schreibart die Wahrheit selbst, die er mit Anzüglichkeit oder Bitterkeit vorgetragen, nicht zu lästern; sondern den Kern von der bittern Schale wohl zu unterscheiden, auch, wenn er in etwas sollte geirrt haben, ihm solches ohne Bitterkeit und Zorn, ob er gleich denselben verdient hätte, bescheiden zu erkennen zu geben. Man hat nicht die geringste Ursache, alle diese Betheurungen von einem Manne der bis zum Fehler offen und freymüthig war, vor den Kunstgriff eines Heuchlers zu halten. Dennoch ist es gewiß, daß er auch, nach dieser so feyerlichen Erklärung, oft genug in seine alte spöttische und beissende Schreibart zurück gefallen ist: entweder, weil die eingewurzelte Gewohnheit über seinen ernsten Vorsatz siegte; oder weil er zu häuffig gereitzt wurde, um ihr die Rückkehr versagen zu können. Man sagte daher, seine Osters gedanken wären nur Gedanken, die er in den Osterfeyertagen, aber nicht im übrigen Jahre, hätte.

Man kann zu seinen philosophischen Arbeiten auch verschiedene Abhandlungen rechnen, die er in die auserlesenen Hällischen Anmerkungen, ein lateinisches Werk, welches er mit dem berühmten Theologen Buddeus gemeinschaftlich seit dem Jahr 1700. herauszugeben anfieng, und woran nachmals auch andere Theil nahmen, einrückte. Einige darunter betreffen den Zustand und die nöthige Verbesserung der

öffentlichen Schulen; andere die Natur des Menschen, die Freyheit des Willens, die Zurechnung zur Strafe, und die wesentliche Beschaffenheit des göttlichen und menschlichen Gesetzes. Besonders aber machte er darinne viele Aufsätze seines Vaters über die Philosophie und die alte philosophische Geschichte bekannt. Wie geschickt er demselben in der eben genannten Geschichte, selbst aus neuern Zeiten, wo die Freymüthigkeit schwerer wird, nachzuahmen wisse, zeigte er besonders in seiner lateinisch geschriebenen **vollständigern Geschichte des Naturrechtes**, die im Jahr 1719. ans Licht trat. Er zog in diesem Buche manche geheime unbekannte Nachrichten ans Licht, und urtheilte meistentheils eben so scharfsinnig, als er mit sorgfältigem Fleisse erzählte.

Nichts empfielt jedoch die Philosophie des **Thomasius** mehr, als daß er sie zu der wohlthätigen und gemeinnützlichen Absicht angewandt hat, **den Aberglauben** seiner Zeit zum Theil zu stürzen. Er war nicht der erste, der dieses versuchte: in England und Holland hatte man früher daran gearbeitet. Auch selbst in Deutschland hatte er einige Vorgänger hierinne gehabt; aber so viel Muth und Glück waren daselbst noch nicht verbunden gewesen. Es war natürlich, daß eine Menge abergläubischer Meinungen und darauf gegründeter Handlungen sich lange Zeit auch unter den Protestanten erhielten; obgleich die Reformation auch darauf vorzüglich gerichtet war, daß jede willkührliche, aus Unwissenheit, Einbildungskraft, Absichten und Leidenschaften entsprungene Denkungsart von Gott, der Geisterwelt und der Religion, unterdrückt werden sollte. Die Menschen lieben das Seltsame und Wunderbare von dieser Art, die geheimen Ursachen, die sie selbst erfunden haben wollen, und

die

die verjährten Sagen oder Aussprüche ihrer Vorfahren zu sehr, als daß sie darüber ein neues Licht begehren sollten. Es gab daher noch so viele ungereimte oder unerweisliche Vorstellungsarten von Religionsmaterien, natürlichen Veränderungen und Vorschriften des gemeinen Lebens, daß mehrere Gelehrte Geschäfte genug finden konnten, sie auszurotten.

Darunter aber wählte Thomasius hauptsächlich die herrschende Meinung von der Zauberey und dem Bündnisse mit dem Teufel. Beym Antritte seines Lehramtes zu Halle, hegte er davon noch völlig den gewöhnlichen Glauben. Als daher im Jahr 1694. gewisse Hexen-Akten an seine Facultät geschickt wurden, die ersten, welche ihm Zeitlebens zu Gesichte gekommen waren, und er davon einen Auszug machen mußte, damit die Facultät nach seinem Berichte ihr Urtheil darüber fällen könnte: gieng er auf das sorgfältigste den ordentlichen Weg. Nach den Vorschriften Benedikt Carpzovs, und anderer angesehener Rechtslehrer, oder Schriftsteller von der Zauberey, trug er darauf an, daß die als eine Hexe angeklagte Weibsperson mit einer mäßigen Pein oder Tortur zu belegen sey. Allein seine Amtsgenossen in der Facultät liessen ihn vielmehr aus seinem eigenen Berichte den gemeinschaftlichen Schluß entwerfen, daß wider die Beklagte, in Ermangelung anderer Anzeichen, ferner nichts vorzunehmen, und sie vielmehr der Gefangenschaft zu entlassen sey. Thomasius ärgerte sich darüber, daß ihm sein erster Hexen-Proceß so schlecht gerathen war; aber dieser Verdruß war, (wie er bey der Erzählung dieser Sache, im Ersten Theil seiner Juristischen Händel schreibt,) nicht gegen seine Collegen, sondern gegen sich selbst, gerichtet. Er erkannte nemlich, daß er, seinen eigenen in Schriften

vorgetragenen Lehren zuwider, sich durch die beyden Hauptvorurtheile, menschliches Ansehen, und Uebereilung, habe verführen lassen. Noch mehr verdroß es ihn, daß er, sobald er die Gegengründe seiner Collegen hörte, sogleich von ihrer Wichtigkeit überzeugt wurde, und nichts darauf antworten konnte. Sie bestanden darauf, daß das Zeugniß einer Person, die als Hexe verbrannt worden, wider die Beklagte nicht hinlänglich sey, wenn gleich jene bis an ihren Todt dabey geblieben wäre; und daß die übrigen Zeugen in ihrer eigenen Angelegenheit, auch unter andern verdächtigen Umständen, nichts weiter als einigen Verdacht gegen dieselbe erregten, wegen welches sie bloß die Gerichtskosten zu erstatten schuldig sey.

Seitdem solchergestalt das freyere Nachdenken des **Thomasius** über diese Materie rege gemacht worden war, las er auch solche Schriftsteller, welche dasselbe noch mehr beförderten. Endlich ließ er im Jahr 1701. unter seinem Vorsitze eine lateinische Abhandlung **vom Verbrechen der Zauberey** vertheidigen. Sie wurde im folgenden Jahre unter der Aufschrift: **Kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberey**, deutsch gedruckt: und nicht lange darauf stellte sie **Johann Reich**, der sie nach den Grundsätzen seines Lehrers geschrieben hatte, um durch ihre Vertheidigung Licentiat der Rechte zu werden, mit Erläuterungen aus anderer Gelehrten Schriften, nebst einigen gerichtlichen Akten, die Zauberey betreffend, abermals ans Licht. **Thomasius** selbst gab sie im Jahr 1717. mit seiner Vertheidigung, auch sonst vermehrt, heraus: und sie ist eine von seinen Schriften, die das meiste Aufsehen gemacht haben.

Zuerst zeigte er einige grobe Fehler derjenigen Schriftsteller an, welche die damals herrschende Meinung von der Zauberey vor andern behauptet haben, und

und beschreibt darauf die derselben entgegenstehenden Gedanken einiger wenigen Gelehrte seit dem sechszehnten Jahrhunderte. Um die Mitte des siebzehnten wurde der Jesuit Spee, doch ohne sich zu nennen, ein nützlicher Lehrer für einen Theil von Deutschland, indem er durch seine lateinisch geschriebene peinliche Vorsichtigkeit beym Hexenprocesse, den Grund zur Verminderung desselben legte. Die Schutzschrift des Franzosen Naudäus für die grossen Männer, welche fälschlich der Zauberey beschuldigt worden sind, öffnete auch manchem die Augen. Am Ende des Jahrhunderts gieng der holländische Prediger Balthasar Becker in seiner Bezauberten Welt noch weiter, indem er dem Teufel alle Macht einige Würkungen hervorzubringen, absprach. Von ihnen und den übrigen die auf gleichen Weg geriethen, entfernte sich Thomasius. Er gab zu, daß ein Teufel außerhalb der Menschen sey, und von außen, doch aber innerlich, und unsichtbar, in den Gottlosen würke. Hingegen leugnete er, daß es Hexen und Zauberer gebe, die einen Bund mit dem Teufel machten, und erklärte dieses vor ein Mährchen, das aus dem Judenthum, Heydenthum und Pabstthum zusammen geblasen, und durch den ungerechtesten, bisher so gemeinen Hexen-Proceß bestätigt worden sey. Er glaubte nicht, daß man mit Hülfe der Aristotelischen, oder einer andern damals gewöhnlichen Philosophie, Beckers Lehrsätze widerlegen könne; wohl aber getrauete er sich dieses mit der uralten Philosophie in der Geisterlehre, welcher er selbst folge, zu thun; indem er wisse, daß der Teufel ein Fürst der Finsterniß und der Luft sey, das ist, ein geistliches oder unsichtbares Wesen, welches auf eine geistliche oder unsichtbare Weise vermittelst der Luft, oder natürlicher wässerichter oder irdischer Theilchen, in den gottlosen Menschen würkte.

Daß der Teufel den Menschen nicht in leiblicher Gestalt erscheine, sich mit ihnen nicht verbinde, und auf manche Art belustige, oder sich dieselben zu seinem gänzlichen Eigenthum mache, das bewies **Thomasius** mit folgenden Gründen. **Erstlich** sagte er, der Teufel hat niemals einen Leib angenommen, und kann auch keinen annehmen; mithin kann er auch leiblicher Weise keine Bündnisse errichten, noch die Hexen in der Gestalt eines Bocks auf den Blocksberg führen, und andere ähnliche Dinge vornehmen. Die Unmöglichkeit von diesem allen leitet er eigentlich aus seiner Lehre vom Wesen des Geistes her, die bereits oben vorgestellt worden ist. Da er die Luft vor einen Geist hielt; so mußte er freylich leugnen, daß der Teufel vermittelst der Luft einen Körper anzunehmen im Stande sey. Was die Versuchung **Christi** durch den Teufel betrifft: so glaubte er nicht, daß ihm dieses Beyspiel entgegen gesetzt werden könne. Er erinnerte dabey, daß wahrscheinlicher Weise in dieser Geschichte unter dem Satan, wie auch sonst in der heiligen Schrift, ein Mensch verstanden werden müsse; daß es ein kindisches Vorurtheil sey, zu glauben, **Christus** sey durch die Luft auf die Spitze des Tempels geführt worden; daß, wenn es auch der Teufel gewesen wäre, nicht bewiesen werden könne, daß er in leiblicher Gestalt erschienen sey. Zugleich beklagte er, daß der päbstliche Aberglaube, durch die Catechismus- und Evangelien-Bilder, in der Lutherischen Kirche unter den Kindern immer fortgepflanzt werde. **Zweytens**, fuhr er fort, wenn der Teufel einen Leib annehmen könnte: so wäre der Ausspruch **Christi** falsch, daß ein Geist weder Fleisch noch Bein habe; und der Beweis, womit er die Jünger überzeugen wollte, daß es sein eigener Leib sey, wäre ungereimt gewesen. Den **dritten** Grund nimmt er davon her, weil der Teufel die Kraft

und

und die Ordnung der unsichtbaren Natur nicht hindern noch aufheben, mithin auch keinen Leib annehmen, keinen Menschen durch die Luft führen oder Wetter machen könne. Er beruft sich viertens darauf, dasjenige was man bald von einer grossen Gewalt des Teufels, bald von seiner Ohnmacht und leichten Vertreibung vorgebe, hänge nicht wohl mit einander zusammen. Endlich setzt er hinzu, daß weder auf der Seite des Teufels, noch des Menschen, der geringste Nutzen von dem zwischen beyden zu errichtenden Bündnisse zu erwarten sey, und daß die Menschen insonderheit alles das ohne Hülfe des Teufels erlangen können, was sie durch ihr Bündniß mit ihm suchten, auch diejenigen welche solches eingehen, ihm schon ohnedieß zugehörten.

Bey der Untersuchung des Ursprungs dieser Fabel, wie sie Thomasius nennt, wirft er den Kirchenvätern vor, daß sie jüdische und heydnische Lehren dieser Art mit dem Christenthum vermengt, falsche Auslegungen der heiligen Schrift gemacht, und vorzüglich durch den Einfall von den Heyrathen der Engel und Menschen mit einander, Gelegenheit zu diesem Irrthum gegeben hätten. Er zeigt ferner, wie man in den mittlern Zeiten die Lehre von der Zauberey zur Unterstützung der geistlichen Gewalt genützt; wie die Lehrer des bürgerlichen Rechts gewisse darinne enthaltene Gesetze von den Zauberern falsch verstanden, und überhaupt sich nach dem geistlichen Rechte gerichtet haben; daß die Stifter der Reformation diesen alten Vorurtheilen noch ziemlich zugethan gewesen; daß aber durch die Cartesianische Philosophie denselben in Deutschland einiger Abbruch geschehen sey; so daß die Hexen-Processe unter den Protestanten seltner zu werden anfiengen. Ein wahrscheinliches Anzeichen von diesem

Laster

Laſter kann es nach ſeiner Meinung gar nicht geben. Wenn gleich tauſend Hexen, entweder durch die Marter genöthigt, oder freywillig etwas dergleichen bekenneten; ſo wäre es doch eben ſo wenig glaubwürdig, als wenn tauſend Weiber auſſagten, daß ſie in dem Himmel geweſen wären, und mit dem heiligen Petrus getanzt hätten. Die Rechtsgelehrten hätten auch die Anzeichen der Zauberey bloß den päbſtlichen Ketzern-Inquiſitoren nachgeſagt. Endlich hält er es vor das rathſamſte, daß die Landesherren künftig gar keine peinliche Unterſuchungen über das gedachte vermeinte Laſter anſtellen laſſen.

Etwas ausführlicher erklärte er ſeine Gedanken über dieſe Sache, in der Erinnerung wegen ſeiner künftigen Winterlectionen, die er im Jahr 1702. drucken ließ. Hier gab er zu, daß ein Teufel ſey, den er vor die allgemeine Urſache des Böſen, folglich auch von dem Sündenfalle der erſten Menſchen, halte; daß Zauberer und Hexen wären, die den Menſchen und dem Vieh auf verborgene Weiſe Schaden zufügten; daß auch Kryſtallenſeher, Beſchwörer, und die mit abergläubiſchen Sachen und Seegenſprechen allerhand wunderliche Dinge verrichteten, wären. Er behauptete weiter, daß von dieſen Leuten etliche Dinge verrichtet würden, die nicht vor Gauckeleyen und Betrügereyen zu halten, auch nicht den verborgenen Würkungen der natürlichen Körper und Elemente füglich könnten zugeſchrieben werden; ſondern muthmaaßlich vom Teufel herkämen. Zuweilen, fuhr er fort, kämen einige Dinge vor, da man nicht anders ſagen könnte, als daß ſie von einer höhern als menſchlichen Macht herrührten, und doch Gott und ſeinen guten Engeln nicht könnten beygelegt werden; wie wenn aus dem menſchlichen Leibe allerhand natürliche, ſonderlich aber künſtliche

Dinge,

Dinge, als Zwirn, Stecknadeln, Scherben, Haare, und dergleichen, und zwar in großer Menge, aus Oertern welche dieselben nicht faßen könnten, hervorkämen. Er lobte es, daß man Krystallenseher, und ähnliche vorher genannte Leute in einer wohlbestallten Republick nicht dulde, auch wohl nach Gelegenheit schärfer strafe; daß man diejenigen Zauberer und Hexen, die den Menschen auch nur auf eine verborgene Weise schadeten, am Leben straffe; wenn auch übrigens der Schade vermittelst sonst unbekannter und geheimer Kräfte der Natur geschehen; oder wenn auch würklich kein Schaden darauf erfolgt wäre, sondern sie nur, so viel an ihnen gewesen, solche mit ihren Beschwörungen und Gauckeleyen zu thun versucht hätten. Hingegen leugnete er, daß der Teufel Hörner, Klauen und Krallen habe, oder sonst aussehe, wie man ihn abmahle, und alles übrige, was von seiner Sichtbarkeit und Handlungen mit den Menschen vorgegeben werde. Alles dieses wären Erfindungen müßiger Leute, oder falsche Erzählungen derer die andere betrügen wollten, um sich ein Ansehen zu geben, oder Geld von ihnen zu bekommen; zuweilen melancholische Eingebungen, oder durch den Henker erpreßte Aussagen. Die gegenseitige gemeine Meinung gewinne nichts dadurch, wenn er gleich zugebe, daß durch Aberglauben und Seegensprechen allerhand wunderliche Sachen geschähen; daß etliche Krankheiten vom Teufel herrührten, und von den Zauberern durch Hülfe deßelben hervorgebracht würden. So wie aber der bisherige Hexen-Proceß nichts getaugt habe, weil man bey demselben ein gar nicht vorhandenes Bündniß mit dem Teufel zum Grunde legte: so müße auch sehr behutsam verfahren werden, wenn man die Leute beschuldigen wolle, daß sie durch Hexerey Schaden gethan hätten, indem viel Beweis dazu gehöre, und die gemeinen Anzeichen, auch die so in

der peinlichen Halsgerichts-Ordnung vorgeschrieben worden, nicht richtig wären. Sonderlich aber gehörten bey den wunderlich und übernatürlich scheinenden Krankheiten große Untersuchungen dazu, ob nicht ein Betrug dahinter stecke; welchem nicht entgegen sey, daß viele gelehrte und glaubwürdige Leute die Sache bezeugten, wenn es auch gleich Doctoren der Arzneykunst wären, indem solche Männer eben sowohl, wo nicht eher, betrogen würden, als andere. Er glaube gewiß, daß unter den vorgegebenen übernatürlichen Krankheiten die meisten mit Betrügerey vergesellschaftet wären; müße auch bekennen, daß, ob er gleich, wenn er sähe, daß aus eines Menschen Ohr nach einander eine ganze Schüßel voll Hechtzähne gezogen würde, anfänglich selbst sagen dürfte, die Sache sey durch Hülfe des Teufels und Hexerey zugegangen, er dennoch, wenn die Sache scharf getrieben werden sollte, nicht wüßte, was er demjenigen zu antworten hätte, der ihm einwendete, daß man dergleichen Krankheit deswegen nicht vor natürlich hielte, weil es etwas Widersprechendes sey, daß das menschliche Gehirn solche Dinge, und zwar in solcher Menge in sich faßen könne. Nun könne aber auch der Teufel nichts Widersprechendes zuwege bringen. Bey solchen Umständen wolle er lieber sagen, er wiße nicht, wie die Sache zugehen sollte, als daß er spräche, der Teufel thue es. Gesetzt auch, es sey ausgemacht, daß die Sache vom Teufel herkomme; so könne doch darauf der Hexen-Proceß nicht gegründet werden. Denn es sey nun hier wieder die Frage, wer der Hexenmeister sey, der dem Patienten die Krankheit zuwege gebracht habe, und auf welche Art ein Richter deßen gewiß seyn könne? Er nennt zuletzt den gehörnten leiblichen Teufel mit der Pechkelle und seiner Mutter, eine bloße Erfindung der päbstlichen Pfaffen, deren größtes Geheimniß sey, die Leute

mit

mit solchen Teufeln fürchten zu machen, und Geld zu Seelenmeßen, reiche Erbschaften, und Stiftungen zu Klöstern, oder andern frommen Anstalten, heraus zu locken, auch unschuldige Leute, die dem Pabste nicht schlechterdings gehorchen wollten, als ob sie Zauberer wären, die den Leuten Schaden thäten, verdächtig zu machen. Christus habe die Sünder nicht mit solchen Teufeln bekehret, und die Apostel hätten bey ihren Predigten keine Lehrgebäude gebraucht, darinne der Teufel der Eckstein wäre, daß, wenn man denselben hinwegnehme, das ganze Gebäude umstürzen müße.

Vermuthlich hat man diese lange Stelle, die größtentheils mit den eigenen Worten des Thomasius ausgedrückt ist, und sowohl seine, als seiner Zeiten Denkungsart aufklärt, nicht ungerne gelesen. Zwar beweiset er darinne nicht alles, was er sich zu beweisen vorgesetzt hatte: wie insonderheit, daß der Teufel unmöglich einen Leib annehmen könne. Ueberhaupt hat er tüchtige und unzulängliche Gründe unter einander gemengt. Er dringt auch noch nicht tief genug in die Beurtheilung von allem demjenigen ein, was man damals zur Zauberey zu rechnen gewohnt war. Aber es war viel, und mehr als man zu seiner Zeit erwarten konnte, diese unglücklich fruchtbare Gattung des Aberglaubens mit solcher Stärke und Freymüthigkeit angegriffen und erschüttert zu haben. Würklich sah er doch in der Hauptsache sehr richtig: und in Ansehung der Ursachen übernatürlich scheinender Begebenheiten, wenn gleich nicht ganz ohne Zweifel, doch weiter und beßer, als noch viele unserer Zeitgenoßen, die sogar unter dem Ansehen einer philosophischen Miene, Krankheiten und Gaukelspiele auf die Rechnung des Teufels gesetzt haben. Ihm hat es das Protestantische Deutschland insonderheit zu danken, daß die abscheulichen Hexen-

renproceße, durch welche ehemals viele tausend Menschen, Freyheit, Gesundheit und Ehre, aber noch häufiger das Leben verloren hatten, seitdem gar bald abgeschafft worden sind. Um die Menschen solchergestalt zu quälen und zu verfolgen, brauchten die Richter des siebzehnten Jahrhunderts nichts mehr, als die auf alte Vorurtheile gebaueten Anordnungen des peinlichen Rechts; Anklagen feindseelig gegen einander gesinnter Personen, deren Einbildungskraft oft eben so ausschweifend, als ihr Verstand zerrüttet war; lächerliche Vermuthungsgründe, abentheuerliche Erzählungen, und einen hohen Grad von Leichtgläubigkeit, die durch einen hitzigen Verfolgungsgeist, und Begierde, den Beklagten schuldig zu finden, desto mehr angefeuert wurde, weil dieser die Sache der Religion selbst zu führen vermeinte. Man erschrickt, wenn man die unsinnigen Thorheiten lieset, welche man damals zu Vorschriften der Gerechtigkeitsübung aus Menschen heraus gemartert, niedergeschrieben und allgemein geglaubt hat. Alte Frauen aus dem gemeinen Haufen waren dabey der meisten Gefahr ausgesetzt; sie kamen durch rothe Haare, widerwärtige Gesichtsbildung, geheimes vortheilhaftes Gewerbe, pöbelhafte Kunststücke, und unbesonnenes Weibergeschwätze, gar leicht in den Verdacht der Hexerey: und von demselben war der Uebergang zum Scheiterhaufen schnell genug. So fehlte noch im Jahr 1694. wenig daran, daß eine Frau in den Dänischen Deutschen Ländern mit der Tortur bloß deswegen belegt wurde, weil ein Mägdchen von neun Jahren dieselbe beschuldigte, daß sie von ihr gelernt habe, Mäuse zu machen. Nun fieng man an, sich aller dieser unmenschlichen Ungereimtheiten zu schämen: und das weibliche Geschlecht konnte seit den Zeiten des Thomasius, wie der große Enkel seines damaligen Landesfürsten schreibt, in aller Sicherheit alt werden.

Er

Er suchte aber, nachdem er erst diesen Anfang gemacht hatte, noch mehr, und bey verschiedenen Gelegenheiten, dazu beyzutragen, daß dieser grobe, des Christenthums so unwürdige Irrthum, nach welchem der Teufel zu einem beständigen Schröckbilde der Menschen, zu ihrem gefährlichsten Verführer, und viel zu furchtbaren Feinde gemacht worden war, ausgerottet würde. Eine Fortsetzung seiner vorhergedachten Abhandlung war diejenige, welche er im Jahr 1712. von dem Ursprunge und Fortgange des Inquisitionsprocesses gegen die Hexen lateinisch herausgab, und die nachher auch deutsch gedruckt worden ist. Da die erstere öffentliche und heftige Gegner gefunden hatte: so bemühte er sich in dieser, eben dieselbe Materie, wie er sagt, so vorzutragen, daß die Ueberzeugung der Kurzsichtigen noch leichter befördert werden möchte. Er zeigte nemlich, daß der gedachte Proceß nicht älter sey, als das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, da er von dem Pabste Innocenz dem achten durch eine besondere Bulle eingeführt worden sey: und er machte es durch eine angenehme Geschichte der Meinungen, auf welche sich derselbe gründet, ingleichen der christlichen Schriftsteller, in denen Spuren davon angetroffen werden, faßlich genug, daß die Lehre vom Bündnisse mit dem Teufel, und andern dazu gehörigen Einbildungen, keineswegs aus der christlichen Religion selbst herstamme. Einzeler Stellen und Abhandlungen in verschiedenen seiner Werke, besonders in seinen Juristischen Händeln, nicht zu gedenken, worinne er alles dieses zu bestätigen suchte, veranstalte er besonders eine Uebersetzung von manchen in England über diese Materie herausgekommenen Büchern. Denn daselbst, so wie in Holland, wurde der gemeine Glaube von der Zauberey, und andern Erscheinungen aus dem Geisterreiche, gegen den

Anfang des jetzigen Jahrhunderts, noch freymüthiger und scharfsinniger als im vorigen, bestritten; ob es gleich erst ohngefähr vierzig Jahre sind, daß man in dem ebengedachten Reiche die Hexenprocesse völlig abgeschafft hat. So begleitete Thomasius die im Jahr 1719. bekannt gemachte Uebersetzung von Johann Websters Untersuchung der vermeinten und sogenannten Hexereyen, mit einer weitläufigen und lehrreichen Vorrede. Eben das that er im Jahr 1726. bey Franz Hutchinsons Versuch von der Hexerey, und fünf Jahre vorher bey Johann Beaumonts Traktat von Geistern, Erscheinungen, Hexereyen, und andern Zauberhändeln.

So wie diese letztere Schrift einen grössern Umfang abergläubischer Meinungen betraf, als die übrigen: so hatte auch Thomasius außer dem alten Wahne von der Zauberey, sich zeitig von der herrschenden Geister- und Gespenster-Furcht seiner Zeiten loßgerissen. Viele Würkungen in der Natur und im menschlichen Leben, deren Ursachen sich nicht sogleich begreifen lassen, von der Kraft unsichtbarer Wesen herzuleiten, auch besonders den Seelen der Verstorbenen einen thätigen Einfluß auf die Lebenden zuzuschreiben, war von den ältesten Jahrhunderten her, eine sehr übliche Denkungsart unter den Menschen. Das Christenthum sollte dieselbe berichtigen; allein sie fand schon unter den frühern Lehrern desselben Beyfall. Noch mehr wurde sie erweitert, und mit dieser Religion selbst in die genaueste Verbindung gebracht, als vor ohngefähr tausend oder zwölfhundert Jahren, der Einfall von einem reinigenden oder Fegefeuer, das die abgeschiedenen Seelen auszustehen hätten, aus der alten griechischen Philosophie in die christliche Religion gezogen, und mit ihren Hauptlehren genau verbunden

bunden wurde. Seitdem glaubte man diese Seelen gar oft erscheinen zu sehen, und um Milderung ihrer Noth bitten zu hören; oder vielmehr, die Geistlichkeit überredete die Christen, daß solche Erscheinungen sehr häuffig waren, und ihre andächtig freygebige Hülfe verlangten. Würklich waren, wie man nicht übel gesagt hat, die aus dem Fegefeuer ankommenden Seelen in Diensten der Geistlichen, und trugen aus den Häusern der Reichen ungeheure Geldsummen für Seelenmessen und andern geistlichen Beystand, in die Kirchen und Klöster zusammen. Man gewöhnte sich immer mehr an, überall Geister und sogenannte Gespenster zu hören, auch wohl zu sehen, und wenigstens zu befürchten. Die Protestanten löschten zwar unter sich jenes Seelenfeuer aus, das mit so vielen Kosten brennend unterhalten werden mußte; aber dieses schützte sie nicht vor andern damit verwandten Meinungen: wie unter andern von dem Wiederkommen solcher abgeschiedenen Seelen, die durch gewisse Angelegenheiten auf der Welt beunruhigt würden, und dergleichen mehr, bis eine bessere Philosophie, auf Religionsbegriffe angewandt, auch in diese fast geheiligte Dunkelheit, (denn nur im Dunkeln wagten es die Gespenster aufzutreten,) durchgedrungen ist. In Deutschland hat hier wiederum **Thomasius** eine der ersten Stellen unter den glücklichen Bestreitern des Aberglaubens. Er gab zu, daß es Gespenster gebe, das heißt, wie er sie beschrieb, unkörperliche Wesen, die durch das Gesicht, Gehör oder Gefühl die Menschen in Schröcken setzten. Ihr Daseyn, glaubte er, lasse sich aus der an der Wand schreibenden Hand bey dem Propheten **Daniel**, und aus Beyspielen, wo man weder Betrug, noch eine bethörte Einbildungskraft argwöhnen dürfe, beweisen. Hingegen behauptete er auch, daß sie überaus selten, und unter tausend Erzählungen

von denselben, kaum einige wenige wahr wären; und daß es eben deswegen einem standhaftem Manne unanständig sey, sich vor denselben zu fürchten. Diese Grundsätze erklärte und bestätigte er in einer lateinischen Streitschrift, in welcher er hauptsächlich darzuthun suchte, daß die Furcht vor Gespenstern, die in einem Hause lermen sollten, keine rechtmässige Ursache sey, einen geschlossenen Miethcontrakt aufzuheben. Man muß zwar gestehen, daß er wider den gemeinen Irrthum dieser Art noch etwas stärkeres hätte sagen können; aber auch dasjenige was er erinnerte, war sehr lehrreich, und in den allermeisten Fällen zur Warnung hinlänglich; ob er gleich auch darinne seine Vorgänger längst gehabt hatte. Man erkühnte sich nunmehro dreister an Geistererscheinungen zu zweifeln: je ungläubiger man gegen sie ward, desto seltener wurden sie; und endlich ist die Anmerkung des Dichters zu einer ziemlich allgemeinen Regel unter den Protestanten geworden: daß das Gespenste flieht, sobald der Philosoph ihm ins Gesichte sieht.

Eben diese Philosophie, welche den Thomasius hoch über den Schwall von abergläubischen Meinungen der Menge empor hob, begleitete ihn auch in die Geschichte. Von seinem Vater hatte er bereits einen sichern guten Geschmack in derselben angenommen. Er kannte überhaupt die richtige Bahn, auf welcher man in dieser Wissenschaft zum Ziele kommt, und bemühte sich, sie ebenfals zu gehen: vorzüglich eine freye Wahrheitsliebende Untersuchung aus den Quellen selbst geschöpft, schärfere Beurtheilung der Ursachen und Folgen der Begebenheiten, endlich eine beständige weise Anwendung der historischen Wahrheit auf alle andere gelehrte und gemeinnützige Kenntnisse. Er sah sehr wohl ein, was zu seiner Zeit noch von sehr weni-

wenigen erkannt oder geübt wurde, daß man schlechterdings die bürgerliche, kirchliche und gelehrte Geschichte mit einander unzertrennlich verbinden müsse, wenn man sich einer brauchbaren Geschichtskunde rühmen wolle. Auch bearbeitete er mit besonderm Fleisse, die noch zum Theil wüste liegende Geschichte vom Ursprunge und Fortgange gewisser Lehrsätze, Vorurtheile und Irrthümer; suchte unabhängig von den gewöhnlichsten Erzählungen nachzuforschen, und nachtheilige historische Abschilderungen von manchen Personen und Gesellschaften, oder zu vortheilhafte von andern, nach seiner Meinung, zu verbessern. Er hat daher gewissermaassen wie sein Zeitgenosse, Peter Bayle, dem er auch an gelehrtem Zweifeln etwas nahe kam, wo nicht eben viel Neues in der Geschichte entdeckt, doch neue Arten ihres Gebrauchs zu veranlassen sich beflissen. Hingegen ist es eben so wahr, daß er zwar treffliche Belesenheit in derselben mit vielem Nachdenken vereinigt; aber doch kein eigentlicher grosser Kenner dieser Wissenschaft gewesen, oft zu wenig die Quellen derselben genützt, und mehr neuerer Geschichtschreiber oder Sammler sich bedienet, auch nicht selten zu voreilig und hitzig im Urtheilen, zu fruchtbar an Vermuthungen, und dieses selbst bey einem mässigen oder seichten historischen Stoffe, gewesen sey.

Seine beyden oben angeführten Werke, Historie der Weisheit und Thorheit, in beyden Sprachen, hatten würklich die Hauptabsicht, eine edlere Erörterung und Anwendung der Geschichte, als bis dahin in Deutschland üblich gewesen sey, zu befördern. Thomasius klagte insonderheit in der Ankündigung dieses Werks mit Recht darüber, daß die Kirchengeschichte und die philosophische Historie zu sehr vernachlässigt würden; da man doch aus jener vornemlich Ver-

träglichkeit in Religionssachen, und Erkenntniß der neuern Fehler in der christlichen Kirche; aus dieser aber den von der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie gestifteten Schaden, und den Ursprung der Ketzereyen lernen könne. Er verlangt, daß man künftig bey der Untersuchung der Kirchengeschichte vergessen möge, zu welcher Religionsparthey man gehöre, und versichert, man werde finden, daß der Antichrist schon zu der Apostel Zeiten unter den Christen sich eingeschlichen, daß er mit Constantin dem Grossen auf dem Throne gesessen, und sowohl diesen Herrn als seine Nachfolger hintergangen habe; daß von den Zeiten dieses Herrn an, die Kirche keineswegs in einem blühenden Zustande gewesen sey; daß die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts nicht allem vorhandenen Uebel auf einmal abgeholfen haben, und daß eine neue Kirchenverbesserung desto nothwendiger sey. Im Ganzen ist wohl diese Anmerkung wahr und wichtig; wenn gleich einiges in derselben zu allgemein und zu hart ausgedrückt worden. Als aber Thomasius in der Folge mit den Theologen zu Halle in Mißhelligkeit gerathen war, und zu behaupten anfieng, alle Reformationen, die von Lehrern gestiftet worden, hätten der Kirche und dem gemeinen Wesen Schaden gebracht, ja sie hätten, sobald sie sich nur darein gemengt, alles verdorben; Luthers Kirchenverbesserung sey niemals besser von Statten gegangen, als da Friedrich der Weise seine Hitze zurück gehalten, und Gott selbst habe reformiren lassen, nachher aber sey vielmehr Unglück daraus erwachsen; man hätte damals nebst den Klöstern, auch die Spitäler, Waisenhäuser, und andere sogenannte gottselige Anstalten einziehen, und in Zuchthäuser verwandeln sollen, indem Ein Zuchthaus dem Staate mehr nützte, als tausend Waisenhäuser, zu deren Stiftung man nichts

beytra-

beytragen müsse, weil das Land dadurch mit Mönchen, das heißt, einem gefährlichen, heuchlerischen und aufrührischen Volke besetzt werde: — so urtheilte er nicht mehr mit der unpartheyischen Kaltblütigkeit, die der historischen Wahrheit allein zuträglich ist.

In dem vorhergenannten Werke wünschte er unter andern Beyträgen von Gelehrten, auch Vertheidigungen der Ketzer aus der Geschichte zu sehen. Diesen Vorschlag konnte nur ein Mann von seinem Geiste und solcher Freymüthigkeit thun; er war sehr nützlich und nothwendig; aber für die damaligen Zeiten unerwartet. Unterdessen sind in diesem Buche zur Ausführung desselben bereits einige beträchtliche Schritte, theils durch Aufsätze des Thomasius, theils noch mehr durch die seinem Vater zugehörenden, geschehen. Man sieht, daß er um diese Zeit mit Gottfried Arnolden bekannt geworden sey, der auch in das oftgedachte Werk eine Abhandlung aus der ältesten christlichen Kirchengeschichte einrücken ließ. Arnold trat dem eben erwähnten Vorschlage des Thomasius, die sogenannte Ketzergeschichte zu berichtigen, eifrig bey. Er war ein frommer Mann von ziemlicher Wissenschaft und Eifer für die Beförderung der Wahrheit und Gottseeligkeit. Aber seine Liebe zur Mystischen Theologie, die bis zur Schwärmerey gieng, seine durch Schwermuth entzündete Einbildungskraft, und die Abneigung, welche er gegen die sogenannte weltliche Gelehrsamkeit hatte, die er als ein Hinderniß bey der Ausübung des Christenthums betrachtete, hinderten ihn freylich, jene schwere Arbeit mit aller nöthigen Genauigkeit, Mäßigung und bedachtsamen Ueberlegung zu vollführen. Unterdessen war sein Trieb zu derselben eben darum desto gröſſer, weil sie sich zu seiner ganzen Gemüthsart, und seinem Mißvergnügen

über den Zustand des Christenthums zu seiner Zeit, vollkommen schickte. Dazu kam die Aufmunterung des **Thomasius**, der ein solches Werk zur Demüthigung der, wie er glaubte, zu feurigen Eiferer für die Rechtgläubigkeit der Evangelischen Kirche, und zu manchen andern Absichten, sehr wohl zu gebrauchen hoffte. Er versah daher auch **Arnolden** mit Beyträgen, die vielleicht zu dem wichtigsten Inhalte seines Werks gehören, das in den Jahren 1699. und 1700. unter der Aufschrift: **Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie**, zum Vorschein kam. Jedermann kennt die guten und schlechten Eigenschaften, aus denen es so sehr zusammengesetzt ist: viele frey und richtig gesagte Wahrheiten gegen die ansehnlichsten und am meisten bewunderten Personen in der Kirche, aber auch für die am übelsten berüchtigten in derselben; eine noch viel zu wenig beobachtete Art von historischer Gerechtigkeit, und sorgfältige Erforschung der geheimen Ursachen und Folgen von manchen wichtigen Begebenheiten; hingegen auf der andern Seite auch eine neue Art von Partheylichkeit, bald übel angebrachte Nachsicht und Gelindigkeit, bald bittere und gehässige, überhaupt zu viele seichte, mehr andächtig gutgemeinte, und im Predigerton ausgesprochene, als eines Geschichtschreibers würdige Urtheile: mit einem Worte, überaus lehrreiche und fruchtbare Anmerkungen genug; aber doch mehr Einfälle eines aufrichtigen Mannes, und frommen Unwillen, als Scharfsinn, Gelehrsamkeit und sogar Richtigkeit in der Erzählung und im Ausdrucke. **Thomasius**, der diese Geschichte beynahe als ein Werk seiner Hände ansehen konnte, lobte sie, indem sich der grössere Theil der Evangelischen Kirche dawider erklärte, desto ausserordentlicher. Er erklärte sie, nach der heiligen Schrift, vor das beste und nützlichste Buch, das man über diese Materie

terie bisher gehabt habe, und rieth seinen Zuhörern, sich dasselbe zu kauffen, wenn sie auch das dazu nöthige Geld ihrem Munde absparen, oder gar erbetteln sollten. Ob er gleich bey dieser Empfelung nicht überlegt zu haben scheinet, daß angehende Gelehrte dieses Buch nicht gebrauchen können, ohne, indem sie gewissen Abwegen entgehen, in andere zu verfallen; so hat er sich doch durch die Beförderung desselben ein bleibendes Verdienst erworben. Er veranlaßte dadurch die unentbehrliche Verbesserung der Methode, die Kirchengeschichte zu untersuchen, zu lehren und schreiben; ob gleich er sowohl als Arnold die glückliche und vollständige Ausführung derselben andern überlassen mußten: und außerdem lehrte er eine wichtige Anwendung von diesem Theil der Geschichte auf die Rechtsgelehrsamkeit stärker und auch anders als es bisher meistentheils geschehen war, machen.

Zu diesen Beyspielen, wie Thomasius die Geschichte behandelt habe, kann man noch viel mehrere hinzusetzen. Hier ist es genug, seine im Jahr 1714. gedruckten Anmerkungen zu dem noch immer lesenswürdigen Buche des Freyherrn von Pufendorf: Politische Betrachtung der geistlichen Monarchie des Stuhls zu Rom; — andere Anmerkungen und einen Anhang, mit welchen er im Jahr 1717. die erste vollkommene Ausgabe von Melchiors von Osse so schätzbarem Testamente gegen den Kurfürst August von Sachsen, begleitete; — seine im Jahr 1722. lateinisch herausgekommene Geschichte der Händel zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, bis zum sechszehnten Jahrhunderte; — und mit Vorbeygehung vieler weitläuftigen Aufsätze in seinen Schriften, verschiedene Abhandlungen in den schon genannten Auserlesenen Hälli-

schen Anmerkungen, ingleichen seine academische Streitschrift von der Ausrottung des Ordens der Tempelherren, zu nennen. In allen diesen Untersuchungen und Erläuterungen herrscht eben derselbe Geist, der oben bereits kenntlich gemacht worden ist, beydes von seiner rühmlichen und schwachen Seite. Aber es finden sich doch darunter der scharfsinnigen Anmerkungen und wohl getroffenen Winke so viele, daß man noch jetzt davon einen erheblichen Gebrauch machen kann. Unter andern ist in der zuletzt genannten Schrift die Ungerechtigkeit des Processes, durch welchen ehemals die Tempelherren vertilgt wurden, sehr wohl aus einander gesetzt worden.

Zu keiner andern Absicht suchte jedoch Thomasius die Geschichte, durch Philosophie und andere Kenntnisse aufgeklärt, mehr zu nützen, als zur Verbesserung des Kirchenrechtes der Protestanten. Vorausgesetzt, wie er sich davon überzeugt hielt, daß diese höchstnothwendig sey, konnte er zu einer solchen Unternehmung auch kein kräftigeres Mittel wählen. Auf diesem Wege wollte er gefunden haben, daß jenes Kirchenrecht von dem ersten christlichen sehr verschieden, und den Grundsätzen des Christenthums selbst nicht gemäß sey; daß die Reformation zwar manche Mißbräuche des ältern geistlichen oder päbstlichen Rechtes, aber doch lange nicht alle, aufgehoben habe; und daß man wegen so vieler schädlichen Folgen, auch öffentlichen Unruhen, die aus den Vorurtheilen und Irrthümern dieser Art noch täglich entstünden, endlich auf ihre Abstellung bedacht seyn müsse. Schriften dieses Inhalts waren gewissermaaßen die Lieblingsarbeiten des Thomasius. Da er jedoch sein ganzes Lehrgebäude darüber nicht in einem besondern Werke zusammengefaßt hat: so ist es desto mehr der Mühe

werth,

werth, ihm in den einzelen Abhandlungen nachzugehen, worinne er solches nach und nach entwickelt hat.

Die erste derselben, **vom Rechte Evangelischer Fürsten in Mitteldingen oder Kirchencärimonien**, die er im Jahr 1692. als eine lateinische Streitschrift herausgab, ist nachher, Deutsch übersetzt, in seine **Auserlesenen und in Deutsch noch nie gedruckten Schriften** eingerückt worden. Zwar hat sie eigentlich **Enno Rudolph Brenneisen**, der in der Folge Fürstlich-Ostfrisischer Geheimer Rath und Canzler wurde, geschrieben; aber nach den Grundsätzen des **Thomasius**, der in den beygefügten weitläufigen Erinerungen vieles in derselben erläutert, auch zu bestätigen oder zu verbessern sucht. Zuvörderst wird darinne behauptet, daß nach der natürlichen Religion aller äußerliche Gottesdienst freygelassen, oder ein Mittelding sey; in der geoffenbarten Religion des Alten Testaments sey zwar derselbe bestimmt worden; hingegen wären alle Cärimonien der christlichen Religion, welche **Christus** nicht selbst seinen Jüngern geboten habe, Mitteldinge. Daß wider die Natur und erste Einfalt des Christenthums so viele Gebräuche in dasselbe gar bald eingeführt worden, sey daher gekommen, weil Juden und Heyden die Cärimonien, an welche sie gewohnt waren, auch als Christen beyzubehalten gesucht hätten, und weil die christliche Religion überhaupt seit den Zeiten der ihr zugethanen Kayser in ein Cärimonienwerk verwandelt worden wäre, welches desto mehr zugenommen, je mehr die wahre Gottesfurcht abgenommen habe. Was vor Rechte die Fürsten bey diesen Cärimonien haben, davon könnten allerdings die Rechtsgelehrten urtheilen, weil sie zwar diese Materie aus der Theologie vorausseßten; aber ihre Grundlehren die zur Bestimmung derselben nö-

thig

thig wären, aus dem Rechte der Natur schöpften. In der Untersuchung der allgemeinen Lehren vom Fürsten-Rechte in geistlichen Sachen, tadelt der Verfasser diejenigen, welche sich dabey auf die Israelitischen Könige, oder auf die Beyspiele der ersten christlichen Kayser beziehen, weil unsere Fürsten mehr Recht und Macht als jene hätten; von den andern aber vieles in geistlichen Dingen vorgenommen worden sey, das man nicht gutheissen könne. Er verwirft auch die Regel als schädlich: Wessen das Land ist, dessen ist auch die Religion. Und da im Neuen Testamente nichts von einem besondern Amte der Regenten bey der Kirche befohlen worden sey: so schließt er daraus, daß man alle solche Rechte christlicher Fürsten, so ferne sie als Fürsten betrachtet werden, aus den Grundregeln des natürlichen Rechts, und aus der rechten Art und Eigenschaften des höchsten weltlichen Regiments, erlernen müsse. Aus dem Endzwecke der Staaten aber erhelle, daß der Fürst Macht habe, diejenigen im Zwange zu halten, welche unter dem Vorwande der Religion den äußerlichen Frieden störten; daß ihm eine allgemeine Aufsicht über das Thun und Lassen seiner Unterthanen, in weltlichen und geistlichen Dingen gebühre, und alles was sie aus freyem Willen verrichten, seiner Gewalt unterworfen sey. Diese Regel lasse sich auch weit sicherer anwenden, als der gewöhnliche dunkle Unterscheid, den man zwischen äußerlichen und innerlichen Religionssachen festsetze, und nach demselben streite, ob ein Fürst die in seinem Lande wohnenden Juden zwingen könne, die Predigten der Christen zu besuchen? eine Frage, die man jenem Grundsatze zu Folge ohne Bedenken verneinen müsse. Daher wären dem Fürsten die Verrichtungen in Mitteldingen ebenfals unterworfen: und dieses Recht kom-

me

me ihnen zu, sie mögen übrigens von einer Religion seyn, von welcher sie wollen; so daß auch ein Catholischer Fürst befugt sey, seinen Lutherischen Unterthanen zu verbieten, daß sie die Worte: Und steure des Pabstes Mord, nicht singen sollen. Ein Fürst könne sogar diejenigen Cärimonien ändern, die durch allgemeine Kirchenversamlungen verordnet worden wären, weil diese doch ihre Gewalt von den Fürsten erhalten hätten. Hierauf werden die Einwürfe gegen diese Lehrsätze beantwortet, besonders diese, daß durch eine solche Landesherrliche Gewalt des Fürsten über die Mitteldinge, die christliche Freyheit gekränkt, eine Herrschaft über die Gewissen befördert, und den übrigen Ständen, aus welchen die Kirche bestehe, ihn Recht entzogen werde. Endlich zeigt der Verfasser, wie das Recht des Fürsten in Kirchen-Cärimonien vorsichtig auszuüben sey; was derselbe und seine Unterthanen vor Kenntnisse dazu nöthig haben; daß er mehr solche Cärimonien abschaffen und einführen, auch darauf bedacht seyn müsse, damit die Prediger die Gemeine von der Beschaffenheit derselben unterrichteten. Er zieht daraus die Folge, daß ein Evangelischer Fürst den Gregorianischen Calender in seinem Lande feststellen, bey der Kirchenmusik, der Kleidung der Geistlichkeit, den Bildern in den Kirchen, den lateinischen Gesängen, der Teufelsbeschwörung bey der Taufe, der Privatbeichte und dem Beichtgelde, Aenderungen vornehmen könne.

Es gab so viele neue, damals sehr anstössige Lehrsätze in dieser Schrift, und die gewöhnlichen, nebst ihren Verfechtern, selbst die Concordienformel, eine Bekenntnißschrift eines grossen Theils der Evangelischen Kirche, waren darinne so spöttisch und bitter behandelt worden, daß der öffentliche heftige Widerspruch

ſpruch, der dagegen erfolgte, nichts unerwartetes war: ihr Verkauf wurde ſogar in den Kurſächſiſchen Ländern unterſagt. Thomaſius vertheidigte ſich dawider in dem Buche: Das Recht Evangeliſcher Fürſten in theologiſchen Streitigkeiten, welches im Jahr 1696. ans Licht trat. Um dieſes Recht noch genauer zu zergliedern, behauptete er nunmehro, es ſey zur Ruhe und Frieden im gemeinen Weſen nicht nöthig, daß die Unterthanen einerley Religion zugethan wären; in Religionsſtreitigkeiten ſey Verträglichkeit unter denen welche uneins ſind, das beſte Mittel; und die Pflicht eines Fürſten, als Fürſten beſtehe darinne, daß er den Frieden in ſeinem Staate erhalte; gehe aber nicht dahin, ſeine Unterthanen recht tugendhaft zu machen; noch vielweniger ſey er verbunden, um ihre Seeligkeit beſorgt zu ſeyn; oder ſie, wenn ſie ſich zu einer falſchen chriſtlichen Religion bekenneten, zu der wahren ſeeligmachenden zu bringen. Was die theologiſchen Streitigkeiten betreffe, ſo komme es keinem Menſchen, alſo auch keinem Fürſten, vermöge ſeines Fürſtenrechtes zu, von der Wahrheit der durch dieſelben in Streit gezogenen geiſtlichen Dinge, durch einen Rechtsſpruch zu urtheilen: und es hätten auch geiſtliche Miniſteria, theologiſche Facultäten und Kirchenverſammlungen kein Recht, Religionsſtreitigkeiten ſo zu ſchlichten, daß ſie andern ihre Meinungen aufdringen wollten. Ein kluger Regent müſſe ſich auch wohl in Acht nehmen, daß er die eben gedachten Entſcheidungen der Theologen niemanden gewaltſamer Weiſe aufdringe. Aus allem dieſem wird gefolgert, daß in theologiſchen Streitigkeiten, allen und jeden, wes Standes ſie auch ſeyn mögen, ein Entſcheidungsurtheil, ſo viel eines jeden eigene Perſon und Seeligkeit angehe, zukomme; ein Fürſt aber habe das Recht, mit gebührenden Zwangsmitteln zu verhin-

verhindern, daß die Streitigkeiten den äußerlichen Frieden nicht störten. Würde ein Prediger bey seiner Gemeine arger und mit dem Bekenntnisse der Zuhörer nicht übereinkommender Lehre beschuldigt: so könne ein Fürst die Sache durch unpartheyische Leute untersuchen lassen, und ihn nach Befinden seines Dienstes entsetzen, oder dabey schützen. Wenn aber einer oder mehrere unter den Zuhörern von den bisher angenommenen Meinungen abgehen sollten, müsse ein Fürst es nicht geschehen lassen, daß man sie deswegen aus der Gemeine stosse. Auch habe er das Recht, daß er, wenn jemand in einer oder der andern Meinung von der Erklärung gewißer biblischer Schriftstellen abgehe, und ein Ministerium ihm deswegen allen Verdruß anthue, oder ihn mit neugemachten Bekenntnißschriften beschweren wolle, solches verhindern, und ihn bey seiner Gewissensfreyheit schützen könne. Wenn aber die Streitigkeiten groß würden, daß viele daran Theil nehmen wollten, könne ein Fürst durch friedliebende Leute versuchen, ob er sie vergleichen könne: bliebe jede Parthey bey ihrer Meinung, so müße der Fürst einem jeden die Gewißensfreyheit laßen; aber dabey mit Ernste gebieten, daß, wenn die Streitfragen unter andern auf die Canzeln sollten gebracht werden, dabey die Bescheidenheit und christliche Mäßigung nicht vergeßen werde. Um äusserlichen Frieden zu erhalten, und diejenigen, die gern Unruhen anfangen wollten, zu stillen, könne er oftmals etwas verbieten, das sonst die natürliche Freyheit zulaße: und wenn jemand offenbar auf eine ketzerische Meinung verfiele, könne er deswegen mit keiner weltlichen Strafe belegt werden. Doch sey es einem Fürsten vergönnt, wenn er meine, es sey für seine Unterthanen beßer, daß Ketzer nicht im Lande blieben, denselben zu befehlen, daß sie solches verlaßen sollten.

Tho-

Thomasius vergaß auch nicht, auf die entgegen stehenden Grundsätze der Theologen zu antworten: er beschuldigte sie, daß sie nach päbstlichartigen Lehren, die Gewalt der Fürsten zu sehr einschränkten; und ihm wurde hingegen vorgeworfen, er räume ihr einen viel zu großen Umfang ein. Beyde Theile entfernten sich zu weit von einander; seine Gegner aber würden sich ihm ohne Gefahr der Religion und Kirche ziemlich haben nähern können, wenn nicht alter Groll und Verdacht, harte Ausdrücke von seiner Seite, und die dreiste Neuheit seiner Behauptungen, zu sehr eine Scheidewand zwischen beyden gezogen hätten.

Gleich darauf wurde sie noch undurchdringlicher, als Thomasius im Jahr 1697. seine beyden lateinischen Abhandlungen von der Ketzerey zur öffentlichen Vertheidigung drucken ließ, davon die erste mit der Aufschrift: Erörterung der juristischen Frage: ob Ketzerey ein strafbares Verbrechen sey? die andere unter dem Titel: Abhandlung vom Rechte Evangelischer Fürsten gegen die Ketzer, in seinen Auserlesenen Schriften deutsch erschienen sind. Die erste derselben ist in ein Gespräch eingekleidet: in der Absicht, wie der Verfaßer nachmals vorgab, weil die gemeine Lehre, welche er bestreite, so sehr in den Gemüthern der Lehrer vnd Zuhörer überhand genommen habe, daß er die widriggesinnten heftig gegen sich würde erbittert haben, wenn er seine Meinung frey und entscheidend gesagt hätte. Aber sie fällt doch deutlich genug in die Augen, und ihr oft satyrischer Vortrag konnte eben nicht viel beytragen, die Gemüther zu einer ruhigen Untersuchung einzuladen. Thomasius findet bey der gewöhnlichen Beschreibung der Ketzerey, daß sie ein halsstarriger Irrthum im Grunde des Glaubens sey, in den ein Mitglied der

Kirche

Kirche gerathe, viel Dunkles und Zweifelhaftes, besonders in den Worten Kirche und Grund des Glaubens. Er behauptet dagegen, der Grund des Glaubens sey die Liebe Gottes und des Nächsten, und der Haß und die Verachtung seiner selbst. „Alle Irrthümer nun, schreibt er, die dawider streiten, greiffen den „Grund meines Glaubens an; die andern Irrthümer, „sonderlich von den Geheimnißen des göttlichen Wesens, gehen meinen und anderer Christen und Evangelischen Leute ihren Glauben nicht an. Wenn man „nun nach dieser meiner Meinung sagen soll, was ein „Ketzer ist: so befürchte ich, daß viele von den Allerrechtgläubigsten, unter welchem Nahmen ich alle diejenigen verstehe, die den seligmachenden Glauben an „die Formeln und Bekenntniße binden, in die Ketzerrolle müßen geschrieben werden.„ Eben so unverständlich findet er in jener Beschreibung die Worte Glauben, halsstarrig, und Irrthum im Glauben. Der Glaube im Verstande, sagt er, den auch die Teufel haben können, ist von dem Glauben des Herzens, oder der Liebe, dem allein seeligmachenden Glauben, verschieden. Man kann nicht wissen, welcher Ketzer halsstarrig sey: und um den Irrthum im Glauben zu beurtheilen, giebt es keinen Richter, weil diejenigen, welche die heilige Schrift davor ausgeben, im Grunde ihre Auslegungen an die Stelle derselben setzen. Die heilige Schrift gebraucht das Wort Ketzerey (haeresis) in einem andern Verstande als der neuere ist: nemlich immer vor ein Laster des Willens. Daß aber die Ketzerey kein strafbares Verbrechen seyn könne, sieht man daraus, weil es ein Irrthum, und zwar theils ein Werk des Verstandes, theils des Willens ist; nicht alle Laster aber können als strafbare Verbrechen angesehen und bestraft werden. Die Ketzerey ist kein Laster der Beleidigung göttlicher Maje-

stät: und Gott hat die Bestrafung desselben den Fürsten nicht anbefohlen. Es schmeckt nach dem Pabstthum, wenn man in unserer Kirche lehrt, daß man die Ketzer unehrlich machen, sie mit Landesverweisung, Gefängniß, und dergleichen, strafen könne. Auch der Bann ist mehrentheils etwas Päbstliches. Wollte man sagen, ein Fürst könne wenigstens verbieten, daß eine irrige Lehre nicht ausgebreitet und gelehrt werde: so sind dieses Werke des Willens, über welche sich nicht immer Gesetze geben lassen. Denn es ist gewissermaaßen unmöglich, daß ein Mensch von Dingen, die er vor wahr und recht hält, nicht reden, oder anders reden sollte, als er glaubt. Man kann von etlichen Dingen, die moralisch unmöglich sind, Gesetze geben; aber dieses ist nicht auf die Ausbreitung der Religion zu ziehen, durch welche auch dem Staate kein Schaden geschieht; wohl aber durch den Gewissenszwang. Das Verbot, daß einer von seiner Religion nicht reden soll, ist ein Behelf der Tyranney über die Gewissen. Die gemeine Lehre, daß man die aufrührischen und gotteslästerlichen Ketzer am Leben strafen könne, wird so weit ausgedähnt, daß die Ketzermacher mit allen, die es nicht mit ihnen halten, machen können was sie wollen. In der Zugabe zu dieser Abhandlung beweiset Thomasius noch, daß Luther die Gewaltthätigkeiten gegen die Ketzer nicht gebilligt habe.

Ob er gleich in der zweyten Abhandlung das Recht Evangelischer Fürsten gegen die Ketzer zu erklären versprach; so wollte er doch, wie er sagt, dem jungen Gelehrten, der sie unter seinem Vorsitze vertheidigte, nicht gestatten, diese Materie völlig auszuführen, damit er darüber nicht zum Ketzer gemacht würde; sondern behielt sich solches selbst vor, weil er

der

der Verfolgungen der Pfaffen schon gewohnt wäre. Es wird also hier zuerst mehr die Unzulänglichkeit des gewöhnlichen Begriffs von einer Ketzerey gezeigt, und dafür die juristische Beschreibung von derselben gegeben, sie sey eine Abweichung von der herrschenden Religion; so wie die Rechtgläubigkeit die herrschende Religion sey. Eigentlich aber führt hier Thomasius nur die Grundsätze des geistlichen oder päbstlichen Rechts in der Absicht aus, um zu zeigen, wie viel davon noch unter den Protestanten übrig geblieben sey. Er bemerkt, daß jenem zu Folge, zur herrschenden Religion eine Herrschaft der Geistlichkeit über die Gewissen gehöre; daß diese die vornehmste Ursache der Ketzermacherey, die weltliche Obrigkeit aber nur ein Werkzeug dabey sey; daß hauptsächlich darum Kirchenversammlungen aufgekommen wären, damit auf denselben Ketzer gemacht werden könnten; wie die Fürsten durch die Künste der Geistlichkeit zu den grausamsten Gesetzen wider die Ketzer wären bewogen worden; und wie insonderheit die Lehren entstanden wären, daß alle diejenigen vor Ketzer gehalten werden müßten, welche die Geistlichkeit davor erklärte, daß die Ketzerey einzig und allein vor die Kirche gehöre, daß alle Ketzer verdammt wären, daß der Religionseid ein Mittel wider die Ketzerey sey, und andere Lehren von ähnlicher Art.

Beyde Abhandlungen verursachten bittere Vorwürfe und Streitschriften gegen den Verfasser, dem man wegen derselben die kaltsinnigste Gleichgültigkeit in Ansehung der Religion überhaupt beylegte. Sie waren jedoch an sich ein gar nützlicher Versuch über diese zärtliche und verhaßte Materie. Man hatte damals in der Evangelischen Kirche die Grundsätze der Römischcatholischen über die Ketzer, noch keineswegs

ganz verlassen. Erhebliche Irrthümer in Religionssachen wurden ohne Unterscheid als strafwürdige Verbrechen betrachtet; gleichsam als wenn das Unglück eines Verstandes der auf Fehltritte geräth, allemal mit Bosheit und Gefahr für die öffentliche Ruhe verbunden seyn müßte. Waren gleich Lebensstrafen wider die Ketzer in dieser Kirche ungemein selten geworden; so waren es doch die körperlichen und andere Verfolgungen oder Zwangsmittel nicht. Ueberdieß rechnete man unter die Ketzereyen jede merkliche Abweichung von dem herrschenden Lehrbegriffe, auch in gelehrten und künstlichen Bestimmungen desselben: und solchen Meinungen zugethan zu seyn, war hinlänglich, um öffentlich verabscheuet, zum Feinde der Religion gemacht, auch von demjenigen Lehrstuhl herab, auf welchem die Gemeine bloß in dem göttlichen Worte unterrichtet werden sollte, beschimpft zu werden. Am wenigsten hatte man sich noch angewöhnt, zu vermuthen oder nachzuforschen, ob nicht mit manchen vor ketzerisch geachteten Lehrsätzen einige wichtige Wahrheiten vermischt wären. Thomasius hatte Recht, sich dieser Ketzermacherey und ihren Folgen entgegen zu stellen: man darf auch nicht zweifeln, daß so vieles Richtige, was er auffallend und nachdrücklich darüber sagte, seine beträchtliche Würkung gethan habe; zumal da man ohnedem zu dieser Zeit, bey einer berühmten langen Streitigkeit in der Kirche, die unseelige Verketzerungssucht hassen lernte. Aber jene Würkung würde noch gröſſer und schneller gewesen seyn, wenn Thomasius nicht zugleich einige Blöſſen gegeben hätte. Er suchte nachmals in einer Einladungsschrift dasjenige zu mildern, was er von dem Grunde des Glaubens zu flüchtig und seicht geschrieben hatte, indem er sich erklärte, daß er nicht von dem gerechtmachenden Glauben, und vom Grunde der Rechtfertigung,

Regung, sondern nur vom Glauben, sofern er ein Bekenntniß, oder gewisse Lehrvorschriften, bedeute, rede: und darinne wären nur diejenigen Meinungen Grundirrthümer, welche den Menschen von der Liebe Gottes abführten, und die Verleugnung seiner selbst hinderten. Augenscheinlich wollte er dadurch den elenden Stolz derer tadeln, die nur in der Lehre, nicht auch im Leben Rechtgläubigkeit, suchten; allein der Grund des Glaubens muß doch in beyderley Betrachtung einerley verbleiben. Und so schien Thomasius mehrmals, indem er die Ausübung der christlichen Religion eifrig empfol, von ihrer Erkenntniß zu geringschätzig zu reden.

Seinen vornehmsten Grundsatz bey diesen Untersuchungen, daß alle Rechte der Fürsten in Kirchensachen aus ihrer Landeshoheit herzuleiten wären, führte er noch in besondern Schriften aus. Er setzte im Jahr 1699. gegen gewisse Vorschläge zur Vereinigung und Verbesserung der protestantischen Kirchen, eine lateinische Abhandlung auf, die im Jahr 1701. nebst zwo andern dazu gehörigen, unter dem Titel: Dreyfache Rettung des Rechts Evangelischer Fürsten in Kirchensachen, deutsch gedruckt wurde. Anfänglich waren die Theologen, und dieses lange Zeit, mit dem gedachten Grundsatze sehr übel zufrieden. Sie glaubten, jenes Recht komme einem Fürsten, nicht als Fürsten, sondern als höchsten Bischof der Kirche, zu. Aber dieser Unterscheid ist seiner Würde in der That nachtheilig, und führt eine doppelte Macht ein, davon die geistliche mehr als die weltliche zu gebieten hat. Hätte Thomasius nicht aus dem vorher genannten Grundsatze so viele Folgen gezogen, daß es das Ansehen gewann, als wollte er dem Fürsten eine ganz willkührliche Gewalt in Reli-

gions- und Kirchensachen beylegen: so würde man ihm vermuthlich eher beygetreten seyn.

Doch er fuhr zugleich fort, überhaupt gegen die Lehrer der Kirche nicht die günstigsten Gesinnungen zu äußern: und auch dieses war eine Hauptursache, warum seine vorgeschlagenen Verbesserungen des Kirchenrechts so wenigen gefielen. Im Jahr 1706. gab er ein Bedenken über die Frage heraus: Wie weit ein Prediger gegen seinen Landesherrn, der zugleich oberster Bischof ist, sich des Bindeschlüssels bedienen könne? Man nennt den Bindeschlüssel das Recht, welches einem Prediger zugeschrieben wird, einem unbußfertigen Sünder die Vergebung seiner Sünden zu versagen. Von der Sache selbst hegten damals die allermeisten, und hegen noch sehr viele den unrichtigen Begriff, als wenn ein Prediger würklich Sünden vergeben, oder diese Vergebung verweigern könne. Was den Aposteln unter andern außerordentlichen Vorzügen ertheilt worden war, und eigentlich Gott allein zugehört, das legte man dem christlichen Lehrer aus dem Grunde bey, weil er im Nahmen Gottes die Erklärung an die Christen thun soll, auf welche Bedingungen Gott Sünden vergeben wolle oder nicht. Man verstand es vielleicht zum Theil besser, als man es ausdrückte. Am wenigsten aber hätte sich der Philosoph Thomasius des figürlichen und unbequemen Worts Bindeschlüssel bedienen sollen. Das hatte würklich die nachtheilige Folge, daß er mit diesem Worte den Bann, oder die Ausschliessung vom Genuß des heiligen Abendmahls, und selbst von der öffentlichen Kirchengemeinschaft, vermengte; obgleich letzterer oft eine Folge des erstern geworden ist. Selbst die Gründe zeigen dieses an, deren er sich bedient, indem er sich darauf beruft,

der

der Bann sey eine weltliche, von Heyden und Juden eingeführte Strafe, die von den ersten Christen behalten worden; die Geistlichkeit aber habe ihn an sich gerissen und sehr verderbt; — die Fürsten hätten ferner allezeit Macht gehabt, sich dem Banne und der Ausschliessung vom heiligen Abendmahl zu widersetzen, wenn man solche an ihren Unterthanen hätte ausüben wollen; — die Protestantischen Fürsten hätten die Aufsicht über den Bann, wie es denn im Sächsischen und Braunschweigischen Kirchenrechte den Predigern verboten sey, jemanden vom heiligen Abendmahl abzuweisen; — der Bann könne auch von den Fürsten abgeschafft werden, und eine Privatperson, welche man vom Beichtstuhl abgewiesen, habe das Recht an den Fürsten zu appelliren; um desto weniger könne er den Fürsten treffen. Wenn gleich aber die gemeinen Begriffe durch dieses Bedenken nicht völlig aufgeklärt wurden; so diente es doch dazu sehr wohl, Nachdenken über dieselben zu erregen, und manche gewöhnliche Mißbräuche zu verhüten. Denn es hatte das Schicksal der meisten übrigen Abhandlungen des Thomasius, scharfe aber unzulängliche Widerlegungsschriften zu veranlassen.

So gieng es auch seiner Streitschrift vom Jahr 1707. in welcher er behauptete, **daß ein Fürst auch bey einem vorsetzlich begangenen Todtschlage sein Begnadigungsrecht an dem Mörder ausüben könne.** Er suchte diese Frage bloß nach dem natürlichen Rechte zu entscheiden. Da nun dasselbe gar keine Strafe bestimmt, und ob es wohl überhaupt verlangt, daß die Sünder bestraft werden, doch bey keinem Verbrechen das Maaß der Strafe vorschreibt, sondern solches dem Willkühr und der Klugheit der Fürsten überläßt, und wenn es sogar die Strafe des

Todtschlags festsetzte, doch dadurch das Begnadigungsrecht nicht aufheben würde: so schloß Thomasius daraus, daß dieses auch in jeder andern Rücksicht gültig bleibe. Er leitete die gegenseitige Meinung aus der Römischen Kirche her, und beantwortete die Stellen der heiligen Schrift, welche sie zu begünstigen scheinen. In Ansehung dieser letztern war noch etwas weit Besseres zu sagen übrig.

Eine der weitläufigsten Streitigkeiten aber zog er sich im Jahr 1713. durch die Schrift von der Kebs-Ehe zu, unter welcher Aufschrift er sie, ins Deutsche übersetzt, dem zweyten Theile seiner Auserlesenen Schriften einverleibt hat. „Ich habe mir nicht vorgenommen, so schrieb er gleich im Anfange derselben, „die Freyheit, eine Beyschläferinn zu halten, zu vertheidigen; noch weniger die heutiges Tages gebräuchlichen Gesetze, welche die Kebsehe bey Strafe verbieten, anzufechten. Ich will nur zeigen, daß die Kebsehe weder bey den Juden, noch bey den Römern, „noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Religion, unter die Arten der Hurerey, der Weiberschwächung, oder des Ehebruchs, gerechnet worden; „sondern daß unter dem Ehestande und der Kebs-Ehe „zwar einiger, aber doch geringer Unterschied gewesen. „Daß sie aber heut zu Tage vor eine Art der Weiberschwächung, der Hurerey oder des Ehebruchs, gehalten werde, solches habe seinen Ursprung von dem „Canonischen Rechte, und zum Theil auch von dem „Grundsatze des Päbstlichen Rechts, vermöge welches „der Ehestand vor ein Sacrament gehalten wird, welches aber von den Protestanten mit größtem Rechte „geleugnet worden.“ In der Geschichte der Meinungen von der Kebsehe, welche Thomasius in dieser Absicht vortrug, behauptete er unter andern, daß dieselbe

selbe weder im Gesetze Mosis, noch von Christo und den Aposteln verboten, wohl aber von einigen Kirchenvätern, besonders vom Augustinus, vor eine Hurerey ausgegeben worden sey; daß man sie aber dennoch bis tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein, geduldet, und erst seit dem Verbote der Tridentinischen Kirchenversammlung, und der Policeyordnung vom Jahr 1577. in Deutschland allgemein vor unzulässlich gehalten habe. Uebrigens tadelt er das Verbot selbst nicht, wenn er gleich den Ursprung desselben vor tadelhaft hält, als wenn nemlich die priesterliche Einseegnung zu einer rechtmässigen Ehe durchaus nothwendig wäre. Er räth auch die Duldung der Kebsehe so wenig an, daß er vielmehr Gründe dagegen beybringt, wie unter andern diese: sie sey doch unvollkommener als die eigentliche Ehe, auch nach den Sitten aller Völker; und diejenigen, welchen dadurch gewillfahrt werden sollte, wären es nicht werth. Dem ohngeachtet warf man ihm vor, daß er auf die göttliche Einsetzung der Ehe gar keine Rücksicht genommen, und dieselbe bloß als einen bürgerlichen und willkührlichen Vergleich beurtheilt habe. Selbst sein Amtsgenosse zu Halle, der Abt Breithaupt, ein weit scharfsinnigerer Lehrer zu Berlin, Johann Gustav Reinbeck, und andere mehr, setzten ihm Widerlegungsschriften entgegen. Dawider vertheidigten ihn andere, oder vielleicht er selbst zum Theil, unter einem angenommenen Nahmen, nicht ohne Heftigkeit. Es ist wahr, daß Thomasius über diese Materie manche historische Erläuterungen mitgetheilt hat, die zu einer nähern Untersuchung dienen konnten: und der Nutzen, den er selbst seiner Schrift beylegt, daß sie die wahren Gründe des Verbots der Kebs-Ehe erforschen, die Lehre vom Ehestande etwas deutlicher entwickeln, und die von unsern Sitten verschiedene Gewohnheiten und Meinungen

anderer Völker über denselben unpartheyischer beurtheilen lehre; dieser Nutzen kann ihr nicht ganz abgesprochen werden. Aber auf der andern Seite läßt auch der Verfasser, nach seiner Gewohnheit, Bibel und Geschichte etwas mehr sagen, als sie auf Befragen freywillig antworten möchten; er philosophirt wider die Erwartung wenig, und hätte also auch in der That über die Frage: ob und warum die Kebs-Ehe vor verboten zu achten sey, die Leser noch mehr befriedigen sollen.

In einer andern lateinischen Abhandlung vom Jahr 1702. die man in seinen Auserlesenen Schriften auch deutsch lesen kann, vom Rechte Evangelischer Fürsten in Feyerlichkeiten bey Begräbnissen, hat er außer dieser besondern Erörterung, noch manche allgemeine Grundsätze des Kirchenrechts geprüft. Nach seiner Meinung kann ein Fürst dergleichen feyerliche Gebräuche ordnen und auch abschaffen; selbst wider den Willen der Geistlichen: und er soll dieselben lieber vermindern, als vermehren. Dieses Recht gebühret ihm, wenn man gleich das Begräbniß als ein geistliches Werk ansieht, vermöge seiner Gewalt in Kirchensachen. Aber es ist in der That bloß eine weltliche Sache, die man deswegen vor die Protestantischen Consistoria gezogen hat, eben so wie die Ehesachen, weil dieselben und noch mehrere, von den Catholischen vor geistliche Dinge gehalten worden sind. Ein Fürst kann hierinnen, auch mit Widerspruche des Consistorii, nach seinem Gefallen Aenderungen treffen, indem er ohnedem befugt ist, dieses geistliche Gericht völlig abzuschaffen. Denn ob man gleich nicht meinen darf, die Consistoria wären ganz und gar nichts nütze, und müßten ohne Unterscheid aufgehoben werden; so darf man sich doch auch nicht einbil-

den,

den, als wäre das Consistorium über den Fürsten, und es müßten nothwendig Consistoria seyn: Sätze, deren Vertheidiger unter den Evangelischen es heimlich mit dem Pabstthum gehalten haben. Ehrgeiz, Pracht, Aberglauben, Priestergeiz, Aergerniß, so aus schmeichlerischen Leichenpredigten entsteht, endlich die Vertheidigung des Fürstenrechts selbst wider die vorhergenannten päbstischen Meinungen, sind nach dem Urtheil des Thomasius die vornehmsten Ursachen, welche dem Fürsten die Verringerung der Leichencärimonien anrathen.

Alles was er mit so vieler Freymüthigkeit gegen die bisherige Denkungsart, zum Nachtheil des Ansehens, das der geistliche Stand in der Evangelischen Kirche besaß, und mit verächtlichen Seitenblicken auf viele Mitglieder oder Schriftsteller desselben, vorbrachte, bestätigte die meisten, welche dazu gehörten, in dem alten Begriffe von ihm, daß er ein erklärter und unversöhnlicher Feind desselben sey. Daher kam es, daß einige es vor keinen Ernst halten konnten, als Thomasius im Jahr 1707. eine Streitschrift drucken ließ, die unter der Aufschrift, von der Pflicht eines Evangelischen Fürsten, die Besoldungen und Ehrenstellen der Kirchendiener zu vermehren, in die oftgedachte Sammlung seiner deutschen Schriften eingerückt worden ist. Und doch schrieb er darinne vieles eben so wahr als nachdrücklich. Er bemerkte insonderheit, daß man eben so, wie ehemals in der Bereicherung der päbstlichen Clerisey zu viel, also von Seiten der Protestanten, in Ansehung der Einkünfte und der nöthigen Achtung gegen ihre Lehrer, zu wenig gethan habe; daß die Armuth und Verachtung derselben überhaupt genommen, immer mehr zunehme; wie mancherley Unheil daraus in dem Staate ent-

entſtehe; wie ſehr ein Fürſt daher durch das natürliche Recht verbunden ſey, ſolchem abzuhelfen; und wie leicht zwar die Mittel wären, welche dazu führen könnten, daß ſie aber auch oft durch den geiſtlichen Stand ſelbſt, eben ſowohl als durch die Feinde deſſelben, erſchwert würden.

Auf dieſe kleinern Beyträge des **Thomaſius** zum Anbau des Kirchenrechts, folgte endlich im Jahr 1712. eine ſeiner vorzüglichſten Schriften dieſer Art, die lateiniſch geſchrieben war; bald darauf aber auch deutſch, mit der Aufſchrift: **Höchſtnöthige Cautelen, welche ein Studioſus Juris, der ſich zur Erlernung der Kirchenrechtsgelahrtheit vorbereiten will, zu beobachten hat**, zum Vorſchein kam. Es iſt eine Einleitung zu dieſer Wiſſenſchaft, die ſich auf eine ſehr richtige, aber damals noch nicht herrſchende Methode gründet. Soll das Kirchenrecht, ſagt er, gründlich erlernet werden: ſo muß man vor allen Dingen ſich mit der Kirchengeſchichte genau bekannt machen: und daher begreift der größte Theil dieſes Buchs eine Anweiſung, worauf man in derſelben, beſonders in der chriſtlichen Kirchengeſchichte, hauptſächlich zu ſehen habe, und wie viel Vorſichtigkeit bey derſelben angewandt werden müſſe. Er klagt ſehr über ihre Vernachläſſigung unter den Proteſtanten, und erklärt auch ihre Nutzbarkeit für Rechtsgelehrte. Indeſſen iſt es doch gewiß, daß bereits einige Zeit vor dem **Thomaſius** ein trefflicher Kenner dieſer Geſchichte, **Caſpar Ziegler**, oberſter Lehrer der Rechte zu Wittenberg, dieſelbe auch zum Beſten des Kirchenrechts wohl zu nützen gewußt habe. Freylich ſuchte ſolches **Thomaſius** nach einer etwas verſchiedenen Richtung zu thun. Mit einer lange nicht ſo tiefen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit in der Kirchengeſchichte als

Zieg-

Ziegler, aber mit ungleich grösserer Freyheit im Urtheilen, Begierde, überall die gemeinen Begriffe zu verbessern, und Fertigkeit, über die vornehmsten Begebenheiten zu philosophiren, machte er eine Menge lehrreicher, zum Theil neuer Anmerkungen über diese Geschichte, zeigte viele Fabeln oder doch verdächtige Erzählungen an, verwarf übertriebene Lobsprüche oder zu gehässigen Tadel, und bemühte sich vor allem andern, die Quellen von der zeitigen Ausartung der christlichen Religion und ihrer Lehrer, auch der ganzen Kirchenverfassung der Christen, anzugeben. Eine solche Anleitung, die Kirchengeschichte mit dem Kirchenrechte zu verbinden, und würklich als eine Grundlage desselben zuzubereiten, hatten angehende Rechtsgelehrte bisher selten erhalten: selbst Männern in dieser Wissenschaft war sie noch etwas fremd geblieben; und sie mußte auch, wie es in der That geschehen ist, die Theologen um ihres eigenen Vortheils Willen erwecken, die gedachte Verbindung sorgfältiger, und nach geschärften Einsichten, zu beobachten. Hingegen kann man auch nicht leugnen, daß unter diesen Anmerkungen des Thomasius über die Kirchengeschichte, manche schwache Vermuthungen, Urtheile wie und aus welchen Ursachen sich die Begebenheiten zugetragen haben könnten, nicht wie sie zuverlässig oder sehr wahrscheinlich beschaffen waren, kurz halb wahre und halbverstandene historische Sätze genug, vorkommen. Er würde sie vermieden haben, wenn er, an Statt fast lauter Neuere, und am vorzüglichsten Arnolden, mit ausnehmendem Vertrauen zu Führern zu wählen, aus den ältern Schriftstellern selbst mehr gezogen, und einen langen vorausgemachten Entwurf mit weniger Hitze ausgeführt hätte. Was er sonst noch in diesem Buche von der nöthigen Behutsamkeit bey der Lehre vom Rechte der Fürsten in Kirchensachen,

chen, und über die Geschichte des geistlichen Rechtes, bis auf die neuesten Zeiten, hinzugesetzt hat, ist ebenfals sehr lesenswürdig.

Man hat zwar auch unter seinem Nahmen eine Vollständige Erläuterung der Kirchenrechtsgelahrtheit, oder gründliche Abhandlung vom Verhältniß der Religion gegen den Staat, über Pufendorfs lateinische Schrift dieses Inhalts, bekommen, welche im Jahr 1738. und zwey Jahre darauf von neuem, in zween Bänden in Quart, gedruckt worden ist. Allein wenn man ausnimmt, daß darinne die Lehrsätze des Thomasius vom Kirchenrechte beysammen, und überdies eine Anzahl freyer und sonderbarer Bemerkungen, angetroffen werden: so hat dieses Werk übrigens nur eine geringe Brauchbarkeit. Es besteht aus Vorlesungen, die man nach dem Tode des Verfassers aus der Handschrift eines seiner Zuhörer ans Licht gestellet hat. Seine Worte und Gedanken mögen es ziemlich genau seyn; aber es sind auch darunter viele aus dem Stegreif ausgeschüttete Einfälle, seichte, harte oder zu geschwätzige Stellen. Nur der Kenner findet hin und wieder, wie in Gundlings Vorlesungen, die man zur vermeinten Ehre desselben der Vergessenheit entrissen hat, einiges das er nützen kann.

Jetzt ist man allerdings mehr darinne einig, als zu den Zeiten des Thomasius, daß dem Kirchenrechte der Protestanten damals eine Verbeßerung sehr nöthig gewesen sey. Die Grundsätze desselben waren überaus schwankend und unsicher; man hatte Lehren der Römischen Kirche weggeworfen, und gleichwol Folgen aus denselben beybehalten; das neue canonische oder päbstliche Recht selbst wurde mit dem Gesetzbuche in welchem

chem es enthalten ist, noch ferner in Ehren erhalten, und man suchte solches, so gut es sich bey widersprechenden Lehrsätzen thun läßt, mit dem Protestantischen Kirchenrechte zu vereinigen; die Rechte der Fürsten, der Religion der Kirche und ihrer Lehrer, schienen noch öfters mit einander in Streit zu gerathen: und es gab Fälle genug, wo Theologen und Rechtsgelehrte sich über keine gemeinschaftliche Entscheidung vergleichen konnten, oder wider ihre Ueberzeugung sprechen mußten. Was Thomasius versucht und gethan habe, um diesen Mängeln abzuhelfen, hat man bisher gelesen. Das Kirchenrecht der Evangelischen wird ihm stets viel zu verdanken haben; wenn es gleich nicht durch so unzählige schwarze Flecken verunstaltet gewesen seyn sollte, als er glaubte, und wenn er auch nicht einmal alles ausgeführt hat, was er zur Reinigung desselben nöthig hielt. Er zog aus seinem richtigen Grundsaze von der Landeshoheit, als der eigentlichen Quelle aller Fürstlichen Rechte in Kirchensachen, mehr Folgerungen, als sich daraus, zumal bey einem christlichen und protestantischen Fürsten, ungezwungen herleiten laßen. Er unterwarf zwar keineswegs so völlig wie Hobbes, Religion und Gewißen mit aller äußerlichen Ausübung ihrer Rechte, dem Willkühr des Fürsten; aber doch gewann es zuweilen das Ansehen, als wenn er die Meinungen dieses englischen Philosophen nur gemildert hätte. Zu sehr war er auf die Erniedrigung des geistlichen Standes bedacht: und indem er verhindern wollte, daß derselbe dem Staate, auch der Freyheit der Christen, nicht schädlich würde, beraubte er ihn, so viel an ihm war, selbst der politischen Unverletzlichkeit und Heiligkeit, die man ihm so billig zugesteht. Hätten seine Lehren durchgängig so vielen Eingang an den Höfen gefunden, als sie bereits zu erhalten anfiengen; so würde nicht nur jener Stand, sondern mit dem-

demselben auch die Religionsverfaßung der Evangelischen Kirche, manchen gewaltsamen Abwechselungen ausgesetzt bleiben. Einige seiner Schüler und Nachahmer haben glücklicher Weise seine Lehrsätze vorsichtiger bestimmt und erklärt: so wie man auf der andern Seite manches nach und nach verlaßen hat, was er mit Recht getadelt hatte.

Neben diesem grossen und schweren Entwurfe, das Kirchenrecht zu verbessern, arbeitete Thomasius zugleich fast in allen übrigen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit daran, entweder neue Wege zu besserm Fortkommen zu öffnen, oder alte Vorurtheile, als eben so viele Hinderniße auf der gewöhnlichen Bahn, wegzuräumen, mehr Licht in die Begriffe, und mehr gemeinnützliche Anwendung in dasjenige, was mit vieler Mühe erlernet wurde, zu bringen. Er hatte auch hierbey die Philosophie und die Geschichte augenscheinlich zu seinen vornehmsten Gehülfinnen. Ueberall zeigen sich sein Scharfsinn und seine Menschenkenntniß: nicht wenige seiner Meinungen sind zwar etwas gewagt, und haben keinen allgemeinen Beyfall erlangt; aber überhaupt ist er auch in der Rechtswissenschaft noch immer ein Lehrer, den man selbst mitten unter Zweifeln und Widersprüchen gegen ihn, bewundert.

Für die allgemeine Methode dieser Wissenschaft sorgte er durch die Höchstnöthigen Cautelen, die ein Studiosus Juris, der sich zu Erlernung der Rechtsgelahrtheit auf eine kluge und geschickte Weise vorbereiten will, zu beobachten hat, welche im Jahr 1713. zu Halle erschienen, und drey Jahre vorher lateinisch gedruckt worden waren. Hierinne gab er eine überhaupt sehr wohlgetroffene Anweisung,

weisung, und lehrte besonders, wie er immer gern zu thun pflegte, gewisse herrschende Vorurtheile vermeiden. Dieses Buch hat auch seine merklichen Schwächen, theils in der fehlerhaften Abhandlung von der philosophischen Geschichte; theils in demjenigen, was der Verfaßer von der Mathematik und Naturkunde, zwo Wißenschaften die er am wenigsten kannte, schreibt. Er spricht der erstern den Nahmen einer Wißenschaft und die Fähigkeit Beweise zu führen, ab; in die andere aber trägt er nochmals seine seltsamen physicalischen Grundsätze aus der Geisterlehre hinein. — Zween andere lateinische Bücher des Thomasius stehen mit diesem in Verbindung. Eines ist mit dem Titel: Kurzer Entwurf der politischen Klugheit im Jahr 1707. deutsch herausgekommmen; das andere nannte er eine Probe der gerichtlichen Klugheit aus dem Natur- und Völkerrechte. So wie er in dem erstern eine Anwendung der philosophischen Lehren von der rathgebenden Klugheit für die Rechtsgelehrten machte: so suchte er ihnen in dem zweyten zu zeigen, daß sie ohne die philosophischen, historischen, mathematischen und andere damit verwandten Kenntniße, in ihrer Wißenschaft niemals zu einiger Festigkeit gelangen können. — Auch seine beyden Abhandlungen vom Glauben eines Rechtsgelehrten, und von der wahren Frömmigkeit deßelben, können hieher gerechnet werden. Beyde sind eines vorzüglich merkwürdigen Inhalts. Die erstere beschäftigt sich zwar beyläufig auch mit dem Glauben in Religionssachen, und trägt darüber manche sonderbare Gedanken vor; aber hauptsächlich untersucht sie, wie vorsichtig man in Streithändeln und gerichtlichen Beweisen glauben müsse, und zeigt, daß man mit diesem juristischen Glauben den historischen nicht vermengen dürfe. Bey dieser Gelegenheit giebt

ſich Thomaſius viele Mühe, die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit überhaupt zu entkräften. Er hat zwar dadurch nicht mehr ausgerichtet, als andere vor ihm und zu ſeinen Zeiten, vornemlich in dem berühmten diplomatiſchen Kriege; allein Behutſamkeit in der hiſtoriſchen Critik kann man hier auch von ihm lernen. In der zweyten dieſer Abhandlungen erörtert er den philoſophiſchen und theologiſchen Begriff von der Frömmigkeit; behauptet, daß Aberglaube und Gottesverleugnung dem Staate gleich ſchädlich ſind, und daß niemand wegen einer bloß ſpeculativiſchen Gottesverleugnung beſtraft werden könne, und erklärt endlich die beſondere juriſtiſche Frömmigkeit, oder vielmehr was mit einem eigenen alt Römiſchen Worte (pietas) in beſonderer Bedeutung ausgedrückt iſt.

Unter den beſondern Gattungen der Rechtsgelehrſamkeit, hat Thomaſius beynahe den meiſten forſchenden und beſſernden Fleiß auf das Römiſche bürgerliche Recht gewandt. Die Geſchichte deſſelben, welche er geſchrieben hat, iſt zwar nur ein ſehr kurzer Entwurf; aber in einem eigenen Buche hat er die Fehler dieſer Rechtsgelehrſamkeit vor den Zeiten des Kayſers Juſtinianus deſto genauer entwickelt. Und eine Menge ſeiner academiſchen Streitſchriften zielt eben darauf, zu zeigen, daß auch die von dem gedachten Fürſten eingerichtete Rechtsgelehrſamkeit voll von Mängeln ſey. Er beſtreitet öfters die vermeinte Billigkeit der alten Römiſchen Geſetze; noch mehr ſucht er zu beweiſen, daß dieſes Recht in den neuern Zeiten wenigen Nutzen habe; oder doch, wie viele Einſchränkung nöthig ſey, um es noch immer brauchbar zu machen. Seine Unterſuchungen über die Gründe und Abſichten der Geſetze ſind meiſtentheils ſehr ſchätzbar: und in ihrer Auslegung erhebt er ſich leicht und glücklich über die groſſe Verſchiedenheit der Meinungen.

Wenn

Wenn er hin und wieder die Römischen Rechte etwas unglimpflich beurtheilt haben sollte: so waren sie dagegen von andern desto partheyischer gepriesen worden. Er sah überall auf das Gemeinnützliche: und an den Vorschlägen, die er in mehrern Schriften zur Abstellung der unerträglichen Weitläufigkeit der Processe that, erkannte man insonderheit den Mann von Einsicht und Thätigkeit.

Er verstand auch den Werth der deutschen Rechte überaus wohl, die den Römischen so oft in unserm Vaterlande weichen müssen. Es war eine seiner Absichten, ihnen ein lebhafteres Ansehen zu verschaffen: und er hat deswegen verschiedene Materien aus denselben, in Vergleichung mit jenen, bearbeitet. So hat er insbesondere in der Abhandlung vom Unterscheide zwischen der Gerichtsbarkeit und den Obrigkeiten, nach den Sitten der Deutschen, gezeigt, daß diese Lehre weit glücklicher hätte angewandt werden können, wenn man nicht die deutsche Einfalt mit den Künsteleyen der Römischen Rechte vermengt hätte. — Das den Deutschen so eigene Lehnrecht wurde von ihm eben so wenig vernachlässigt. Er sagt sogar in einem im Jahr 1714. herausgegebenen Berichte von seinen Vorlesungen, daß er in keinem Rechte mehr Vorurtheile und Verwirrungen gefunden habe, als in diesem, die er auch noch nicht vermögend gewesen sey, durchaus zu berichtigen. Gleichwohl hatte er seit vielen Jahren seine Bemühungen daran gewandt. Der wichtigste Beytrag, den er dazu mittheilte, waren seine Auserlesenen Aufsätze über das Lehnrecht (Selecta Feudalia) vom Jahr 1708. Er klärt darinne die Geschichte des deutschen Lehnrechts vortrefflich auf, und bereichert es besonders mit einer Hauptquelle, durch die Bekanntmachung der Schrift eines ungenannten Gelehrten der

mittlern Zeiten. — Um das deutsche Staatsrecht machte er sich gleichfals verdient. Von seinen Kenntnissen dieser Art legte er zuerst in den Anmerkungen einen Beweis ab, welchem er schon im Jahr 1695. einer neuen Ausgabe des berühmten Buchs von Pufendorf beyfügte, das dieser, unter dem angenommenen Nahmen Monzambano, von dem Zustande des deutschen Reichs geschrieben, und darinne über die Gebrechen desselben seine Meinung sehr frey gesagt hatte. Thomasius trat auf seine Seite; nachmals aber handelte er manche Materien des deutschen Staatsrechts, auch des allgemeinen Völkerrechtes, in besondern academischen Schriften ab. So vertheidigte er das Recht der Deutschen Reichsstände, Städte zu errichten, oder bereits vorhandenenen Gemeinheiten das Stadtrecht zu ertheilen; — er behauptete, daß eben denselben die Macht zustehe, selbst wider das in Deutschland übliche Recht Gesetze zu geben; — er erörterte das Recht der Fürsten, welche Kreisdirektoren sind, in der Vollstreckung gefällter Urtheile; — auch untersuchte er das freye Zufluchtsrecht, das den Palästen der Gesandten zukommt.

Es ist einigermaaßen überflüssig zu sagen, was Thomasius bey der geistlichen Rechtsgelehrsamkeit geleistet habe, da er in der Verbesserung des Kirchenrechts eben auch darauf vorzüglich gesehen hat, es von den Ueberbleibsalen der päbstlichen Rechte zu reinigen. Doch verdient seine in eben derselben Absicht mit Anmerkungen veranstaltete Ausgabe von Lancelots berühmten Handbuche des canonischen Rechtes, noch genannt zu werden. — Aber auch in der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit seiner Zeiten, fand er viele Fehler, Vorurtheile und fürchterliche Mißbräuche. Ausser demjenigen, was bereits oben von seiner Schrift über den Ursprung des Hexenprocesses gemeldet

Digitized by Google

det worden ist, muß man auch hieher seine Abhandlungen vom Ursprunge des Inquisitionsprocesses, von der Entstehung, der Beschaffenheit, dem Fortgange und Untergange der sogenannten Westphälischen, oder Vehmen- und Frey-Gerichte, ingleichen von der Veranlassung, Abfassung und Absicht der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung des Kaysers Carls des Fünften rechnen. Besonders aber hat er in einer lehrreichen Schrift bewiesen, daß die Tortur oder Marter in den christlichen Gerichtshöfen ganz abgeschafft werden sollte. Allein die Stimme der menschlichen Natur und der ächten Gerechtigkeit selbst, hat nicht einmal bisher den Mißbräuchen dieser grausamen Strenge genugsam abhelfen, geschweige sie denn völlig aufheben können.

Zwo Sammlungen vieler seiner Aufsätze, die er selbst herausgegeben hat, gehören ebenfalls an diese Stelle. Die erstere ist seit dem Jahr 1720. in vier Quartbänden unter der Aufschrift ans Licht getreten: **Ernsthafte, aber doch muntere und vernünftige Thomasische Gedanken und Erinnerungen, über allerhand auserlesene Juristische Händel.** Die zweyte erschien vom Jahr 1723. bis 1725. unter dem Nahmen: **Vernünftige und Christliche, aber nicht Scheinheilige Thomasische Gedanken und Erinnerungen, über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel,** und sie macht drey Theile in Octav aus. Obgleich beyde Sammlungen, und am meisten die erste, vor andern dem Rechtsgelehrten schätzbar sind; so treffen doch auch andere Gelehrte in denselben viel Merkwürdiges und Unterhaltendes an. Beyspiele daraus sind zum Theil schon in der vorhergehenden Erzählung angeführt worden. Man kann noch aus der erstern Sammlung hinzusetzen, was von dem Zustande eines

Atheistischen Gelehrten, von Verbesserung des Justizwesens, und Verkürzung der langen Processe, von der Concordien-Formel; von dem Stande und Rechte der aus ungleicher Ehe erzeugten Kinder und Fürstlichen Maitressen; von verkapptem Haß und Neid zwischen Collegen in Städten, ingleichen zwischen Gerichten und Advokaten; über die Frage: ob ein Lutheraner, wenn er Catholisch wird, die Seeligkeit verliere? vom Laster, wenn Priester ihrem Landesherrn die Absolution versagen; von der Behutsamkeit Evangelischer Fürsten in Bestrafung unruhiger Prediger, und über ähnliche Materien, gesagt wird. In der zweyten Sammlung lieset man Nachrichten vom Bodinus und Malherbe; Beyträge zur neuern Ketzergeschichte; eine Abhandlung von der Uneinigkeit der Gelehrten, wegen Bestrafung der Prediger; die Vorlesungen des Verfassers von den Vorurtheilen, und unter vielem andern auch eine Auslegung dunkler Stellen beym Cicero.

Beynahe giebt es also keine Wissenschaft, welche Thomasius nicht wenigstens in seinen Schriften berührt, und einige Urtheile über dieselbe gefällt hätte. Diese Zuversicht kam nicht sowohl aus einer allgemeinen Gelehrsamkeit her, die er besessen hätte, als vielmehr von vielen andern Ursachen. Sein trefflicher philosophischer Geist bahnte sich leichter als tausend andere, einen Weg in Gegenden, die er eben nicht lange durchgeforscht hatte, überschauete auch daselbst bald manche Fehltritte und übliche Verirrungen; und wagte wenigstens scharfe Blicke oder Vermuthungen, wo er nicht mit aller Zuverlässigkeit entscheiden konnte. Mit dem kühnen Muthe, der ihn überall hin begleitete, unterwarf er die Methode, den Vortrag, einzele Lehrsätzen, und die Anwendung mancher Wissenschaften seiner Beurtheilung, wenn er gleich

nicht

Digitized by Google

nicht im Stande war, in ihr Innerstes einzudringen. Da er überhaupt den richtigen Grund als zeitig angenommen hatte, vielerley Kenntnisse zum Dienste einer oder der andern Hauptwissenschaft mit einander zu verbinden: so war es nicht zu verwundern, wenn er oft gleichsam Streifereyen in ein angränzendes Gebiete vornahm. Endlich erleichterte ihm auch solche Unternehmungen, seine ausgebreitete Belesenheit in den besten Büchern aller Art: und sie war mehr als bloße Belesenheit, wie man in seinen Monathsschriften und in andern seiner Werke sehen kann. Er hatte eine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek gesammelt. Ein Denkmal derselben, und zugleich ein schätzbares Hülfsmittel der Bücherkenntniß, sind die **Summarischen Nachrichten von auserlesenen, mehrentheils alten, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern**, welche er vom Jahr 1715. bis 1717. in vier und zwanzig Stücken in Oktav ans Licht stellen ließ. Seine Absicht war, durch die darinne enthaltene Auszüge solche Bücher besonders bekannt zu machen, die zu einer gründlichen Rechtswissenschaft führen: und daher kommen sogar mehrere philosophische und historische, als der eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit gewiedmete darunter vor. Diese Nachrichten sind zwar von einigen seiner Freunde, und vermuthlich auch zum Theil Schüler, aufgesetzt worden; aber seine Denkungsart ist darinne kenntlich genug: hin und wieder mögen auch mit anderer Schrift gedruckte Anmerkungen von ihm selbst hinzugekommen seyn.

Schwer kann man es übrigens nicht mehr, wie zu den Zeiten des Thomasius selbst, nennen, die Stärke seiner Gelehrsamkeit, und den Umfang seiner Verdienste, aber auch seine Fehler, zu bestimmen. So lange er lebte, hinderten seine vielen dreisten Neue-

rungen, die Ungewißheit ihres Fortgangs, die Art auf welche er sie durchzusetzen suchte, die Menge seiner heftigen Gegner, und der gegen ihn erfolgten Widersprüche, selbst das Veränderliche in seinen Meinungen, und überhaupt die langwierige Gährung, welche er in dem Reiche der Wissenschaften, auch in der Kirche stiftete, alles dieses hinderte eine solche bedachtsame und unpartheyische Beurtheilung. Jetzt, da wir in einigen Stücken viel weiter als er gekommen sind, in andern einen Mann von seinem Geiste eben sowohl brauchen, als unsere Vorfahren, sehen wir den Sturm, den er erregt oder erlitten hat, nur in einer dunkeln Ferne, und geniessen entweder dankbar die Früchte seiner Arbeiten, oder legen seine mißlungenen Versuche ruhig auf die Seite.

Seine Gelehrsamkeit war nicht außerordentlich groß. Am weitläufigsten und gründlichsten scheint sie in der Rechtswissenschaft gewesen zu seyn. Die nächste Stelle nahm bey ihm die philosophische und historische Wissenschaft ein; die unterste, seine Kenntniß des gelehrten griechischen und römischen Alterthums. Wenn er in dieser letztern höher gestiegen wäre: so würden auch sein Geschmack und seine Urtheilkraft noch weit vollkommener seyn. Selbst seine Schreibart müßte dadurch ungemein gebessert worden seyn. Denn ob sie gleich überhaupt deutlich und lebhaft ist; so fehlen ihr doch oft Reinigkeit, Bündigkeit und Zierlichkeit, und insonderheit vermißt man diese Eigenschaften am häufigsten in seinen lateinischen Schriften.

Dennoch leiden dadurch seine wahren Verdienste keinen Abbruch. Ein Mann, der weiter nichts Grosses ausgeführt hätte, als daß er die Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben, mit einem solchen Kampfe so hoch empor gebracht hätte, als Thomasius, würde schon darum an eine unaufhörliche Dankbarkeit der

Nach-

Nachwelt Anspruch machen können. Aber wer auch so viel Licht in mehrere Wissenschaften einzuführen, so viele Vorurtheile zu stürzen, und überhaupt so unermüdet und so glücklich zum Besten der Gelehrsamkeit und der Rechte der Menschen zu arbeiten wüßte, als er: der würde mit gleichem Vertrauen, wie Thomasius, sich auf dasjenige berufen können, was er gethan hat; wenn gleich manches davon nur innerhalb Versuche stehen geblieben ist.

Daß man ihm nicht früher eine allgemeine Gerechtigkeit hat widerfahren laßen, daran waren zwar seine Zeiten etwas schuld; aber er trug selbst dazu noch mehr bey. Er schrieb zu spöttisch und zu beleidigend; war als Schriftsteller offenbar zu voll von Leidenschaften; warf nicht selten Mißbrauch und Gebrauch einer Sache oder Wissenschaft zugleich weg; verließ sich oft zu sehr auf seinen Scharfsinn, und mengte sich daher in zu viele Untersuchungen, denen er nicht völlig gewachsen war. Auch riß er wirklich mehr nieder, als er aufbauete, und als man sogar in manchen Fällen vor baufällig halten konnte; behandelte herrschende Meinungen und ihnen zugethane Gelehrte, die sonst Hochachtung verdienten, verächtlicher als es nöthig war; gab unvorsichtiger Weise Blößen, auf die man aufmerksam war, um sie zu seinem Schaden zu gebrauchen, und schien überhaupt nach einem gebieterischen Ansehen unter den Gelehrten zu trachten. Oefters war zwar in der That bloß der Schein gegen ihn; allein es waren doch auch würkliche Fehler, in welche ihn seine ungestüme Hitze, mitten unter den besten Absichten und der reinsten Wahrheitsliebe, stürzten.

Ihm gebührt ohne Zweifel der ehrwürdige Nahme eines Reformator; und gleichwohl können diejenigen, welche ihn jetzt oder künftig auf eine Ehrenvolle und gemeinnützliche Art führen wollen, nicht

leicht ein warnenderes Beyspiel für sich finden, als das seinige. Wenn es zu allen Zeiten viele Vorurtheile und Gebrechen unter den Christen und Gelehrten giebt, nicht bloß augenscheinliche, sondern noch mehr tief und versteckt liegende, welche aufzusuchen, zu bestreiten und auszurotten, nur einem weitsehenden, kühnen und unerschrockenen Manne vorbehalten ist: so sind doch die Mittel, deren er sich dazu bedienet, keineswegs gleichgültig. Er kann zwar den elenden Partheyengeist, der im Jahr 1778 eben so schwärmerisch, verkezernd und verfolgend bleibt, als er es im Jahr 1678 war, ohne Bedenken verlachen: und es ist Pflicht, demselben ohne Schonung die Spitze zu bieten, wenn er auch in einem ganzem Lande der einzige wäre, der es wagte. Allein die nützlichsten neuen oder wieder aufgeweckten Wahrheiten müßen doch mit einer gewissen Achtung gegen rechtschaffene und gelehrte Männer, vorgetragen werden. Niemals läßt sich die Welt verbeßerte Einsichten bloß aufdringen, sich durch Hohngelächter, einen zu entscheidenden Ton, oder gar durch Schimpfworte, zur Annehmung derselben nöthigen. Sie will sanft belehrt, und Schrittweise zur Erkenntniß von Fehlern geleitet werden: jeder stolzklingende und polternde Versuch dieser Art dient mehr dazu, sie wider sich einzunehmen. Hätten manche vortreffliche Männer diese Ueberlegungen angestellt, zu welchen die Geschichte so oft ungezwungen führet: so würden sie, bey aller ihrer Fähigkeit, die Welt zu erleuchten, nicht in einem fast beständigen Anfall von Hitze geschrieben, und eben daher nicht so viel Uebereiltes, Hartes und Unbestimmtes ausgeschüttet, nicht mit einer trotzigen Spottsucht die Menschen, welche sie unterrichten wollten, wider sich gereizt, noch dasjenige was sie glücklich zu bauen anfiengen, mit der andern Hand beynahe wieder umgestürzt haben.

Thos

Thomasius starb am 23sten September des Jahrs 1728. im vier und siebzigsten Jahre seines Alters. So viel man an seinen Meinungen und Schriften zu tadeln gefunden hatte; so wenig Vorwürfe konnte man seinem Leben und seinen Sitten in der bürgerlichen Gesellschaft machen. Man rühmt seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit, ein sehr leutseeliges und mildthätiges Betragen, angenehmen Umgang, Mäßigkeit und ausnehmende Arbeitsamkeit in der Verwaltung seines Amtes mit einander verbunden. Sein fast funfzigjähriger Ehestand war vergnügt: und auch die gute Erziehung seiner Kinder gereichte ihm zur Ehre. Als er die Annäherung des Todes verspürte, übergab er gelaßen sein Amt seinem bereits bestimmten Nachfolger, wiedmete sich ganz andächtigen Betrachtungen und Uebungen, und endigte sein Leben mit einem ausdrücklichen Bekenntnisse, daß der Glaube der Evangelischen Kirche auch der seinige sey.

Vielleicht ist der Dank der Nachwelt gegen ihn nicht so groß, lebhaft und anhaltend gewesen, als man hätte erwarten können. Er wurde freylich in Ansehung der Philosophie bald verdunkelt: Witz, Schreibart und andere Gaben eines Schriftstellers, sind nach seiner Zeit in Deutschland weit vollkommener geworden: und überhaupt ist vieles verfeinert worden, was er nur im Gröbsten und Anstössigsten gereinigt hatte. Aber wenn man ihm auch den Nahmen eines großen bewundernswürdigen Geistes nicht beylegen wollte: so kann ihm doch niemals der Ruhm eines edeln freyen Deutschen, eines um sein Vaterland und um die Wissenschaften unsterblich verdienten Mannes, versagt werden.

* * *

Einen Theil seines Lebens, denjenigen hauptsächlich, welchen er in Leipzig zugebracht hat, hat Thomasius selbst sowohl in seinen Juristischen, als in den vermischten Händeln, sehr ausführlich beschrieben. Daß solches auch

unp-

unpartheyisch geschehen sey, wird zwar niemand behaupten; aber dennoch habe ich aus diesen Nachrichten grossen Nutzen gezogen.

Die auf seinen Todt im Nahmen der Universität Halle ausgefertigte Gedächtnißschrift, habe ich aller angewandten Mühe ohngeachtet, eben so wenig, als das so oft gedruckte vollständige Verzeichniß aller seiner Schriften erhalten können.

In den Actis Eruditorum vom Jahr 1729. steht ein sehr kurzer Abriß seines Lebens und seiner Verdienste, der zwar die Leser wenig befriedigt, aber doch seiner Absicht angemessen, und des Verfassers Johann Friedrich Christs, meines unvergeßlichen Lehrers nicht unwürdig ist.

Was Christian Polycarp Leporin im Andern Theil seiner Germania litterata vivens, oder des jetztlebenden gelehrten Deutschlandes, im Jahr 1725. vom Thomasius erzählt und geurtheilt hat, ist zum Theil besser gerathen, als man nach der schlechten Einkleidung sich versprechen sollte.

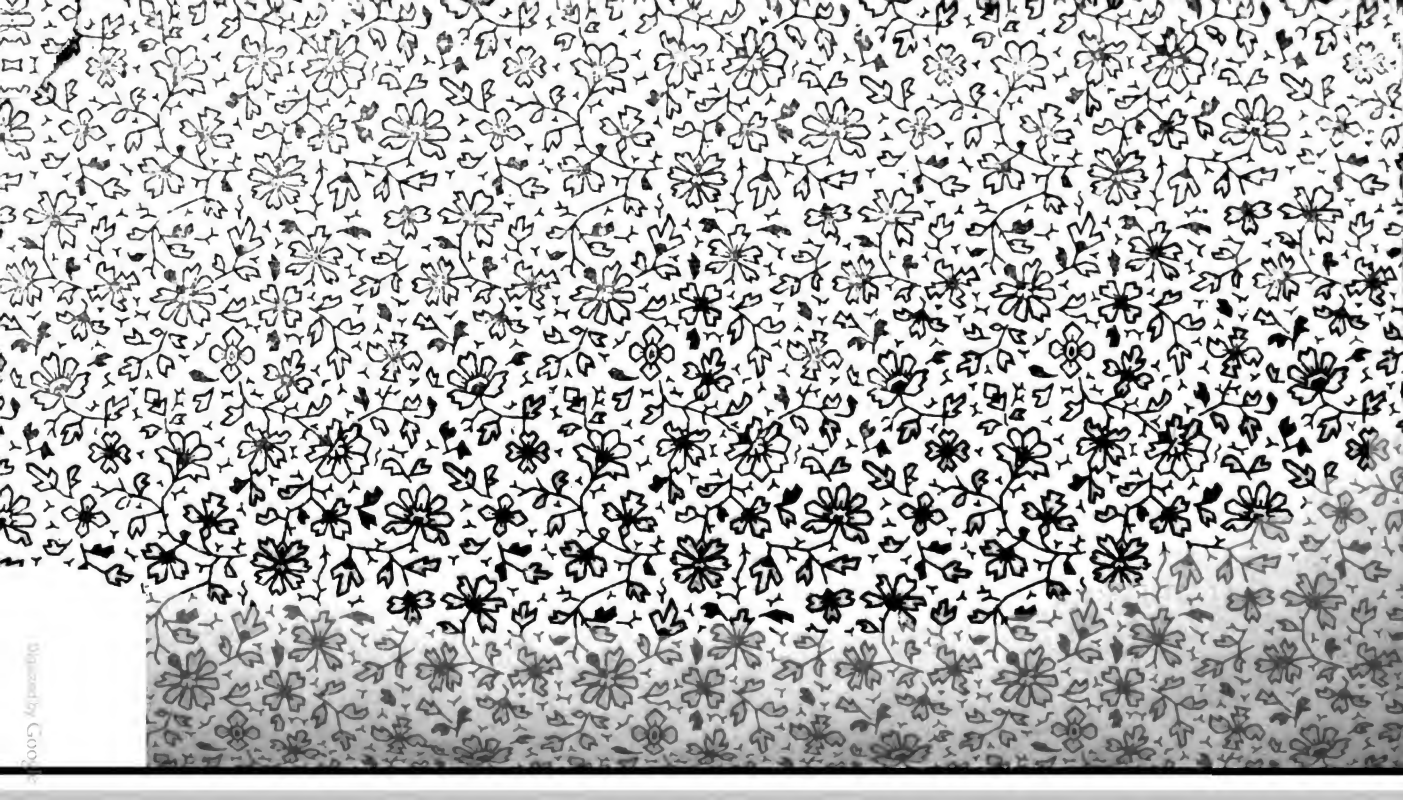
Freylich hat ihn Brucker (in der Hist. Crit. Philosophiae T. IV. Part. alt.) an scharfsinniger Beurtheilung weit hinter sich zurück gelassen. Doch war es auch sein Endzweck nur, den Thomasius, als Philosophen betrachtet, abzuschildern.

Von den Streitigkeiten des Thomasius findet man in verschiedenen Theilen von Joh. Georg Walchs Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche, besonders aber im Anfange des dritten, viele brauchbare Nachrichten, und auch einige gemäßigte Urtheile.

Da man von einem solchen Manne begierig ist, viele besondere Umstände und Züge kennen zu lernen, und ich vergebens aus zuverläßigen Quellen solche zu schöpfen versuchte; so habe ich sogar in den grossen Schutthaufen der neuern Gelehrsamkeit darnach gewühlt, insonderheit im dritten Theil von Gundlings sogenannter vollständiger Historie der Gelahrheit. Aber diese meine Mühe ist schlecht belohnt worden.

Endlich muß ich zu meiner Rechtfertigung hinzusetzen, daß das Bild des Thomasius, welches man vor diesem Bande erblickt, bloß aus Ermangelung eines bessern Original, nach dem ich umsonst getrachtet habe, von demjegen copirt worden sey, das den Summarischen Nachrichten von seiner Bibliothek vorgesetzt ist.

Ende des fünften Theils.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google